Des Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Directors der Philologischen Classe der K. Akademie der Wissenschaften,

Jüdische Briefe,

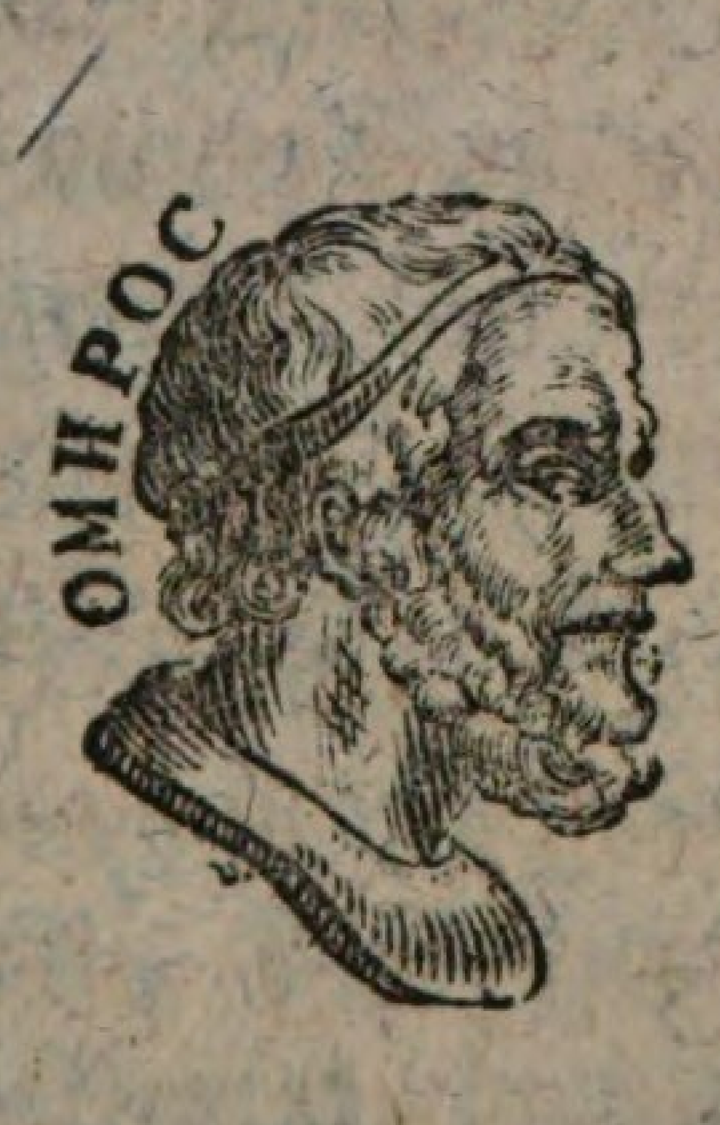
oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel,

zwischen einem Juden, der durch verschiedne Länder von Europa reiset, und seinen Correspondenten an andern Orten.

Aus dem Französischen, mit des Herrn Verfassers Vermehrungen und Verbesserungen übersetzt.



Sechster Theil.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1766.

An Meister Niklas
Barbier des Erlauchten
Don Quixotte von Mancha.

Ich kann Euch, mein werther Meister Niklas, nicht sagen, was für ein großes Vergnügen ich empfinde, daß ich Euch einen Band von den Jüdischen Briefen zueignen kann. Ihr stellt in dem unvergleichlichen Romane des Michael von Cervantes einen so wichtigen Mann vor, daß ich, nachdem ich Euren Hochansehnlichen Freunden, dem Herrn Don Quixotte und Sancho Pansa, meine Ergebenheit und Ehrerbietung bewiesen habe, mich fast nicht enthalten konnte, Euch eben diese Merkmale meiner Hochachtung und Freundschaft zu

geben. Ich habe auf eine günstige Gelegenheit dazu schon so lang gewartet, daß ich fast zweifelte, ob ich jemals eine dergleichen bekommen würde. Doch ein gewisser Arzt, der es durch lange Erfahrung worden ist, hat mir zu meinem größten Glück eine Gelegenheit verschaffet. Gleich bey dem ersten Anblicke habe ich zwischen ihm und Euch eine so besondere Aehnlichkeit wahrgenommen, daß ich mir es für ein wahres Vergnügen achtete, wenn ich Euch davon Nachricht ertheilte.

Ihr waret ja nichts weiter, als ein armseliger Dorfbarbier, der sein Handwerk ziemlich ungeschickt trieb; Er war anfänglich nur einer von jenen elenden Marktschreyern, die vermittelst ihrer Pülvergen und Tropfenfläschgen kümmerlich ihr Brod verdienen.

Nach der Zeit halfet Ihr Euch so weit in die Höhe, daß ein, obwohl freylich ziemlich unwissender Klosterbruder aus Euch wurde: Jener hingegen begab sich unter die herumziehenden Menschenmörder, welche die erzürnten Parcen zum Untergange des menschlichen Geschlechts beym Leben laßen, und die mit Hülfe etlicher erbettelter Zeugnisse und Ur-

kunden die Leichtgläubigkeit der Einfältigen betrügen, und diejenigen meistentheils ungestraft zum Tode befördern, welche so dumm sind, daß sie sich ihren Händen anvertrauen.

Euer Fierabrasbalsam machte, daß Euer Freund Sancho sich fast zum Todte brach: Und die Arzneymittel Eures würdigen Nachahmers bringen fast immer die Kranken, die er in die Cur bekommt, so weit, daß sie den Geist aufgeben.

Ihr wurdet es überdrüßig, Bauern den Bart abzunehmen, und von Zeit zu Zeit einige Pflaster aufzulegen. Daher überließet Ihr Euch ohne Bedenken dem edlen Triebe, in der Welt herumzulaufen. Ihr faßtet den muthigen Entschluß, böse Ränke zu richten, und der Ungerechtigkeit zu steuern. Dieses kostete Euch aber so viel, daß Ihr gleich in Eurem ersten Kampfe derb zu Boden geworfen wurdet. Euer getreues Ebenbild, der quacksalberische Arzt, wurde es ebenfalls satt, Menschen zu ermorden; oder er war vielmehr ganz untröstlich, daß er niemanden fand, der mit sich also wollte verfahren laßen. Er gerieth daher auf den Einfall, ein Schriftsteller zu werden, und

es gelung ihm zur Strafe für seine Sünden, gerade eben so schlecht, als Euch, bey Eurer irrenden Ritterschaft. Alle Tage muß er sich Nasenstüber und Ohrfeigen gefallen laßen; aller Vermuthung nach wird es der arme Schelm in kurzem erleben, daß er völlig in Eure Fußtapfen tritt. Wenn die Ribbenstöße, und derben Schläge ihm zu arg werden, so wird er wohl den schönen Wissenschaften entsagen, und sich wieder auf seine Quacksalberbank begeben. Sollte dieses noch nicht zureichen, ihm aus der Noth zu helfen, so wird er ein Schmaruzer werden, und sich in den Winkel einer guten Küche hineinschmiegen. Aus dieser wird er sich wenigstens eben so schwer herausjagen laßen, als ehemals Sancho Pansa aus der Küche des reichen Gamasche. Ich bin

Meister Niklas

Euer

ergebenst gehorsamster Diener
Der Uebersetzer der jüdischen Briefe.

Vor=

Vorrede des Uebersetzers.

Ich hatte es am Ende der Vorrede zu meinem fünften Bande wohl vorausgesagt, ich würde es nächster Tage erleben, daß von meinem Buche einige schlechte Nachahmungen zum Vorschein kommen würden. Es haben sich wirklich zwo auf einmal sehen laßen. Damit ich den Leser nicht gar zu lang aufhalte, so will ich einer jeden nur mit ein paar Worten gedenken.

Die erste Schrift hat die Ueberschrift: Anecdotes historiques, galantes et litteraires [1]), und außer dieser findet sich nichts wichtiges und sonderbares darinnen. Sie enthält weiter nichts, als eine sehr schlechte Sammlung schon oft wiederholter Mährgen, lächerlicher selbst ersonnener Begebenheiten und Umstände von einzelnen Leuten, welche theils falsch, theils schimpflich sind. Die Schreibart darinnen ist so elend abgefaßt, daß man unter andern lächerlichen Ausdrücken von Leuten hört, welche sich die Schuhe putzen laßen, damit sie nach Hofe gehen können [2]). Es würde mir wohl schwerlich eingefallen seyn, an eine so verächtliche

1) Historische, verliebte und gelehrte geheime Nachrichten.
2) Anecdotes T. I. p. 154.

Schrift hier nur im mindsten zu gedenken, wenn nicht Leser, die keinen sonderlichen Unterschied zu machen wissen, und einen sehr schlechten Geschmack haben, mir diese zu meiner Schande beygelegt hätten. Hiernächst findet man unglücklicher Weise meine Briefe darinnen auf solche Art gelobt, daß sie mehr beschimpft, als den Leuten angepriesen werden.

Die zweyte führt die Ueberschrift: Correspondance Historique, Philosophique et Critique etc. **Oder historischer, philosophischer und kritischer Briefwechsel zwischen Arist, Lysander, und noch ein paar andern Freunden, statt einer Antwort auf die jüdischen Briefe.** Die Verfasser sind, wie es heißt, etliche ausgehungerte, und ums Lohn gedungene Schriftsteller, die ein gewisser Buchhändler im Haag zu dem Ende unterhält. Indessen mag es damit seyn, wie es wolle, es ist eine stückweise abgefaßte Schrift, wie die meinige. Es ist fast, als ob die Verfasser davon nicht wüßten, woher sie Stof genug zu deren Ausfüllung hernehmen sollten; sie bedienen sich also in jedem Briefe, zween oder dreyer Sätze aus einem von meinen Briefen. Diese umschreiben sie ohngefähr eben so vernünftig, als die Ausleger des Aristoteles, oder der Offenbarung Johannis. Dieses zu zeigen, mögen zwey oder drey merkwürdige Beyspiele genug seyn. So viel Mühe will ich mir nicht machen, daß ich diesen Herren in ihren kunstrichterlichen Ausschweifungen weiter nachgehe, und den Lesern

auf

auf solche Art mit unnützen Wiederholungen verdrüßlich werde.

I. Ihre Unwissenheit in den eingeführten Gewohnheiten legen sie so sehr an den Tag, daß sie mir einen bloßen Spaß für ein würkliches Verbrechen auslegen, den einjeder, welcher die Sprache versteht, durchgängig angenommen hat. Sie sind sehr übel auf mich zu sprechen, daß ich mir Mühe gegeben habe, die Rechtsgelehrten durch den Namen **gedultiger Ehemänner** vergebens zu beschimpfen [3]. Kann wohl jemand einen erbärmlichern Schluß machen? Heißt denn dieses, man will den Cujacius, den Bartholus, und Du Moulin verunehren, wenn man behauptet, die Freyheiten und Vorrechte wären gar zu weit ausgedehnt, die man Eheweibern, welche sich von ihren Männern scheiden, eingeräumt hat? Wenn ich die Rechtsgelehrten durch die Benennung **gedultiger Ehemänner** verunehret habe, so hat also der berühmte Des-Preaux dem guten Namen aller Pariser einen Schandfleck angehangen. Denn ich finde in seiner 10ten Satyre eben diesen Gedanken mit noch viel heftigern Worten, als die meinigen sind, ausgedrückt. Daselbst heißt es:

As-tu donc oublié, qu'il faut qu'elle y consente?
Et crois tu, qu'aisement elle puisse quitter
Le savoureux plaisir de t'y persecuter?
Bientòt son Procureur pour elle usant sa plume
De ses pretentions va t'offrir un Volume
Car, *Grace au Droit reçu chef les parisiens*
Gens de douce nature, et *maris bon chretiens*
Dans ses pretensions une femme est sans bornes.

 Weißt

3) Maris débonaires. Correspondance I.

Weißt du nicht mehr, daß sie ihr Ja drein sprechen müsse?
O das Vergnügen dich zu quälen schmeckt so süße,
Glaubst du, daß sie so leicht es fahren laßen kann?
Bald sezt ihr Advocat, für sie die Feder an,
Um in ein ganzes Buch, was sie verlangt zu faßen.
Denn Kraft des Rechts, das die Pariser gelten laßen,
Als Leute guter Art, die fromme Männer sind,
Begehrt ein Weib gar viel, und handelt nicht gelind.

Solchergestalt redet Des-Preaux viel unverantwortlicher, als ich. Es ist würklich Schade, daß Cottin und Pradon in ihren Beurtheilungen über die Schriften dieses großen Mannes, dem Meister Niklas, und seinen Amtsbrüdern nicht zuvorgekommen sind, und ihnen nicht eine so gründliche und gelehrte Anmerkung an die Hand gegeben haben.

II. Weiter haben diese gelehrten Kunstrichter dieses an mir auszusetzen, daß ich die Christen Nazaräer genennt habe. Dieses ist, sprechen sie, der Name, den er uns giebt, und denkt Wunder, wie sehr er uns damit ärgert. Da ihn aber Jesus Christus sich hat gefallen laßen, so können wir uns billig eine Ehre daraus machen 4). Das klingt ja vortreflich! Gewiß ich sollte fast glauben, diese Leute hätten weiter nichts, als den Christlichen Kinderlehrer, oder das geöfnete Paradis gelesen 5). Wenn sie von den Büchern auch nur die mindste Kenntniß hätten, so müßten sie wissen, daß den Christen in allen Büchern, die von morgenländischen Schriftstellern geschrieben sind, oder, als von ihnen geschrie-

4) Correspondance I.
5) le Paedagogue Chretien, und le Paradis ouvert à Philagie.

schrieben vorgestellt werden, fast immer der Nazaräer-Name beygelegt wird. Unter zehen tausend Beyspielen, die ich zu diesem Endzwecke anführen könnte, will ich es bey diesem bewenden laßen, das mir gegenwärtig der Kundschafter an den Höfen christlicher Fürsten an die Hand giebt. Es kann dieses dem Meister Niklas und seinen Mitbrüdern zum Unterrichte dienen. Ich bin, sagt der verkappte Muselmann 6), gar kein Freund von Schmähschriften, und pflege von gekrönten Häuptern nicht gern verächtlich zu reden. Indessen sind die Nazaräer so dumm, daß sie mich nöthigen frey heraus meine Meinung zu sagen. Ich habe in meinem Leben keine so einfältigen Leute gesehen. Ueber diese Stelle mögen die Kunstrichter nachdenken, damit sie nicht, wenn sie irgendwo in einem Buche den Ausdruck Nazaräer lesen, auf eine lächerliche und abgeschmackte Weise zu Mönchsmäsigen und Schulfüchsischen Anmerkungen verleitet werden. Ich kann ihnen noch mehr sagen. Der Name eines Nazaräers wird gar nicht etwan in der Türkey für einen Schimpfnamen angesehen. Man betrachtet ihn vielmehr, als einen solchen, der noch vornehmer ist, als der Christen-Name. Und in den Vergleichen, welche Frankreich mit der Pforte macht, wird der König allemal der vornehmste König unter den Potentaten vom nazaräischen Glauben genennet. Meister Niklas, und seine Mitbrüder werden doch nicht

6) T. II. L. XC. p. 30.

nicht etwan sagen, die Ottomannische Pforte wolle Frankreich recht empfindlich ärgern, indem sie sich also ausdrückt? Sollten sie ja so ungereimt reden, so glaube ich ganz gewiß, es werde sich in kurzen irgend ein blödsinniger Capuciner finden, der in seinen Gedanken sehr witzig geantwortet zu haben dächte, wenn er spräche; da Jesus Christus den Namen eines Nazaräers geführt hätte, so müßten die Franzosen sich eine Ehre daraus machen.

III. Ich weiß nicht, ob etwan ein gleicher Grad der Schwärmerey mit der Maria Alacoka meine Kunstrichter antreiben möchte, sich ihrer anzunehmen. Indessen ist die Vertheidigung des Verfassers ihrer Geschichte eben so ungegründet, als lächerlich. Der Verfasser von dem Mystischen Leben der Maria Alacoka hat einen Fehler begangen, der ihm und seinem Amte unanständig ist. Er hat ihn erkannt. Es ist viel, daß sich in einem Prälaten dergleichen Demuth findet. Er wird den Kardinalshut nicht erhalten. Ist dieses nicht Strafe genug für ihn? Er würde sehr unrecht handeln, wenn er sich rühmte, daß er der Verfasser eines solchen Buchs wäre. Wenn er so dächte, was hätte er denn eben nöthig, alle Abdrücke davon aufzusuchen, damit ja nicht etwan eines in den Händen der Leute bleiben möchte. Es wird nicht leicht jemand seyn, der nicht, bey Lesung dieser Stelle, treuherzig glauben sollte, der Herr von Sens habe sich selbst bemühet, die Abdrücke von seinem

nem Buche aus den Händen der Leute wegzu-
bringen. Allein es ist dieses eine Unwahrheit, die weiter keiner Widerlegung bedarf, als den Ausdruck des ehrlichen P. Valerianus: Mentiris impudentissime; du bist ein unverschämter Lügner. Sie hat keinen bessern Grund, als das, was man 5 oder 6 Zeilen weiter unten an mir auszusetzen hat, daß ich in meinen Urtheilen zu voreilig bin, und die Unbesonnenheit eines Prälaten gut heiße, damit ich andere verdammen könne. Diese zweyte Lügen ist noch viel ungereimter, als die erste: Immaßen in der ganzen Stelle eben so wenig an die Prälaten, als an die Imans von Mecca gedacht wird. Der Leser kann sich mit leichter Mühe erkundigen, ob es damit seine Richtigkeit hat; und ich erbiete mich dieserhalb ihm mit einem theuern Eidschwure die Versicherung zu geben: Ich will nemlich, wenn ich ihn unrecht berichte, mir gefallen laßen, daß er mich für einen eben so blödsinnigen Mann, und eben so großen Lügner ansieht, als meine Kunstrichter.

IV. Sie sind deswegen übel auf mich zu sprechen, daß ich gesagt habe, große Gegenstände wären den Franzosen untersagt, und ein Metaphysiker müsse seine Weltweisheit nach den Grundsätzen des Staats, und nach den Träumen der Mönche einrichten. „Ein Weltweiser, sprechen meine „Kunstrichter, darf seine Weltweisheit nicht „nach den Grundsätzen des Staats einrichten, „wenn er sie nicht vorher der Vernunft gemäß „eingerichtet hat. Wenn wir ihren Grundsä-

„tzen

„tzen folgen, so werden wir niemals etwas „schreiben, das uns den Bann, oder die Züch„tigungen der Obrigkeit zuziehet". Ich will es meinen Kunstrichtern sogleich beweisen, daß sie nicht allein die allerunwissendsten Leute von der Welt, sondern auch die allerunverschämtesten sind. Ich frage sie, ob nicht Galiläus ein großer Mann war, da er sich den Vorschriften der Vernunft gemäß verhielt? Dieses können sie nicht in Abrede seyn. Was ist ihm aber gleichwohl nicht wiederfahren? Niemanden ist es unbekannt, ausgenommen etwan meinen Kunstrichtern, daß er in seinem sehr hohen Alter in die Gefängnisse der Inquisition gesezt wurde, und darinnen lange Zeit schmachten mußte. Verbannte das Parlament zu Paris nicht im Jahre 1624 drey Gelehrten auf immerdar, weil sie sich unterstanden hatten, Sätze zu behaupten, welche den Meinungen des Aristoteles zuwider waren. Gab nicht eben dieses Parlament sogar unter der Regierung Ludewigs des 14ten, wo die Wissenschaften so außerordentlich sehr im Flore waren, auf die Vorstellungen der Sorbonne, die Verordnung, daß man den Grundsätzen der Aristotelischen Weltweisheit nicht zu nahe treten könne, ohne zugleich den Lehren der Kirche zu nahe zu treten? Heißt dieses nicht den Leuten den Bann und die Züchtigungen der Obrigkeit zuziehen? Hätten meine Kunstrichter sich die Mühe genommen, diese Umstände in einem Briefe meines vierten Bandes zu lesen [7]), so würde es wohl nicht so weit gekom-

7) Der 172 Brief.

gekommen seyn, daß sie diese unbesonnene und lächerliche Regel herausgegeben hätten, wer den Grundsätzen der wahren Metaphysik folge, der werde niemals etwas schreiben, das den Bann oder die Züchtigungen der Obrigkeit nach sich zieht. Sie durften sich auch eben nicht weit nach Beyspielen umsehen, und hatten in eben diesem Jüdischen Briefe, den sie zu beurtheilen unternommen haben, gleich eines bey der Hand. Ich zweifle sogar nicht im mindsten, daß sie desselben Nachdruck völlig empfunden, daß sie es wohlbedächtig mit Stillschweigen übergangen, und sich hierdurch eben sowohl der Treulosigkeit, als der Unwissenheit schuldig gemacht haben. Hier ist dieses Beyspiel. Es giebt der Sache, wovon die Rede ist, völlig den Ausschlag. „Jener „berühmte Des-Cartes, dessen Weltweisheit „du mit so vielem Vergnügen gelesen hast, wur„de genöthiget, sich tief in die nordischen Län„der hinein zu begeben. Die Unwissenheit und „der Haß der Mönche verfolgten ihn daselbst. „Ohngeachtet er schon lange todt ist, so greifen „sie ihn doch noch alle Tage an". Wie kommt es denn, daß meine Kunstrichter an diesen Umstand nicht mit einem Worte gedacht haben? Mit diesem Beyspiele des Des-Cartes, wollen wir noch das Beyspiel von allen großen Weltweisen vereinigen, die aus Frankreich herstammen. Was für Verfolgung hat nicht Gassend ausgestanden? Hätte es bey den Geistlichen gestanden, so würde er wohl zwanzigmal verbrannt worden seyn. Seine Abhandlungen

wider den Aristoteles brachten die ganze Geistlichkeit wider ihn in den Harnisch. Bernier, ein Schüler dieses großen Mannes, wurde für einen Ketzer angesehen. Es kostete ihm unbeschreibliche Mühe, ehe er sich wegen der wider ihn angebrachten Beschuldigungen rechtfertigen konnte. Locke ist, was seine Person betrift, in Frankreich nicht verfolgt worden. Es ist auch die Ursache davon ganz leicht einzusehen. Er hielt sich in London auf. Allein sind nicht fast alle seine Schriften im ganzen Königreiche auf das strengste bis auf den heutigen Tag untersagt? Hat wohl irgend ein Buchhändler das Herz, seinen **Versuch von dem menschlichen Verstande**, ein vortrefliches Buch, wovon meine Kunstrichter vielleicht weiter nichts, als die Ueberschrift, und den Band kennen, zur Prüfung zu übergeben? So sieht es mit der Weltweisheit in Frankreich aus. Ich habe also mit gutem Rechte sagen können, daß **große Gegenstände den Franzosen untersagt sind, und ein Metaphysiker seine Weltweisheit nach den Grundsätzen des Staats, und nach den Träumen der Mönche einrichten müsse.**

Ich will diese Anmerkungen nicht weiter treiben. Sie sind schon hinreichend, nicht nur die Treulosigkeit und Ungerechtigkeit meiner sogenannten Kunstrichter zu beweisen, sondern auch mich bey einsichtigen und billig denkenden Leuten zu rechtfertigen. Dieses ist lediglich mein Endzweck in dieser Vorrede gewesen.

Der hundert und drey und achzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aron Monceca.

Ueber mein Stillschweigen kannst du, mein lieber Monceca, mit Fug und Recht Klage führen. Indessen muß du mir dieses wegen der Beschäftigungen, die mich, eher an dich zu schreiben gehindert haben, zu gute halten. Von den neuen Büchern, die du mir geschickt hast, habe ich einen Theil mit großem Vergnüben durchgelesen. Diejenigen, welche von der Weltweisheit handeln, haben in mir ein angenehmes Nachdenken erweckt, und ich habe mich etliche Tage hinter einander tausenderley Betrachtungen überlassen, die mir nicht Zeit

ließen, zu mir selber zu kommen. Ich hatte meinen Verstand mit weiter nichts, als mit gewissen Gedanken eingenommen, deren Verbindung ich aufsuchte. Ich habe alle Mühe zu meinem Zwecke zu gelangen, angewendet. Gleichwohl giebt es verschiedne, die ich mit etlichen andern zu vergleichen nicht vermögend war.

Unsere Rabbinen, mein werther Monceca, behaupten, daß wir einmal auferstehen werden, und jeder den Körper, den er hier bey seinem Leben in der Welt gehabt hat, wiederbekommen wird. Die Mahometaner glauben eben dieses, und die Nazaräer sind auch dieser Meynung. Solchergestallt kann man sagen, daß alle Religionen, die eine einzige Gottheit verehren, derselben beytreten. Die Möglichkeit davon erweisen sie aus einerley Grunde, und berufen sich auf die Allmacht Gottes, welcher, da er die Welt aus nichts erschaffen habe, auch nicht die geringste Mühe haben werde, einem Körper eben die Gestallt wieder zu geben, die er zuvor gehabt hat. Was die gelehrtesten und beredsamsten nazaräischen Lehrer sagen, dasselbe ist durchgängig weder stärker, noch nachdrücklicher, als das, was man in dem Alkoran lieset. Ohngeachtet in diesem Buche viele ungereimte Sachen stehen, so giebt es doch, in sehr vielen Stellen, einen erhabenen Begriff von der göttlichen Hoheit. Die Stelle, worinnen von der Auferstehung der Todten Meldung geschieht, ge-

gehört darunter. In dieser läßt Mahomet das höchste Wesen also reden: „Warum sollten die „Menschen nicht auferstehen? Sehen sie nicht „über sich den Himmel, wie wir ihn gebauet, „wie wir ihn geschmückt haben, und wie daran kein Tadel ist? Wir haben die Erde ausgebreitet, die Berge erhoben, und alle Gattungen von Früchten hervorwachsen lassen, „um dadurch unsere Allmacht zu offenbaren: „Wir haben den Regen vom Himmel geschickt, „und Gärten, angenehme Feldfrüchte für die „Schnitter, desgleichen Palmen, deren eine immer höher, als die andre ist, unsere Geschöpfe „reich zu machen, werden lassen. Der todten, „trocknen und dürren Erde haben wir das Leben gegeben. Also werden auch die Todten „aus den Gräbern aufstehen*).“ Nachdrücklicher kann man wohl der Auferstehung zum Besten nicht reden. Die Französischen, Englischen, Deutschen und andre Gottesgelehrte können davon keine überzeugendern Gründe angeben. Kann man wohl von der Möglichkeit, eine Sache auszuführen, tüchtigere Beweise anführen, als wenn man deutlich zeigt, daß der, welchem man ihre Ausführung zuschreibt, eine Menge anderer eben so schwerer Sachen vollendet und zu Stande gebracht habe?

Diese Gründe mögen auch noch so nachdrücklich scheinen, so merket man doch, bey aufmerk-

*) Alkoran, Hauptstück von der entschiednen Sache.

merksamer Prüfung derselben, daß sie mehr in die Ohren fallen, als gründlich sind. Freylich ist die Allmacht der Gottheit unermeßlich, sie kann die Materie eben so gut, als sie dieselbe erschaffen hat, auch wieder zernichten, und es kömmt bloß auf sie an, ob sie eine neue Welt aus dem Nichts hervorbringen will. Allein es giebt doch gewisse Dinge, die sie nicht bewerkstelligen kann, weil sie ihrer Weisheit und Größe zuwider sind. Ein Wesen, das eben so vollkommen ist, als sie selbst, kann sie nicht hervorbringen. Der Urheber des Bösen kann sie nicht seyn. Sie ist keiner Leidenschaft, der Eifersucht, des Haßes, der Wuth, fähig. Die klügsten Weltweisen räumen es ohne Bedenken ein, daß sie das Wesen der Dinge nicht ändern und etwann machen kann, daß zum Beyspiel ein Stab, auch ohne zwey Enden zu haben, ein Stab sey; Denn sobald als etwas nicht mehr zwey Enden hat, so ist es kein Stab mehr. Aus eben dem Grunde könnte Gott nicht machen, daß eine körperliche Sache ohne Ausdehnung sey, immasen alles körperliche nothwendig ausgedehnt seyn muß. Wenn jemand diesen richtigen Grundsatz einräumt, so ist es etwas leichtes, der Meynung, welche behauptet, daß bey der Auferstehung alle Menschen, die im Leben gehabten Körper wieder bekommen, sehr starke Gründe entgegen zu setzen.

Vors erste muß man betrachten, daß Gott gleich vom Anfange der Welt eine gewisse Menge

ge von Materie erschuf, die nach der Zeit zu Bildung aller der verschiednen Werke, die er erschaffen hat, hinreichte. Dasjenige also, woraus heut zu Tage die Bäume, die Felder, die Berge, die Menschen, u. s. w. von Mosopotamien werden, diente auch vor viertausend Jahren zu Hervorbringung, der Bäume, der Felder, der Berge, der Menschen, u. s. w. eben dieser Landschaft. Um von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt zu seyn, darf man nur die Augen auf dasjenige richten, was in allen Ländern vor sich geht. Man sieht daselbst das Getreyde, und die übrigen Pflanzen wachsen, die durch die Nahrung aus der Erde groß werden. Wenn diese hernach gegessen werden, so vergrößern sie den Umfang der menschlichen Körper. Eben diese Menschen sterben endlich und verwandeln sich in Erde, aus welcher zum zweytenmale Früchte hervorkeimen. Demnach ist in der Natur eine immerwährende Abwechselung, welche die Wirkung hat, daß zu Hervorbringung alles dessen, was sich alle Tage vom neuen bildet, eine gewisse Menge von Materie zureicht. Aus diesen Ursachen behaupte ich, daß es der Natur nach ganz unmöglich sey daß die Menschen eben denjenigen Leib, den sie gehabt haben, einmal wieder bekommen. Denn dasjenige, woraus die Glieder eines Menschen gebildet worden sind, ist eben also zu dem Baue von zwey tausend andern Menschen angewendet gewesen.

Um dieses deutlich zu begreifen, darf man nur bedenken, was auf einem flachen Felde vorgeht, wo nach einem blutigen Gefechte zwanzig bis dreyßig tausend Todte auf dem Platze bleiben. Man begräbt sie auf diesem Felde, welches davon vollkommen gedüngt und gutgemacht wird. Das Jahr darnach säen die Leute ihr Geträyde darauf. In jeder Aehre befindet sich eine Menge von jenen Theilgen, aus welchen die Körper der eingescharrten Soldaten zusammengesetzt gewesen sind. Diese veränderten, und in Geträyde verwandelten Theilgen dienen nunmehr, die Glieder vieler Menschen groß und stark zu machen. Ich setze den Fall, es befindet sich unter diesen ein junger Limosiner, der viel Brod ißt, und auf seinem Theile eine große Menge von demjenigen, was kurz vorher den Soldaten eigenthümlich gehörte, zu sich nimmt. Er nährt sich ein ganzes Jahr hindurch davon, und wird um zween Daumen größer. Nun möchte ich doch gerne wissen, wem diese Materie bey der allgemeinen Auferstehung einmal zugehören wird? Soll es der Soldat bekommen? So wird das Futteral von der Seele des Limosiners also um zween Daumen zu kurz werden. Soll es der Limosiner behalten, so wird dagegen der Kriegsmann zu kurz werden. Wir wollen noch weiter gehen, und die Verwandlung der Materie noch um einen Grad höher treiben. Wenn nun von ohngefähr ein Schwein das Ueberflüßige von der

Nah=

Nahrung des Limosiners gefressen hat, und einen Winter hindurch davon gemästet worden ist, so stecken wiederum in diesem unreinen Thiere viele Theile von den Soldaten. Dieses Thier tödtet ein hungriger Nazaräer; Er verzehrt davon einen großen Theil. Hernach schläft er bey seiner Frau, oder Beyschläferinn. Hier dienen die allerfeinsten Theilgen dieses Schweins, worunter ein großer Theil von den Soldaten ist, zu Bildung eines neuen Menschen. Wem gehört nun diese Materie bey der Auferstehung?

Eben diese Frage läßt sich auch in Ansehung der Körper der meisten Menschen aufwerfen. Vermöge der großen Veränderung, die in der, zu ihren Körpern genommenen, Materie vorgegangen seyn wird, sollte wohl nothwendig eine unendliche Menge von ihnen verstümmelt erscheinen. Es könnte leicht kommen, daß Julius Cäsar seine Ohren an einem vornehmen Geistlichen, und seine Nase an einer Hure zu sehen hätte. Es würde ihm nichts helfen, wenn er gleich spräche: Ich bin der Ueberwinder der Gallier und des Pompejus, und habe die ganze Welt bezwungen. Was! Ein Held, wie ich, soll ohne Nasen und Ohren erscheinen, da hingegen dieser kleine Pabst, und dieses lüderliche Weibsbild sich mit dem, was mir gehört, ausschmücken? Mich dünkt, ich höre den römischen Prälaten in einem hohen Tone antworten. Ein Heyde hat wohl etwan das Recht, einem nazaräischen Bi-

schoffe etwas streitig zu machen. Geht, geht, ihr Götzendiener, ihr Ruchloser. Euren Ohren wiederfährt mehr als zu viele Ehre, daß sie auf meinem Kopfe stehen. Sie haben das Glück genossen, hundert Jahre nach meinem Todte unter die Zahl der Heiligen zu kommen. Mehr als zweytausend Jahre lang hat man ihnen zu Ehren Weyrauch angezündet, und Loblieder gesungen. Würde es ihnen wohl so gut ergangen seyn, wenn sie nicht zu meinen Diensten gewesen wären? Wendet sich der römische Kayser an die Buhlschwester, so wird er von ihr eben nichts mehr, als von dem Bischoffe erhalten. Es wird heißen: Ihre ganz gehorsame Dienerin, mein gnädigster Herr Julius Cäsar. Ich habe große Hochachtung gegen Sie. Ich habe gar oft von Ihnen Bildsäulen auf dem mediceischen Weinberge und in andern Landhäusern gesehen, wo ich mit meinen Liebhabern spazieren ging. Diese haben mir wohl erzählt, daß Sie ein großer Mann gewesen wären. Allein Ihnen zu gefallen werde ich wahrhaftig nicht vor den Augen der ganzen Welt ohne Nase herumgehen. Sehen Sie unter den hier befindlichen vielen Leuten sich um, ob etwan jemand da ist, der eine Nase übrig hat. Solchergestallt wird der arme Julius Cäsar sich als ein verlaufener Soldat sehen lassen müßen. Er wird sich sehr glücklich zu schätzen haben, wenn er

noch

noch so gut wegkommt, und nicht den Schimpf hat, daß sein ganzes Haupt etwan zum Bau des Hintern an dem Thürsteher eines Kardinal gebraucht worden ist.

Ich weiß nicht, mein werther Monceca, wie ich es machen soll, daß ich den Seelen, deren Glieder also vermutzet seyn werden, aus ihrem Kummer und Sorgen heraushelfe. In der Weltweisheit finde ich keinen Rath: Will man sagen, es werde Gott, da er die Welt aus nichts erschaffen hat, gar nicht sauer werden, diese Seelen mit Leibern zu versehen, so werde ich diese Wahrheit ohne Bedenken annehmen. Hernach aber kann ich auch mit Fuge und Rechte hieraus schließen, daß dieses nicht eben diejenigen Körper seyn werden, die der Mensch mit sich in das Grab genommen hat, und folglich die Meynung, welche behauptet, daß wir mit unsern ehemals gehabten Leibern wieder auferstehen werden nicht richtig sey. Sollte jemand sprechen, Gott werde die Materie ausdehnen, und aus einem einzigen Erdenstäubgen, das zu diesem und jenem Körper gehört hat, soviel machen, daß dieser Körper daraus ganz gebauet werden könne, so läugne ich wiederum, daß dieses die ehemaligen Körper sind, weil alsdenn ihr Wesen verändert werden wird. Denn diese neue Materie ist ja nicht die vorige alte, und Gott kann ja nicht machen, daß eine Sache, die man noch nicht gebraucht hat, gebraucht wor-

den sey, da er das Wesen der Dinge nicht ändern kann.

Um mich deutlicher hierinnen zu erklären, will ich setzen, es sey in der Welt nicht mehr als ein einziger Menschenkörper. In diesen läßt Gott in einer Zeit von zehn tausend Jahren drey hundert Seelen kommen; Endlich giebt er den Befehl, daß alle die Seelen den Körper, welchen sie ehemals belebt haben, wieder an sich nehmen sollen. Hier werden nun nothwendig entweder dreyhundert Seelen in einem einzigen Körper beysammen stecken, oder Gott wird zwey hundert und neun und neunzig neue Körper erschaffen müßen. Dieses ist eine deutliche Wahrheit, wider welche alle die eitlen scholastischen Spitzfindigkeiten nichts ausrichten. Man mag darwider einwenden, was man will, so kann man doch etwas, das sich dem Verstande von sich selbst so deutlich vorstellet, nimmermehr leugnen.

An der Auferstehung der Todten, mein lieber Monceca, zweifle ich gar nicht; Ich glaube sie mit völliger Gewißheit. Nur bilde ich mir ein, es sey kein Grund vorhanden, wodurch man genau bestimmen könne, wie es dabey zugehen werde. Warum will man denn behaupten, daß wir unsere gehabten Leiber wieder bekommen? Was nöthiget uns denn ein Geheimniß zu erklären, das wir nicht verstehen? Die Nazaräer, besonders die Papisten wollen von dieser Meynung gar nicht abgehen. Ich bedaure sie wegen

gen ihrer Hartnäckigkeit. Ihre heiligen Bücher melden ihnen, daß die Leiber wieder auferstehen werden. Sie haben guten Grund, diese Meynung anzunehmen. Allein warum wollen sie denn nun so genau bestimmen, wie dieses zugehen wird? Warum sind sie damit nicht zufrieden, daß sie wissen, die Seele werde einmal wieder einen Leib bekommen? Was unterstehen sie sich festzusetzen, wie Gott mit der Zeit dabey sich verhalten solle?

In allen Religionen, mein lieber Monceca, ist dieses die Quelle aller Irrthümer, daß die Menschen auf eine lächerliche Art sich bemühen, die Geheimnisse des Allmächtigen zu begreifen. Sobald ihnen eine Sache nur Stück weise geoffenbaret ist, so wollen sie es gleich herausbringen, was für Mittel die Gottheit zu deren Bewerkstelligung erwählen wird. Ihre Schwachheiten legen sie dem Göttlichen Wesen bey, und bilden sich ein, es werde Mittel gebrauchen, welche in ihren Gedanken die besten und natürlichsten sind. Dadurch aber treten sie der Ehre der Gottheit zu nahe, und eignen ihr die allerungereimtesten Handlungen zu, die sich am allerwenigsten zu ihrem Wesen schicken. Unter dem Vorwande, daß sie den Begrif von ihrer Macht recht groß machen, verlangen sie von ihr, daß sie Sachen thun soll, welche der von ihr selbst festgesetzten, unwandelbaren Einrichtung gerade zuwider sind. Eine solche Sache ist die Auferstehung eben derselbigen Körper. Manchmal

mal gehen sie wohl gar so weit, daß sie den aller abgeschmacktesten Aberglauben, und die aller sichtbarsten Schelmereyen mit der Allmacht Gottes bemänteln wollen.

Ein Jesuit von Anneci, mit Namen Johann Ferrand, hat ja gar sich unterstanden, in einem sehr dicken Buche, worinnen er von der Verehrung der Reliquien handelt, zu behaupten, wenn sich in verschiednen Kirchen mehr als ein Körper von einerley Heiligen finde, so habe die Gottheit dieselben wunderbarer Weise zu Unterhaltung der Andacht gläubiger Seelen hervorgebracht *).

Zum Beweise dieses ungereimten Vorgebens giebt er Gründe an, gegen welche alle rechtschaffenen Nazaräer nothwendig einen Abscheu hegen müßen. Ich selbst, ohngeachtet ich ein Jude bin, gestehe dir aufrichtig, daß ich mit dem größten Unwillen gesehen habe, wie weit dieser Mönch seine Unverschämtheit treibt, und was

*) Vnum mihi sat erit in praesentia dicere, supremum numen suam procul dubio explicuisse potentiam in iis nominatim reliquiis multiplicandis seu replicandis, quae reuera non nisi vnae secundum vnitatem, et natura sua singulares existere poterant, vt sunt verbi gratia, praeputium, sanguis, aliaque id genus, quae cum ad corporis Christi perfectionem faciant, quae vel cum ipso, vel ab ipso, traxerint originem, nec diu illibatae seu integrae servari poterant, nisi diuina vis mirabilem in modum accessisset. Idem in aliis permultis singularibus Christi Diuorumque reliquiis videre est. *Joan. Ferrandi Disquisitio reliquiaria*, p. 7.

was für Schande er den allerheiligsten Geheimnissen seiner Religion anthut. Er stellt eine sehr nachtheilige Vergleichung an, die der Gottheit schimpflich ist. Dieses thut er bloß darum, weil er beweisen will, es sey möglich, daß von diesen fälschlich angegebenen Heiligen mehr, als ein Körper vorhanden sey. Indessen ließ sich dieses Geheimniß ganz sicher viel leichter, als jenes von der Auferstehung entwickeln. Er durfte nur gerade heraus sagen, der Geiz der Mönche sey daran Ursache, daß diese Reliquien sich so sehr vervielfältiget hätten. Es gehet damit, wie mit einem beliebten Weine. Jeder Weinschenke spricht, er habe dergleichen in seinem Keller, um dadurch sein Weinhaus ins Aufnehmen zu bringen. Hat er keinen solchen Wein, so macht er ihn selbst. Ist es nicht bekannt, daß die Hälfte von den Weinschenken in Paris ihren Burgunderwein in Surene, einem kleinen Dorfe nahe bey Paris, macht? Die Reliquien haben ihre Ehre größtentheils einem ungefähren Zufalle zu danken. Oft werden die Gebeine eines Seiltänzers, oder Gauklers dem H. Pacome, oder dem Heiligen Mathurin zugeeignet. Wie kläglich ist doch, mein lieber Monceca, die Blindheit der elenden Sterblichen, die sich durch unzähliche Schelmereyen, und Betrügereyen hinter das Licht führen lassen. Wir wollen uns dagegen bemühen, von den Vorurtheilen des gemeinen Pöbels frey zu bleiben.

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt, und glücklich

Cairo.

Der hundert und vier und achzigste Brief.

Aaron Monceca an Jacob Brito.

Ich werde nun ehestens, mein lieber Brito, aus Engelland weg, und auf etliche Tage nach Schottland gehen. Hernach will ich mich zu Schiffe wieder zurück nach Frankreich begeben. Bey meiner Ankunft in Paris hoffe ich ein überaus großes Vergnügen zu genießen, wenn ich zwischen den Sitten, Gebräuchen, und der Denkungsart der Franzosen und Engelländer, wovon die letztern mir noch im frischen Andenken seyn werden, eine richtige Vergleichung anstellen kann. Dieses wird mir Gelegenheit zu tausend nützlichen Betrachtungen geben, die ich dir sorgfältig mittheilen will. Nichts dient mehr zu Bildung des Witzes, und zu Verbesserung des Verstandes, als, wenn man zwey verschiedne Völker gegen einander vergleicht. Auf solche Weise entwickelt man die allerverborgensten Falten des menschlichen Herzens.

An

An manchen Menschen bemerkt man Schwachheiten, und sieht es auch, daß sie dergleichen sind, weil sie nicht verstellt werden. Eben diese achtet man bey vielen andern, wo es mit einem betrüglichen Schleyer verhüllt ist, für Tugenden. Wenn man einem Franzosen zusieht, wie emsig er sich bemühet, seinen Bekannten alles zu verschaffen, womit er ihnen gefällig sich erzeigen kann, wie er ihnen mit der größten Höflichkeit und mit allen Kennzeichen der Zärtlichkeit begegnet, so glaubt man anfänglich, es sey die wahre und gründliche Freundschaft seiner Nation etwas eigenthümliches. Wer fleißig mit Engelländern umgegangen ist, verliert diesen Irrthum; Er merkt, daß sie ihres kaltsinnigen Bezeigens, ihrer gleichgültigen und stolzen Minen ohngeachtet, doch vortrefliche Freunde sind, wenn sie sich einmal dafür ausgeben. Dann zeigt es sich, daß dasjenige, welches bey den Franzosen für eine herzliche Gewogenheit angesehen wurde, weiter nichts, als eine allgemeine eingeführte Gewohnheit, und wenn ich mich des bey den Franzosen gewöhnlichen Sprichworts bedienen darf, ein Sattel auf alle Pferde ist.

Im Gegentheil denkt ein Mensch, der niemals aus Engelland weggekommen ist, dieses sey das einzige Land, wo sich Unerschrockenheit findet. Er glaubt, in andern Königreichen sey niemand, der dem Todte herzhaft entgegen gehen könne, weil er niemals erzählen hört, daß

es in Paris, in Wien, in Amsterdam Leute giebt, die das Leben überdrüßig sind, und durch einen Strick, oder durch ein Schermesser allem ihren Elende ein Ende zu machen wissen. Allein, wenn ein solcher, für sein Vaterland eingenommener Mensch, etliche Jahre in den verschiednen Ländern von Europa herumreist, so wird er ganz andrer Meynung; Er wird endlich gewahr, daß es überall herzhafte Leute giebt, und daß er den Namen der Unerschrockenheit einem Unsinne gegeben hat, welcher nicht allein denen, die damit behaftet sind, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft schädlich ist.

Demnach kann man durch eine gerechte Vergleichung der Gebräuche und Sitten der Völker, ihnen erstlich ihren gehörigen Werth setzen. Wer nur eine einzige Nation kennet, derselbe billiget unzähliche ungereimte Sachen, die er sogleich verwirft, wenn er von andern Ländern einen Begrif hat. Es ist kein Wunder, daß ein Spanier, der ganz hinten in Gallicien erzogen ist, dem heiligen Jakob einen abergläubischen Dienst erweißt. Jedermann, der um ihn ist, macht es eben so. Er sieht, daß seine Verwandten, seine Freunde, seine Landsleute diesem vorgeblichen Heiligen, von welchem sie sich alle mögliche Hülfe versprechen, ihren Dienst widmen. Ob in der Welt andere Menschen von einer ganz verschiedenen Denkungsart sind, das weiß er nicht. So heftige Vorurtheile,

theile, als die seinigen sind, zu überwinden, wird ein großer Verstand erfordert. Und doch ist es immer noch sehr schwer, daß er zu Erkänntniß seiner Irrthümer gelangen soll. Wie viel giebt es nicht Menschen, welche große Leute worden wären, wenn sie in London, oder in Paris das Licht der Welt erblickt hätten? So aber sind es ganz mittelmäsige Leute, weil sie von aller fremden Hülfe entblößt geblieben sind, und ihren steten Aufenthalt mitten in Lissabon oder in Madrit gehabt haben, wo sie immerfort in dem dunkeln Labyrinthe der Unwissenheit und des Aberglaubens eingesperrt gewesen sind.

Die allergrößten Gelehrten haben einen großen Theil von ihrer Wissenschaft dadurch erlangt, daß sie sich die Sitten und Gebräuche der fremden Länder bekannt gemacht haben. Die Weltweisen der neuern Zeiten haben in ihren Bemühungen zur Entdeckung der Wahrheit aus den Nachrichten, welche ihnen geschickte Reisende an die Hand gegeben, sehr vieles in ihren Nutzen verwendet. Locke und Bayle haben daraus großen Nutzen geschöpft: dem ersten haben sie viel geholfen, daß er den sinnreichen, dabey aber ungegründeten Lehrsatz von den angebohrnen Begriffen gänzlich über den Haufen geworfen hat. Der zweyte hat durch ihre Beyhülfe die unglückliche Decke der Vorurtheile den Leuten abgenommen, und den thörichten, und gefährlichen Aberglauben ihnen aus den Ge-

danken gebracht. Des-Cartes, Gassendi, sogar Newton, kurz, alle geschickte Naturforscher haben sich die Känntniß der Sitten zu Nutzen gemacht. Diese ist ihnen, sowohl in ihren anzustellenden Versuchen, als in der Erforschung der verschiednen Gemüthsverfassungen, und verborgnen Ursachen von den Leidenschaften der Menschen mehr als einmal nützlich gewesen.

Wenn man alle Wissenschaften, eine nach der andern, genau durchgeht, so wird man darunter keine einzige finden, worinnen die Känntniß der Grundsätze, und der Denkungsart verschiedner Nationen nicht vieles helfen sollte. Allein die Sittenlehre und die Staatskunst, sind darunter diejenigen, die es, dem Ansehen nach, ammeisten erfordern. Auf was für eine Art kann man es erfahren, wie weit sich die Pflichten der Redlichkeit, der Tugend, und des Wohlstandes erstrecken, wenn man gar keine fremden Nationen kennt? Man mag seine Mitbürger noch so sehr in Ansehen stehen sehen, so ist es doch ganz sicher, daß sie nicht alle sittlichen Tugenden besitzen. Jedes Land hat allerhand gutes, das ihm eigenthümlich zu seyn scheint, und das man darinnen suchen muß. An andern Orten findet es sich niemals in so gar großer Vollkommenheit. Will man wissen, wie weit es in der Höflichkeit zu bringen sey, und man kömmt gar nicht aus Constantinopel weg, so wird man daselbst in hundert Jahren nicht so

viel lernen, als man zu Paris in sechs Wochen erfährt. Wäre der nicht ein Thor, der eine freye, und aufrichtige Lebensart in ihrem vollen Glanze sehen, und derhalben nach Italien reisen wollte? Da muß er in die Schweiz gehen. Gesetzt, es will sich einer gewöhnen frey und herzhaft, dabey aber vernünftig zu denken, damit er lernt, wie er sich gegen Obrigkeiten und Geistliche pflichtmäßig verhalten soll, ohne zu dulten, daß die erstern sich zu Tyrannen, und die letztern zu Inquisitoren aufwerfen dürfen: Wird er wohl seinen Endzweck erreichen, wenn er in Portugall lebt? Keines weges; sondern er muß sich nach Engelland wenden. Vielleicht will endlich einer wissen, wie weit sich die Leutseligkeit, Einfalt, Redlichkeit, Demuth, Mildthätigkeit, und die andern menschlichen Tugenden erstrecken. Soll dieser etwan seinen Aufenthalt in Rom, oder überhaupt in Europa sich wählen? Da würde er recht ankommen. Um diese Tugenden in ihrer höchsten Vollkommenheit zu sehen, muß er über das Meer gehen, und sie in Pensylvanien, in dem glücklichen Lande der Kouakern suchen, wo sie sich vielleicht auch nicht immer erhalten werden. Wer kann wissen, was für Veränderungen in den menschlichen Herzen noch vorgehen? Es geschehen alle Tage so wunderbare, so erstaunende Abwechselungen, daß man nicht mit Gewißheit sagen kann, ob die am allerbesten eingerichteten, und die tugendhaftesten so gar lange in

einerley Zustande bleiben werden. Den Ländern ergeht es beynahe eben so, wie einzelnen Menschen. Mancher Mensch ist dreyßig Jahre hinter einander vernünftig, klug, und tugendhaft gewesen, und in einem Augenblicke geht alles sein rechtschafnes Wesen auf einmal verlohren. Wie ruhig hatten nicht die Schweitzer-Cantons eine lange Zeit zugebracht? Auf einmal fällt es ihnen ein, die Ruhe zu stören. Mit Erstaunen sieht man, wie sich einer wider den andern rüstet, und wie sie einander wechselsweise zu verderben trachten.

Ist es, mein lieber Brito, für Leute, die ihren Fleiß der Sittenlehre widmen, so nöthig, daß sie eine Känntniß von den Sitten der Völker erlangen, so brauchen es diejenigen noch viel mehr, welche genöthiget sind, in die verborgensten Geheimnisse der Staatskunst eine tiefe Einsicht zu haben. Nimmermehr kann ein Fürst etwas großes ausführen, ja er kann nicht einmal in seinen Staaten ruhig bleiben, wenn er nicht weiß, was es für eine Bewandniß mit der Gemüthsart, mit den Grundsätzen, und Gebräuchen seiner Nachbarn habe. Sobald er davon die gehörige Wissenschaft hat, so weiß er auch, wie er sich gegen sie aufführen muß. Von der und der Nation, wird er sagen, (der Italienischen) habe ich nichts zu befürchten. Sie hat den Frieden viel lieber, als den Krieg. Sie steht unter der Gewalt der Pfaffen, und ist in verschiedne Staaten

ab-

abgetheilt, worunter ein jeder seine besondern Absichten hat. Eine andre (die Spanische) muß es mit mir halten, weil die Noth sie dringt, sich um die Bundsgenossenschaft mit mir zu bemühen. Es fehlt ihr an Gelde, ihre Provinzen sind von Einwohnern entblößt, ihre Einwohner sind zum Kriege ganz und gar nicht geneigt, oder wenigstens solche Faullenzer, daß ihnen gar keine Lust ankommt, Kriegsdienste anzunehmen. Demnach habe ich von dieser Nation ganz und gar nichts zu befürchten, immasen sie nicht eher etwas wichtiges unternehmen kann, als bis ich ihr die Gnade erweise, und beystehe. Es sind nun noch drey andre Völker übrig, mit welchen ich Händel haben kann. Eines davon ist sehr zahlreich (die Deutschen:) Es hat geübte Soldaten; allein es ist arm. Ohne Geld läßt sich nicht Krieg führen. Sobald der Krieg im zweyten Jahre fortgeführt wird, und es hat keinen Beystand, so muß es entweder Friede machen, oder ansehnlichen Verlust leiden. Das zweyte (die Engelländer) ist reich, und hat die Herrschaft zur See. Ein eingewurzelter Haß hat es dahin gebracht, daß es zu allen Zeiten ein Feind meiner Staaten ist. An Muth und Tapferkeit fehlt es ihm nicht, und ich hätte Ursache, mich davor zu fürchten, wenn es soviel Soldaten hätte, als es Matrosen hält.

Allein seine größte Macht besteht in der Zahl der Schiffe. Mit Schiffen aber nimmt man keine Festungen ein, und dringt auch nicht tief in ein Land. Also darf ich mir seinetwegen keinen Kummer machen. So lange es vor sich allein bleiben wird, ist es eines von meinen geringsten Feinden. Hingegen kann es mir entsetzlichen Schaden zufügen, so bald es sich mit andern vereinigen wird. Alsdenn möchte ich mich wohl seinetwegen am allermeisten zu fürchten haben. Das dritte Volk, (die Holländer) hat zwar lange nicht soviel äuserlichen Glanz und Größe, als das vorhergehende, indessen dürfte es mir gleichwohl noch mehr schaden können. Es besitzt große Reichthümer; Es ist allein im Stande, zu einem langwierigen Kriege die Unkosten herzugeben, und das Kriegsheer aller seiner Bundsgenossen zu bezahlen. Es hat Festungen gleich neben den meinigen, und kann, wenn es Krieg anfängt, sich an meinen Gränzen lagern. Es ist also mein Vortheil, wenn ich mit ihm Frieden halte, und dieses wird mir auch überaus leicht. Es macht sich lediglich mit seiner Handlung zu schaffen, und giebt sich gar keine Mühe, unnütze Eroberungen zu machen. Es hat genug daran, wenn es erhält, was es schon hat, und läßt sich gar nicht einfallen, seine Länder zu vermehren. Daher wird es zu

dem,

dem, was den Krieg entfernen kann, allemal gern die Hände bieten, wenn ich mich nur so verhalte, daß ich mich ihm nicht verdächtig mache, und in seine Rechte keinen Eingrif thue.

Wenn ein Fürst, mein werther Brito, von den Gesinnungen, Grundsätzen, und Hauptvortheilen fremder Nationen eine solche Känntniß hat, so zieht er daraus auf geschickte Art Folgerungen zu seinem Ruhme, und zur Ruhe seiner Länder. Ein Minister muß eben so gut, als sein Herr selbst eine vorzügliche Wissenschaft davon haben. Hierzu hat er eben die Ursachen. Auch ein Feldherr muß sich damit gut bekannt machen. Wie wird er sonst im Stande seyn, gewisse Maaßregeln zu fassen, die zuweilen höchstnöthig sind, wenn ihm dieses oder jenes Vorhaben gelingen soll, woferne er nicht die Verfassung der Völker, mit welchen er zu fechten hat, gut kennt. Wir wollen setzen, der Marschall von Villars ginge aus Flandern weg, wo er ein Kriegsherr von zwanzig tausend Mann wider den Herzog von Marlborough unter sich, und eben soviele Engelländer wider sich gehabt hätte; Er rückte mit zwölf tausend Franzosen an die Gränzen von Portugall, wo dreyßig tausend Portugiesen gegen ihn stünden. Wenn er von diesen Völkern gar keine Känntniß hätte, und von ihnen nach dem Begrif, den er von den Engelländern hätte, urtheilte, so würde ohne Zweifel seine erste Sorge diese seyn, daß er sich

einen vortheilhaften Ort aussuchte, wo er sein Lager aufschlüge. Dieses würde er gut verschanzen, und alle möglichen Anstallten machen, damit er das, was ihm an der Zahl der Soldaten abginge, auf solche Art ersetzte. Ich habe, würde er sprechen, in Flandern mit mächtigen Feinden zu thun gehabt, gegen welche ich, mit einer gleichen Anzahl von Truppen, alle meine Gedanken, und alle Klugheit zusammen nehmen muste. Was werde ich nun nicht gegenwärtig thun müssen? Meynest du wohl, mein lieber Brito, daß er also reden würde, wenn ihm die Portugiesen bekannt wären? Gewiß nicht. Mich dünkt vielmehr, ich höre ihn also reden: Wohlan, tapfre Brüder, hinaus aus diesen unnützen Verschanzungen! Und wenn wir gleich nur halb so viel wären, so würden unsere Feinde doch nicht das Herz haben, uns zu erwarten. Diese Leute sind mehr gewohnt, Rosenkränze, als Flinten in den Händen zu haben. In der Zeit, da wir unsere Gedanken mit der Ehre beschäftigen, die wir erwerben wollen, sinnen sie darauf, wie sie sich in das Gebet ihrer Feldpriester einschliesen lassen. Wir sind weiter auf nichts bedacht, als wie wir mit geschloßnen Gliedern, und in guter Ordnung anrücken wollen, sie aber lassen an den heil. Anton von Padua Lieder singen. Nein, nein, meine Brüder, ihr habt keine Engelländer vor

euch,

euch, sondern verkappte Mönche, mit welchen ihr kämpfen sollt. Auf einen solchen Antrag, mein lieber Brito, würde ohne allem Zweifel ein baldiger Sieg erfolgen. So aber würde der Feldherr ohngefähr geredet haben, wenn er zuvor von den Sitten der Nation, mit welcher er kämpfen müste, eine richtige Wissenschaft hätte.

Gleichwie aber Leute, die über Kriegsheere gesetzt sind, oder mit der Verwaltung der Länder zu thun haben, wenn sie etwas wichtiges unternehmen wollen, die Gemüthsart der verschiednen Völker sich bekannt machen müßen, also gebührt es auch Geschichtschreibern, die sich vornehmen, die Handlungen der Helden zu verewigen, daß sie in dieser Wissenschaft es vor andern weit bringen. Wie können sie denn sonst die geheimen Absichten der Höfe, die Bewegungen, die Maaßregeln, und kurz alle Handlungen der Völker entwickeln, wenn ihnen die Ursachen, die zu der Wirksamkeit der verschiedenen Triebfedern Anlaß geben, nicht bekannt sind. Was für eine elende Geschichte würde dieses werden, wenn jemand von dem, was unter Heinrichen dem Dritten und Vierten in Frankreich vorgegangen ist, schreiben wollte, und von der Gemüthsart, und den Sitten der spanischen Nation keine Känntniß hätte? Daß Tacitus, Sallustius, Livius uns so vollkommne Muster hinterlassen haben, dieses kommt bloß daher, weil sie in den Sachen, wovon sie schrie-

 ben,

ben, eine gründliche Einsicht hatten. Sie hatten es sich angelegen seyn lassen, die Leute und Völker, deren Thaten sie schilderten, recht aus dem Grunde kennen zu lernen. Was für eine Känntniß hatte nicht Julius Cäsar von den Gebräuchen, Gesinnungen und Sitten der Gallier? Wer von dieser Wahrheit überzeugt seyn will, derselbe darf nur seine Geschichte lesen. Er schöpfte aber aus dieser Wissenschaft nicht nur als Feldherr, sondern auch als ein Geschichtschreiber und als ein schlechter Privatmann grossen Nutzen.

Erhalte deine Gesundheit, mein werther Brito; Suche beständig, dir deine Reisen nutzbar zu machen. Lebe vergnügt und glücklich. Der Gott unserer Väter überschütte dich mit Wohlergehen.

London.

Der hundert und fünf und achtzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Neulich redte ich, mein werther Isaak, mit einem von meinen guten Freunden über das

das unglückliche Schicksal, welches vielen großen Männern wiederfährt, ohngeachtet die Gnade, worinnen sie bey ihren Landesherren stunden, ihnen dem Ansehen nach einen immerwährenden Ruhestand gewährte. Diesen ersten Betrachtungen fügte ich einige andre bey, und leitete diesen Freund darauf, daß solche Helden, welche das Glück erstlich bis aufs höchste erhoben, und hernach sehr hart gedrückt hatte, sich durch wichtige Dienste zum Besten ihrer Landesherren hervorgethan hatten.

Dieses zu beweisen, will ich nicht erst weit in die alleráltsten Zeiten zurück gehen, sondern nur aus dem sechsten Jahrhunderte ein Beyspiel anführen. Hier finde ich, mein lieber Isaak, daß Justinian seinen Ruhm und Größe dem Belisarius zu danken hatte. Dieser Feldherr brachte Afrika wiederum zu dem römischen Reiche, da es über hundert Jahr von demselben getrennt gewesen war. Er machte der Herrschaft der Vandalen ein Ende; Er schlug die Perser etlichemal, eroberte Italien, und endlich, da er hätte an die Stelle des Vitiges, den er zum Kriegsgefangnen machte, König der Gothen werden können, so zog er seinen Vortheilen die seinem Landesherrn gebührende Pflicht und Treue vor. Wie wurde ihm für so viele Tugenden gedankt, und gelohnt? Sie konnten den unglücklichen Belisarius gegen das grausamste Schicksal nicht schützen. Er wurde fälschlich angeklagt, daß er sich einer Zusam-

men-

menverschwörung wider den Justinian theilhaftig gemacht hätte. Dieser Herr vergaß alle treuen Dienste dieses großen Mannes: Er nahm ihm sein ganzes Vermögen, und setzte ihn von allen seinen Ehrenämtern ab; Er ließ ihm unmenschlicher Weise die Augen ausstechen, und ihn in einen Thurm einsperren, der noch heut zu Tage den Namen dieses Helden führt, und an dem Ufer des Meers zwischen dem Schlosse der sieben Thürme und dem großen Serail steht. Dieses Gefängniß hast du vor deiner Abreise aus Constantinopel selbst etlichemal gesehen.

Etliche Schriftsteller sagen, Belisarius habe nach der Zeit seine Freyheit wieder erhalten. Er wäre aber in so armselige Umstände versetzt worden, daß er sein Brod vor den Thüren zu erbetteln sich genöthiget gesehen habe. Diese Erzählung stimmt gar nicht mit einer alten Nachricht überein, welche lange Zeit in ganz Griechenland herumgegangen, und noch jetzt nicht ganz vergessen worden ist. Du wirst wohl von vielen Einwohnern in Constantinopel haben erzählen hören, daß Belisarius in dem Thurme, wo er eingesperrt wurde, gestorben ist; Und daß er bey seinem Leben, so wie es die Gefangnen immer zu machen pflegen, einen kleinen Sack zum Fenster heraus gehenkt, und den vorübergehenden zugerufen habe: Gebt doch dem armen Belisarius ein Almosen, welchem der Neid, und keines weges ein Verbrechen die Augen entwendet hat. Die-

se mündliche Griechische Nachricht, wird durch etliche Schriftsteller bestätiget. Die Worte desselben heißen, soviel ich mich darauf besinnen kann, im Lateinischen also: Date eleemosynam Belisario, quem fortuna, non virtus dereliquit. Ich will mich, mein lieber Isaak, dabey nicht aufhalten, daß ich untersuche, welche von diesen zwo verschiednen Meynungen man für richtig annehmen solle. Genug, man erstaunt über die Unglücksfälle, welche den größten Helden begegnet sind, wenn man an den Belisarius denkt, wie er entweder auf den Straßen von Constantinopel bettelt, oder unbarmherzig in seinem grausamen Kerker sitzt. Ist dieses nicht eine schöne Belohnung für die Dienste, welche er seinem Kayser geleistet hat? Kann man nicht von dem traurigen Schicksale dieses großen Generals einen Beweiß hernehmen, daß nichts so vergänglich, und unbeständig sey, als die Gunst großer Herren?

Wieviel Stof zum Nachdenken giebt dieses nicht einem Weltweisen, wenn er sieht, daß Leute ihre müßige Zeit und Ruhe, ihr Leben, ihr Vermögen, ja öfters ihre Ehre selbst undankbaren Oberherren zu Gefallen aufopfern, die sich unvernünftiger Weise einbilden, das Glück, ihnen zu dienen, sey für die größten Dienste eine mehr als zu große Belohnung? Wenn die Hofleute aus Liebe zur Tugend nur den vierten Theil von demjenigen thäten, was sie thun, damit sie von ihrem Oberherrn nur

einen

einen einzigen gnädigen Blick erhalten, wieviel weise Leute würde man da nicht an allen Höfen antreffen? Ich glaube ganz sicher, mein werther Isaak, es habe dem Sokrates lange nicht soviele Mühe gekostet, sich über die Menschlichkeit zu erheben, als es einem Hofmanne Mühe und Arbeit macht, wenn er unter die Zahl derjenigen kommen will, die dem Fürsten gefallen. Wie viele niederträchtige Handlungen muß er nicht vorher unternehmen? Was für empfindliche Kränkungen muß er sich gefallen lassen? Was für unangenehme Pillen schluckt er nicht ein? Wie oft steht er nicht in Sorgen, gähling für alle seine Mühe und Arbeit, die Vergeltung einzubüßen? Wie viele Leute giebt es nicht, die ihr ganzes Leben hindurch viel ausgestanden, und sich geschmiegt haben, ohne, daß sie es auch nur so weit bringen konnten, daß jemand auf sie gesehen hat? Drey Viertheile von ihrem Leben haben sie in einem Vorzimmer zugebracht, und die letzten Augenblicke davon dazu angewendet, daß sie diese so schlechte Anwendung einer sehr langen Zeit bedauert haben. Solchergestallt ist ihr Leben in einer beständigen Unruhe verstrichen, und sie haben immerfort, unter der Last des Ehrgeizes, oder des Verdrußes und der Reue geseufzet.

Unter allen Thorheiten, mein werther Isaak, ist keine nach meinen Gedanken gefährlicher, und unheilbarer, als die Hofseuche. Sehr selten sieht man Hofleute, die so klug sind, daß

sie ihre Irrthümer erkennen, wenn sie aus dieser Erkänntniß noch einigen Nutzen schöpfen können. Der Wunsch, grosse Leute zu werden, verliert sich nicht eher, als bis sie alle Hofnung so weit zu gelangen verlohren haben.

Besonders kommt mir dieses sehr wunderbar vor, daß sie so oft Lieblinge fallen sehen, und gleichwohl sich den großen Eifer, nach solchen Stellen zu trachten, nicht vergehen lassen. Ist es nicht ganz erstaunend, daß die traurigen Unglücksfälle der meisten Leute, die ihres Rangs wegen beneidet werden, in der Zahl derer, die sich ebenfalls darum bewerben, gar keine Verminderung veranlaßt? In allen Jahrhunderten finden sich Beyspiele, da das Glück mit den Leuten eben so treuloß, als mit dem Belisarius, umgegangen ist. Die Ungnade des Admirals Bonivet, das traurige Ende des Herzogs, und Cardinals von Guise, des Grafen von Essex, des Marschalls von Biron, und des Marquis von Ankre, das Gefängniß des Fouquets, und des le Blanc; die Landsverweisung des Ripperda, und des Chauvelin; Kurz das klägliche Schicksal so vieler anderer Hofmänner, welche die Schlachtopfer ihres Ehrgeizes waren, sollte doch wohl den Leuten die Lust nach der Gunst bey Hofe vertreiben.

Ich weiß ganz wohl, mein werther Isaak, daß manche Günstlinge und Räthe von denen, die ich jetzt genennt habe, sich durch ihre Vergehungen ihr Unglück selbst zugezogen haben.

Es

Es kann jemand sagen, der Marschall von Biron würde immerfort glücklich gewesen seyn, wenn er beständig treu geblieben wäre; desgleichen haben der Herzog von Guise, und der Graf von Essex ihre Landesherren zur Strafe wider sie gereizt. Allein gesetzt, es habe mit den Verbrechen dieser Lieblinge seine Richtigkeit, so kann ich doch immer noch mit eben so gutem Rechte behaupten, daß sie ihren Fürsten und Vaterlande so ansehnliche Dienste geleistet hatten, worüber sie es dem Ansehen nach schon verdienten, daß man gegen sie einige Nachsicht brauchte. Indessen will ich doch den Herzog von Guise davon ausnehmen, weil sein Tod zur Erhaltung Heinrichs des dritten unumgänglich nöthig war. Allein was den Marschall von Biron, und den Grafen von Essex anlangt, wenn ihre Landesherren einer eben so zärtlichen und erkänntlichen Freundschaft, als unter Privatleuten statt findet, fähig gewesen wären, so zweifele ich gar nicht, daß der eine von Heinrichen dem Vierten, und der andre von der Elisabeth begnadiget worden wären. Sie hatten beyderseits so wichtige Dienste gethan, daß es scheint, man hätte ihnen das Leben lassen, und sie bloß mit Landsverweisung oder mit Gefängniß strafen sollen. Allein Fürsten ändern ihren Sinn nicht, oder wenn sie es thun, so geschicht es unter so harten Bedingungen, daß ihre Gnade so grimmig, als ihr Haß ist.

Die Gnade der Elisabeth gegen den Grafen von Essex wird sehr gerühmt. Allein worinnen bestund sie denn? Sie zu verdienen, sollte sich ein Held wegwerfen; zu einer Zeit, da er vielleicht unschuldig war, ein Verbrechen gestehen, und die Fortsetzung eines Lebens, das er geschändet und verunehrt haben würde, durch unanständige Bitten erbetteln. Hätte in der Elisabeth eine wahrhafte Freundschaft gegen ihren Liebling statt gefunden, so würde sie an seiner Rechtfertigung genug gehabt haben, da sie zu dem, was die Hoheit ihrer königlichen Würde verlangte, zulänglich war. Sie würde ein Geständniß nicht gefordert haben, von welchem sie wuste, wie sauer es ihm werden müßte. Doch sie dachte, als eine Königinn, und wußte nichts von jener zärtlichen Wiederkehr, und von jenen leichten und bereitwilligen Versöhnungen, zu welchen die Freundschaft in den Herzen der Privatpersonen Anlaß giebt. In dem ihrigen befand sich weiter nichts, als einige Empfindungen des Mitleidens, die durch den Stolz, die Eitelkeit und die Eigenliebe, lauter Eigenschaften, die von der königlichen Würde unzertrennlich sind, erstickt wurden.

Heinrich der Vierte hatte zu der Einwilligung in die Ermordung des Marschalls von Biron noch vielmehr Ursache, als Elisabeth zu der Hinrichtung des Grafen von Essex. Wenn jemals ein Monarch einer wahren Freundschaft fähig seyn kann, so war es dieser ruhmwürdige

König. Indessen, wenn man die Sache genau untersuchet, so wird man einräumen, daß es nach den Diensten, welche der Marschall von Biron ihm geleistet hatte, zu seiner Strafe genug gewesen wäre, wenn er ihn auf seine übrige Lebenszeit in der Bastille hätte sitzen lassen. Er hätte einen Feldherrn, und Freund, dem man die gewonnenen Vortheile zum Theil zu danken hatte, nicht eben auf das Blutgerüst stellen sollen.

Ich kann gar nicht begreifen, mein werther Isaak, wie ein Mensch, er mag gegen einen andern noch so sehr erbittert seyn, sich entschliessen kann, ihn den Händen eines Scharfrichters zu überantworten, wenn er sein ganzes Leben hindurch mit ihm in einer genauen Verbindung gelebt, ihn hundertmal von seiner wahren Liebe versichert, und die allerverborgensten Heimlichkeiten seines Herzens eröfnet hat. Geräth ihm nicht, in den heftigsten Anfällen seines Zornes, sein innerstes in Bewegung. Bey Privatleuten macht die Freundschaft eben so feste Verbindung, als die Blutsfreundschaft. Wenn du, mein lieber Isaak, mir alles gebrannte Herzeleid angethan hättest, und es in meiner Gewalt stünde, dich zum Todte zu verurtheilen, so würde ich ohngefähr also mit mir selber reden: Kannst du es wohl über dein Herz bringen, einem Menschen, den du so zärtlich liebest, das Leben zu rauben? Freylich hat sich Isaak Onis an dir vergangen, und in einem Augenblicke alles dasjenige ver-

verderbet, was er in seinem ganzen Leben gut gemacht hat. Allein es ist doch eben derjenige Isaak Onis, der dir so ansehnliche Dienste erwiesen hat. Er ist es, dem du die Wissenschaft, die du besitzest, zum Theil schuldig bist. Er ist es, mit welchem du so gerne sprachest, in dessen Umgange du ein so besonderes Vergnügen fandest, dessen Briefe für dich etwas so gar angenehmes waren. Dieses alles willst du nun vergessen, den Regungen deines Unwillens Raum geben, auf deinen Befehl dasjenige umkommen sehen, was du ehedem als einen Schatz sorgfältig zu erhalten gesucht haben würdest? Nimmermehr wirst du in den Untergang des Isaaks willigen. Hat er dich gleich jetzt beleidiget, so hat er dich auch ehemals geliebt. Edelmüthigkeit, die Pflichten, die ich der Freundschaft, die ich mir selbst schuldig bin, kurz, alles verlangt, daß ich seine gegenwärtigen Vergehungen, wegen der vergangnen Wohlthaten übersehe. Er mag leben, er mag, wenn es möglich ist, erkennen, wie wenig er es verdient, einen solchen Freund, als ich bin, gehabt zu haben. Inzwischen habe ich doch Ursache, mich in eine solche Verfassung zu setzen, daß ich von seinen schädlichen Absichten nichts befürchten darf. Ich weiß nicht, ob er jemals aus Grund des Herzens in sich gehen, und seinen Fehler aufrichtig erkennen

wird. Solange demnach, bis ich davon überzeugende Beweise habe, will ich ihm befehlen, sich von mir zu entfernen, und nie dahin zu kommen, wo ich mich befinde. So ist ohngefähr, mein werther Isaak das Verfahren beschaffen, wozu die Freundschaft, und Erkänntlichkeit allen denen Anlaß geben muß, die sich bloß nach solchen Regungen richten, welche von diesen Tugenden herrühren. Allein bey Fürsten bringen sie dergleichen ungemeine Wirkungen nicht hervor. Ihre Neigung und ihre Zärtlichkeit erstreckt sich soweit nicht, daß sie eine Beleidigung bloß deswegen vergessen, damit sie das süße Vergnügen und die Zufriedenheit genießen, die daher entstehen, wenn man andern vergiebt.

Will jemand die wahre Freundschaft finden, so muß man sie an einem ganz andern Orte, und gar nicht bey Hofe suchen. Die blinden Hofleute mögen die thörichte Weise, ihre Hofnung auf die Ruhe des allerungestümsten Meeres zu bauen immer für sich behalten. Wir wollen sie, mein lieber Isaak, mit ihren eitlen Aussichten, mit ihrer Furcht, mit ihrem Verlangen, mit ihrer Quaal auslachen, und wegen des verdrüßlichen, ja öfters traurigen Ausgangs so vieler übel angewendeten Bemühungen bedauern. Nichts ist für einen Weltweisen so belustigend, als wenn er das unruhige Hofleben betrachtet. Nichts ist aber auch für einen Menschen, welcher zu

denken

denken gewohnt ist, rührender, als daß er sieht, wie sehr die Menschheit bey den Anbetern des Glücks unter ihre Würde heruntergesetzt wird.

Wenn ich, mein lieber Isaak, wählen sollte, ob ich lieber in den allereinsamsten Wäldern wohnen, oder mein Leben an den Höfen der Fürsten zubringen wollte, so würde ich viel lieber Thiere, als Hofleute zu meinem Umgange nehmen. Mitten in Hölzern könnte ich doch wenigstens ohne Zwang leben. Ich dürfte nicht befürchten, daß ein Bär, in der Absicht, über meine Hütte zu gebieten, mich bey dem Löwen verklagen würde, daß ich gegen ihn zu wenig Hochachtung bezeigt hätte. Ein Hirsch, der in meinem Garten gegraßt, und sich also von dem Meinigen satt gefressen hätte, würde doch hernach nicht so niederträchtig seyn, und von meiner Aufführung schimpflich reden, meine Anstallten tadeln, und meine unschuldigsten Handlungen mit dem schändlichsten Gifte beschmutzen. Wie viele Hofleute giebt es nicht, welche alle Tage bey Leuten essen, und sobald sie aus ihrem Hause sind, auf das schändlichste von ihnen sprechen? Und dieses thun sie in der Absicht, einem andern zu gefallen, dem sie es bey der ersten Gelegenheit nicht besser machen. Die Lästerung ist bey Hofe eben das, was b y den Körpern die Ausdehnung ist; sie macht daselbst das Wesen aus. Wer einen Hofmann nennt, derselbe nennt einen Menschen, welcher allezeit in Bereitschaft steht, allen, die ih-

re Absicht auf die Gunst des Fürsten richten, Uebles nachzureden. Sogar seine Lobeserhebungen sind Schmähreden. Trift es von ohngefähr zu, daß er den einen lobt, so ist dieses ganz sicher einem andern zum Hohne geschehen.

Der größte Vortheil, mein lieber Isaak, den ich durch den Vorzug der Wälder vor dem Hofleben gewönne, würde darinnen bestehen, daß ich nicht alle Augenblicke genöthiget wäre, mich zu schämen, weil ich Thorheiten, Narrheiten, Ungerechtigkeiten, Drangsale und Grausamkeite• gut heißen müßte, die ich doch im Grunde meines Herzens verdammte. Wo ist ein Mensch, welcher, wenn ihm die Wahrheit nur ein wenig lieb ist, dergleichen niedrige Handlungen gleichgültig ansehen kann? Indessen sind es eben diejenigen, durch welche ein Hofmann seinen Zweck erhält. Ein Weltweiser wird nicht anders klug und gelehrt, als wenn er immerfort denkt und nachsinnt. Ein Mensch, der sich dem Hofleben widmet, wird anders nicht groß, als wenn er heuchelt, schmeichelt, lügt, treuloß, und tückisch ist. Schöne Eigenschaften, vortrefliche Beschäftigungen für Leute, die ihre Vernunft und die Billigkeit noch ein wenig zu gebrauchen pflegen! Wie unruhig muß es nicht dabey in ihrem Gewissen aussehen!

Sey gesund, lieber Isaak, lebe wohl und glücklich; laß dir ja die Lust nicht ankommen, an Höfe zu gehen!

London.

Der

Der hundert und sechs und achtzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aron Monceca.

Die Kirchenlehrer und Weltweisen, mein lieber Monceca, sowohl unter den Nazaräern, als Mahometanern, sind wegen der Unkörperlichkeit der Engel in ihren Meynungen sehr getheilt. Unter den Rabbinen giebt es viele, welche sagen, sie hätten Körper, die aus einem sehr feinen Feuer bestehen. Diese Meynung beweisen sie aus einer Stelle des königlichen Propheten, wo er von den Engeln redet, und saget, die Diener Gottes wären Feuerflammen*). Andere gelehrte Israeliten, worunter Philo einen vorzüglichen Platz hat, behaupten, die Engel wären Geister ohne Körper, welche nicht, wie die Menschen, halb eine unvernünftige, und halb eine vernünftige Natur haben; ihr Wesen wäre geistisch, und von aller Materie abgesondert, und der Einheit ähnlich 1).

Die nazaräischen Gottesgelehrten sind eben so wenig, als die Juden, mit einander einig.

*) Ps. 104, v. 4.

1) *Philo Iud.* de Mundo, p. 101.

Origenes, Ambrosius, Basilius, Justinus, Psellus, Lactantius 2), und andre behaupten, die Engel hätten einen Körper, der aus einer überaus flüßigen, und leichten Materie bestünde. Augustinus, einer von den gelehrtesten Kirchenvätern, der nicht nur bey den Nazaräern, sondern auch bey den Weltweisen in großen Ehren steht, läßt sich zu dieser Meynung überaus geneigt finden. Ich getraue mir nicht, sagt dieser gelehrte Mann, mit Gewißheit zu entscheiden, ob die Geister mit einem Körper von dünner Luft umgeben sind 3). An einem andern Orte tritt er dieser Meynung noch näher. Die Dämonen, sagt er, haben Körper aus einer groben, dichten, und feuchten Luft, wie gelehrte Leute dieses behauptet haben. Man findet auch berühmte Schriftsteller, welche sprechen, die Engel wären bloß geistische Wesen. Dionysius der Areopagite, Athanasius, Crysostomus 4), Albertus Magnus, Thomas von Aquino 5), und fast alle nazaräischen

2) *Origen*. L. de Princ. *Ambros.* de arca Noë C. IV. *Basilius* de Spir. S. C. XVI. *Psellus* de Daemon. p. 173. *Lactantius* de Diuin. Instit. L. II.

3) *Augustinus* de Ciuit. Dei. L. XI. C. XXIII.

4) *Athanasius* de comm. Essent. Patris, Filii et Spiritus S. *Chrysostomus* Homil. II. in Genes.

5) *Thom. Aquin.* Summae I. II. Diss. XII. Die verschiednen Stellen aller dieser Schriftsteller will ich deßwegen hier nicht beyfügen, weil ich sie bereits in den Cabbalistischen Briefen, als in der Fort-

schen Gottesgelehrten, welche heut zu Tage schreiben, sind eben dieser Meynung.

Die Mahometaner haben in diesem Stücke eben so wenig, als die Juden und Nazaräer einerley Meynung. Von ihren Muftis berufen sich viele, wenn sie den Engeln Körper zueignen auf den Alkoran. Sie reden von dem Flecke, den der Engel Raphael durch die Anrührung mit einem von seinen Flügeln an dem Monde gemacht hat. Doch einige Lehrer, deren Anzahl wohl freylich eben so gar groß nicht ist, erklären diese Stelle in einem verblümten Verstande, und wollen nicht, daß man sie also verstehen soll, wie die Worte eigentlich lauten. Amurath Ben Chucala schreibt in seiner Auslegung über die Sunnab*). Die Engel wären so wie die Menschenseelen, von einem göttlichen Hauche geschaffen, und es könne also an ihnen eben so wenig, als an dem

 Wesen

Fortsetzung der Jüdischen Briefe eingerückt habe. Dahin verweise ich diejenigen, welche gern wissen möchten, was die Kirchenväter von der Natur der Engel gesagt haben. Daselbst werden sie die eignen Worte dieser Schriftsteller finden, und daraus ersehen, daß ich diesen alten Lehrern keine Meynung andichte, die sie nicht wirklich gehabt hätten. Man sehe das Wort Engel in dem Register der Cabbalistischen Briefe.

*) Es ist dieses ein Buch, welches die Traditionen der Alten in sich hält, und welches sie sehr hoch schätzen.

Wesen der menschlichen Seelen etwas körperliches seyn.

Einige nazaräische Schriftsteller haben diese widersprechenden Meynungen der Gottesgelehrten von den verschiednen Religionen mit einander zu vergleichen gesucht. Gregorius und Johann von Damaskus *) haben gesagt, in Absicht auf Gott wären die Engel dem Ansehen nach körperlich und in Vergleichung gegen die Menschen unkörperlich. Diese Meynung klingt lächerlich. Denn zwischen einem Geiste und einem andern kann keine Unähnlichkeit statt finden. Eben so unmöglich ist es auch, daß etwas körperliches, es mag so dünne seyn, als es wolle, irgend einmal für geistisch angesehen werden, und ohne Ausdehnung seyn könne. Daher auch die Lehre dieser guten Kirchenväter wenig Beyfall gefunden hat; ich finde auch nicht eben, daß sich viele Leute die Mühe genommen haben, sie zu widerlegen, oder zu vertheidigen. Demnach will ich es dabey bewenden lassen, daß ich die Gründe der zwo vorhergehenden Meynungen prüfe, wovon die eine den Engeln Körper beylegt, die andre sie bloß für Geister gehalten wissen will.

Wer den himmlischen Geistern Körper beylegt, derselbe macht einen Unterschied zwischen den Körpern, der guten und der bösen Engel. Nach der Meynung dieser Leute haben die letztern vor

*) Gregorius M. Moral. L. II. p. 203. Io. Damascenus L. II. p. 189.

vor ihrem Falle Körper gehabt, die aus einer dünnen, und keiner Veränderung oder Empfindung ausgesetzten Luft bestunden. Nachdem sie aber gesündigt hatten, so ist ihr Körper durch die nahe befindlichen, ansteckenden irrdischen Sachen dicht und derb worden. Nunmehr also ist er grob und dick, und in der Verfassung, daß er von dem Feuer gequält werden kann, welches vorher diesem Körper, wegen dessen zarter Einrichtung, nichts anhaben konnte. Mit Hülfe dieser Lehre erklärt man gar leicht, wie die Flammen eines körperlichen Feuers auf himmlische Wesen, die ihrer Schöpfung nach unempfindlich waren, einen Eindruck haben kann. Allein auf der andern Seite fällt man in eine unüberwindliche Unbequemlichkeit. Denn hat das Feuer den bösen Engeln auf keine andere Art etwas thun können, als, wenn die dünne Materie, woraus ihre Körper zusammengesetzt waren, durch die Dünste aus der Erde dicke wurde, wie wird es denn einmal möglich seyn, daß die bloß geistische Seele von diesem körperlichen Feuer Pein leidet? Zu solchem Ende muß sie so, wie der Körper der Engel, aus einer leichten Luft zusammen gesetzt seyn, und mit der Zeit durch Dünste aus der Erde dick und grob werden, oder von irrdischen Stoffe seyn. Auf beyderley Weise wird die Seele der Menschen nothwendig körperlich; diese Meynung aber wird durchgängig nicht nur von den Nazaräern, sondern auch von einem großen

Theile

Theile der Weltweisen von allen Religionen verworfen.

Die Kirchenlehrer, welche die Körperlichkeit der Engel vertheidiget haben, waren größten Theils von der geistischen Natur der Menschenseelen nicht überzeugt. Denn, kann die Seele bestehen, Freude, Vergnügen, Traurigkeit, gutes und böses, ohne daß sie eben körperlich seyn muß, empfinden, warum hat man denn eben nöthig, den Engeln Körper beyzulegen? Vielleicht wird mancher einwenden, da Gott allen Geschöpfen einen Körper gegeben, so habe er nicht gewollt, daß die Engel ohne denselben wären. Allein dieser Grund hält nicht Stich. Gott hat allen Geschöpfen einen Körper gegeben, weil sie alle, bis auf die Engel, in der Materie leben und bestehen sollten. Also mußten sie nothwendig insgesammt, mit eben der Materie umgeben seyn. Die Engel aber haben keinen andern Aufenthalt, als da, wo die Gottheit wohnt. Sie stehen um ihren Thron herum; sie sind immerwährende Zeugen ihrer Herrlichkeit, ihrer Größe, ihrer Macht, und Unermeßlichkeit. Sie haben keine Nahrung vonnöthen; ihre einzige Glückseeligkeit besteht in der Beschauung der Wunder ihres Schöpfers. Was sollte ihnen also mit einem materalischen Körper gedient seyn? Nicht das mindste. Die Seele thut alles, was zu thun ist Gott thut niemals etwas umsonst. Erhellet hieraus nicht ganz deutlich, daß er himmlischen Wesen, denen

die

die Körper zu nichts dienen, auch keine Körper gegeben habe?

Dieses sind ja wohl, mein werther Monceca, sehr starke Gründe, wider die Meynung derer, welche die Engel nicht ganz und gar für Geister halten wollen. Dagegen aber vertheidigen sie sich durch sehr wichtige Gegengründe. Sie sagen: Daß die Engel Geister sind, beweiset ihr daher, weil die Seele ein Geist seyn soll. Dieses letztere leugnen wir, und glauben, es sey weiter kein Geist, als Gott. Wäre es denn so gar unmöglich, daß Gott einer gewissen Anzahl von sehr dünnen und körperlichen Theilgen die Kraft zu denken, und in alle Ewigkeit hinaus zu denken, verliehen habe? Ehe ihr uns beweiset, daß die Engel nothwendig Geister seyn müssen, so erweiset uns erstlich, daß die Seele ein Geist sey. Zeiget uns doch, daß es Gott unmöglich gewesen ist, der Materie die bewegende und die denkende Kraft mit zu theilen. So lange ihr uns dieses nicht erwiesen habt, sind wir nach unserm Belieben allemal berechtiget, zu behaupten, nicht allein, daß die Engel Körper haben, sondern auch daß ihre Seele körperlich ist.

Es ist dir, lieber Monceca, mehr als zu bekannt, wie viel sich von der Frage, ob Gott der Materie die Kraft zu denken habe geben können, sagen läßt. Die größten Weltweisen sind hierüber verschiedner Meynung gewesen.

Viele

Viele Rabbinen halten noch jetzt die Seele für unsterblich, und doch zugleich für körperlich. Diese Meynung verwerfen die nazaräischen Kirchenlehrer insgesammt zu den jetzigen Zeiten. Ehemals aber sind berühmte Schriftsteller, und Gottesgelehrte vorhanden gewesen, welche sie mit Nachdrucke vertheidiget haben *). Es ist also der Beweiß, daß die Engel einen materialischen Körper nicht brauchen können, so gar leicht nicht, als man dem ersten Ansehen nach denkt. Denn vorher muß auf eine unwidersprechliche Weise dargethan werden, daß es außer Gott noch andre Wesen giebt, welche Geister sind, und die sogar durch die göttliche Allmacht nicht körperlich seyn können. Denn es räumen zwar alle vernünftigen Weltweisen ein, daß die Seele, wenn es Gott also hat haben wollen, unkörperlich seyn könne, immasen ein geistisches Wesen eben nicht vielmehr Macht, zu Erschaffung eines andern geistischen Wesens braucht, als wenn es aus Nichts ein Körperliches machen, und nach dessen Bildung ihm die Empfindung und die Kraft zu denken geben soll. Indessen lassen sie sich auch nicht abstreiten, daß Gott, wenn er es für gut befindet, der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne, und daß die Macht, wodurch ein materialisches Wesen die Kraft zu denken erhalten soll, eben nicht größer seyn dürfe, als sie von nöthen ist, um

einem

*) Animam nihil esse, si corpus non sit. Tertullian. de Anima. C. VII.

einem geistischen Wesen, das Vermögen, in ein materalisches zu wirken, mitzutheilen. Ehe demnach jemand beweisen will, daß die Engel schlechterdings keine Körper und sogar auch keine materialischen Seelen haben könnten, wenn es gleich Gott hätte haben wollen; so muß er vorher deutlich darthun, worinnen die Ursachen bestehen, die seine Macht einschränken.

Diejenigen, welche behaupten, daß die himmlischen Geister Körper haben, führen ihren Beweiß nicht etwan bloß aus der Vernunft. Die jüdischen und nazaräischen Lehrer, welche es mit dieser Meynung halten, haben auch in ihren heiligen Büchern Stellen, woraus sie dieselbe zu beweisen sich einbilden. Die Rabbinen beruffen sich zum Behuf ihrer Meynung auf die sichtbaren Erscheinungen der Engel, die zu Abraham, zu Lot, zum Tobias gekommen sind, desgleichen auf das Beyspiel Jakobs, mit welchem ein Engel die ganze Nacht hindurch gekämpft hat. Darauf stützen sich sowohl die Juden als die Nazaräer, und die letztern haben noch andre Beyspiele, aus solchen Büchern, die ihrem Glauben besonders eigen sind. Meinen Gedanken nach beweisen diese Erscheinungen nicht so stark, als sie sich einbilden, immasen ihre Widersacher es gar nicht einräumen, daß die Körper, in welchen diese Engel erschienen sind, wirkliche Körper der himmlischen Geister gewesen seyn sollen. Sie sprechen, sie hätten diese zur Vollstreckung der göttlichen Befehle

fehle auf eine Zeitlang entlehnet. Zu dieser Meynung haben sie überaus guten Grund. Hätten die Engel einen eben so starken, dichten und schweren Körper, als die Menschen, wie könnten sie denn im Augenblicke verschwinden? Nach dem Verhältnisse, wie sie sich in die mittlere Gegend der Luft erhüben, müßten auch die, welche sie gesehen hätten, sie nur nach und nach aus den Augen verlieren, es wäre denn, daß sie sich mit einer Wolke verhüllten, in welchem Falle wiederum viele Schwierigkeiten übrig bleiben. Sobald man aber annimmt, daß sie einen Körper gehabt haben, der nur aus Luft zusammen genommen gewesen ist, so war es ihnen etwas leichtes, diese flüßige Materie in einem Augenblicke auseinander zu trennen.

Darf ich, mein werther Monceca, über eine so kützliche, und geheimnißvolle Sache meine Meynung sagen, so kann ich dir nicht verhalten, daß ich glaube, himmlische Wesen, die lediglich Geister sind, haben niemals einen wahrhaften Körper angenommen. Wider diese meine Meynung ist das Beyspiel Jakobs gar nicht. Denn eben so gut, als die Seele lediglich ein Geist ist, und durch göttliche Allmacht in den Körper wirket, eben so gut kann auch wohl ein Engel eine ganze Nacht hindurch in den Körper des Jakobs gewirket haben. Das körperliche Wesen selbst, welches sich den Augen dieses Erzvaters zeigte, war nirgends, als in seiner Einbildung zugegen. Dieses geschah ver-

vermöge der göttlichen Allmacht, welche nach der einmal festgesetzten Ordnung es nicht für gut befunden hat, daß die Seele, so lange sie sich in der Verbindung mit dem Körper befindet, von einem Geiste einen deutlichen, und vollständigen Begrif habe. Daher stellt er ihr denselben allezeit unter dem Bilde eines Geschöpfes vor, weil sie davon deutliche Begriffe hat.

Wer die körperlichen Gestalten nicht einräumt, mit welchen die Engel nach der gemeinen Meynung so oft sich vereiniget haben sollen, derselbe wirft eine große Anzahl von abentheuerlichen Grillen, welche nicht nur bey den Jüden, sondern auch bey den Nazaräern unter die Glaubenslehren gesetzt worden sind, auf einmal über den Haufen. Es wird dadurch die lächerliche Lehre von den sogenannten Alpen und Wassernixen, welche von so vielen Schriftstellern bestätiget worden ist, ganz und gar ausgemerzt. Man beweißt klar und deutlich, daß es den Dämonen, als blosen und einfachen Geistern nicht möglich sey, körperliche Geschöpfe zu zeugen, oder mit Männern und Weibern verbotnen Umgang zu haben. Man kann ferner darthun, daß alle diese Erzählungen ohne Grund sind, die man von den Faunen, Sylvanen, Satyren, Nymphen, Lamien, Lemuren, Manen, Laren, und Penaten aufgezeichnet und sie als Dämonen, oder Geister beschrieben findet, welche die verschiedenen Körper dieser erdichteten Gottheiten an sich genommen haben sollen.

Sobald man, mein werther Aaron, die Möglichkeit von der Vereinigung der Materie mit dem geistischen Wesen der Engel gänzlich leugnet, so bleibt zur Entschuldigung der schändlichen, und lügenhaften Geschichten von Menschen, die durch Dämone gezeuget seyn sollen, weiter nichts, als ein theils ungegründeter, theils gottloser Einwurf übrig. Er ist aber so lächerlich und abgeschmackt, daß ich mir nicht die Mühe nehme, mich dabey aufzuhalten. Nur dieses will ich noch anmerken, daß Gott keinem Dämon das Vermögen die allerstandhaftesten Gesetze der Natur auf solche Art zu stören, gestattet, und eben dadurch die entsetzlichen Ausschweifungen, die daher erfolgt seyn würden, verhindert hat. Was würde dieses nicht in Europa für Verwirrung anrichten, wenn die Teufel, um ihre Wollust zu stillen, alle Tage drey bis vier tausend Mädchen beschlafen dürften. Es würde dieses für die Buhlschwestern eine vortrefliche Sache seyn, wenn die lächerliche Meynung, welche jenen Geistern dergleichen Vermögen beylegt, bey dem größten Theile unter den Gelehrten Beyfall finden sollte. Da hätten sie immerfort eine Entschuldigung, womit sie ihr unzüchtiges Leben rechtfertigen könnten, bey der Hand; es würde hernach der Teufel zu allen Hurkindern als Vater angegeben werden.

Zum Schluße meines Briefes will ich noch eine Stelle beyfügen, die den Verfasser des

Grafen

Grafen von Gabalis zum Urheber hat. In dieser wird die angezeigte lächerliche Meynung auf eine lustige, dabey aber doch gründliche Art widerlegt. Unsere Gottesgelehrten sagte ich zu ihm*), lassen es wohl bleiben, daß sie sagen sollen, der Teufel sey Vater zu allen Kindern, wovon man den eigentlichen Vater nicht weiß. Sie wissen gar zu wohl, daß der Teufel ein Geist ist, und daher keine Kinder zeugen kann. Hierauf machte der Graf die Einwendung: Aber so spricht ja Gregorius von Nyssa nicht, sondern nach seiner Meynung vermehren die Teufel sich unter einander so gut, als die Menschen. Meine Gegenantwort war: Wir sind seiner Meynung nicht; Allein es trift wohl zu, daß unsere Gottesgelehrten sprechen, —— —— Ey, fiel mir der Graf in die Rede, sagen Sie mir nicht, was sie sprechen; Sie möchten etwan, wie jene, eine sehr schmutzige und sehr unerbare Zote sagen. Auf was für eine häßliche Ausrede sind sie hier verfallen? Es ist etwas erstaunendes, daß sie doch alle einmüthig dergleichen unzüchtiges Zeug angenommen, und sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, Kobolde in die Gebüsche zu setzen, um von den viehischen Trieben einsamer Leute, die keine Lust zu arbeiten haben, Vortheil zu

 ziehen,

*) Le Comte de Gabalis. Viertes Gespräch; gegen das Ende.

ziehen, und in der Geschwindigkeit durch ein Wunder Menschen zur Welt zu bringen, deren merkwürdigem Andenken sie durch einen so niederträchtigen Ursprung einen Schandfleck anhängen. Heißt dieses bey ihnen philosophiren? Ist dieses Gott anständig, wenn einer sagt, Gott thue es dem Teufel zu Gefallen, und sey ihm zu seinen abscheulichen Handlungen beförderlich; er sey so gnädig, und lasse darauf die Fruchtbarkeit erfolgen, die er großen Heiligen versagt hat; er belohne dieses unflätige Beginnen, in dem er für diese Geburten der Boßheit viel heldenmüthigere Seelen schaffe, als für diejenigen, die in der Keuschheit einer rechtmäßigen Ehe gebildet worden sind? Schickt sich wohl dieses zu der Religion, wenn ein Mensch mit euren Kirchenlehrern saget, der Teufel könne durch dieses verabscheuenswürdige Kunststück eine Jungfrau im Schlafe schwängern, ohne daß dieses ihrer Jungfrauschaft nachtheilig ist? Es klingt dieses eben so ungereimt, als die Geschichte, welche Thomas von Aquino ‒ ‒ in seinem sechsten Quodlibet von einem Mädchen erzählt, das bey seinem Vater geschlafen hat. Nach seinem Vorgeben ist diesem Mädchen eben das begegnet, was nach der Erzählung etlicher ketzerischer Rabbinen der Tochter des Jeremias wiederfahren ist. Von dieser sprechen sie, sie sey dadurch,

durch, daß sie nach dem Propheten ins Bad ging, mit dem großen Cabbalisten Ben Syrach schwanger worden ... Darf ich Sie, mein Herr, sagte ich zu ihm, in Ihrem rednerischen Vortrage stöhren, so räume ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung gerne ein, daß es zu wünschen wäre, unsere Lehrer hätten sich darinnen, auf eine solche Art herausgelassen, wodurch keusche Ohren nicht so sehr beleidigt würden; sie hätten lieber die Begebenheiten worauf sich diese Frage gründet, ganz und gar leugnen sollen.

Dieser Stelle, mein lieber Monceca, will ich weiter nichts beyfügen. Sie zeigt die Ungereimtheit von den erdichteten Vermischungen der Alpe und Wassernixe mit den menschlichen Geschöpfen ganz vortreflich. Sie giebt ganz deutlich zu erkennen, wie sehr es der Keuschheit, und allen Religionen nützlich sey, wenn die Möglichkeit davon schlechterdings geleugnet wird.

Bleibe gesund, mein werther Monceca, lebe vergnügt und glücklich, und der Gott unserer Väter segne dich reichlich mit allem Wohlergehen.

Cairo.

Der hundert und sieben und achtzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Die Engelländer, mein werther Isaak, beklagen sich mit gutem Grunde über einen Haufen schlechter Schriftsteller außer ihrem Lande, die sich unterfangen, die Geschichte von Engelland zu schreiben, und darinnen auf eine ungebührliche Weise von den Gesetzen und Gebräuchen dieses Staats Urtheile zu fällen. Ein Whig, der mein guter Freund ist, sprach gegen mich jener Tage mit vielem Unwillen von elenden Schmierern, welche so frech sind, daß sie sich zu Geschichtschreibern einer Nation aufwerfen, die ihnen ganz und gar unbekannt ist; welche bloß in der Absicht eines schmutzigen Eigennutzes arbeiten, und auf einer Seite dem Ansehen der Geschichtskunde, auf der andern dem Ruhme großer Männer, von welchen sie zu reden sich unterstehen, einen Schandfleck anhängen. „Ueberlegen Sie nur, sagte er, auf „was für eine schändliche Weise Willhelm der „dritte, George der erste, Mylord Marlbo-

„rough, und verschiedne andre große Herren
„in der elenden Fortsetzung des Rapin=
„Thoyras gemißhandelt werden. Ist wohl
„etwas entsezlicher, ist etwas mehr im Stan=
„de, rechtschafne Leute in den Harnisch zu brin=
„gen, als wenn Helden vom ersten Range der
„Feder eines ausgehungerten und verschwende=
„rischen Taugenichts, oder lüderlicher, und in
„der Welt herumlaufender Pfaffen ums Geld
„Preiß gegeben werden, die in ihrem Vater=
„lande hätten verhungern müssen, und nun
„anderwärts durch ungebührliche Schmiere=
„reyen, die sie daselbst drucken lassen, ihr
„Brod zu verdienen suchen? Hätten alle dieje=
„nigen, die sie lesen, von den Europäischen
„Staatshändeln genugsame Kånntniß, daß sie
„das lächerliche und ungereimte von solchen
„armseligen Schrifften einsähen, so würden die
„Engelländer auf so schändliche Schmähschriff=
„ten, denen man den Namen der Geschichten
„zur Ungebühr beyzulegen sich unterstehet, lan=
„ge nicht so erbittert seyn. Allein wie viel
„Leute giebt es nicht in Frankreich, in Deutsch=
„land, in Italien und anderwärts, welche
„von dem Werthe englischer Helden bloß nach
„den lügenhaften Schrifften solcher frecher
„Schmierer urtheilen? Denn sie mögen auch
„noch so sehr verachtenswerth seyn, so finden
„sich doch genug Leute mit Vorurtheilen behaf=
„tet, oder von blödem Verstande, welche sie
„für richtige und gründlich abgefaßte Schrif=

„ten ansehen. Fragt man einen abergläubi-
„schen Italiener, was er von Wilhelm dem
„Dritten denket, so bin ich versichert, er hält
„es lieber mit den verschiednen Abschilderun-
„gen, welche sich in der fortgesezten Samm-
„lung des Rapin befinden, sie mögen auch
„noch so verhaßt seyn, als mit dem, was Ra-
„pin selbst, nebst verschiednen andern vernünf-
„tigen und uneigennützigen Geschichtschreibern
„von diesem Fürsten gesagt hat.

„Wider diese häßlichen Schmähschriften
„entrüsten wir uns deswegen am allermeisten,
„weil sie nicht nur bey unsern besten und ge-
„treusten Bundsgenossen gedruckt, sondern
„auch bey eben diesen durch Freybriefe beglau-
„biget werden, und weil dieser Schein eines
„Beyfalls ihnen bey den Fremden vieles Anse-
„hen verschaffet, indem diese nicht wissen, daß
„man dergleichen Freybriefe bloß zum Besten
„der Druckerey, und keineswegs den Gegen-
„stand oder den Innhalt des Buchs zu bestäti-
„gen, ertheilt. Wir wissen gar wohl, daß
„man die Freyheit zu drucken nicht hemmen
„darf, und wir sind die ersten, die sie schützen.
„Wir glauben aber auch nicht, daß man den
„Mißbrauch davon auf solche Art dulten dürfe,
„und unsern Gedanken nach ist hiermit die Ge-
„lindigkeit in der Regierung zu weit getrieben.
„Nächst diesem mißbraucht man sie ohne alle
„Bescheidenheit alle Tage. Ein Beweiß da-
„von sind die Schriften von den Händeln des
„Grafen

„Grafen von Bonneval mit dem Marquis von „Prie, die ehemals so nachdrücklich von Ihro „Hochmögenden verboten, und nur neuerlich „sogar im Haag selbst aufgelegt worden sind. „Man täuscht die Welt damit, daß man ihnen „die Aufschrift von den Begebenheiten des „Grafen von Bonneval gegeben, und am „Anfange sowohl als am Ende etwas beyge„fügt hat, welches ihnen statt eines Freypas„ses dient. Solchergestalt verbreiten sich „Schriften, die man durchaus nicht dulten soll„te, überall ohne die geringste Ahndung.

„Vernünftige Gelehrte fällen ordentlicher „Weise wider die abgeschmackten Fortsetzungen „des Don Quixotte, des Comischen Romans, „und dergleichen ein nachdrückliches und ver„ächtliches Urtheil. Wäre es nicht viel besser, „wenn sie den Schaden zeigten, welchen der„gleichen abentheuerliche und spöttische Ge„schichten anrichten, und wenn sie auf solche „Weise das Andenken einer Menge von Helden, „die einer Schutzrede viel eher, als Cervantes „und Scarron werth sind, bey Ehren zu erhal„ten suchten? Ich bin ganz aus der Maaße „ärgerlich auf die Gelehrten in Frankreich, „wenn ich bedenke, daß sie für den Verfasser „einer Liebesgeschichte dasjenige thun, was sie „einem berühmten Heerführer, oder erlauchten „Fürsten nicht thun wollen. Es dürfte sich „nur jemand einfallen laßen, in Paris eine „Schrift durch den Druck bekannt zu machen,

„worinnen die Werke des Virgils und Homers „angetastet würden, so würden gar bald drey„ßig eifrige Schriftsteller auftreten, und die be„leidigte Ehre dieser berühmten Dichter zu ret„ten trachten. Dagegen werden daselbst funf„zig freche Schriften, worinnen man mit allen „großen Männern der leztern Zeiten ungebühr„lich umgeht, alle Tage öffentlich verkauft. „Darüber beschweret sich kein Mensch; niemand „sagt ein Wort. Ja vielmehr, unzähliche „Menschen kaufen und lesen solche Bücher. „Man findet sogar genug Leute, die so unver„nünftig sind, daß sie dieselben billigen, und „diese Meynung auf das Stillschweigen guter „Schriftsteller gründen.“ Es heißt: Wenn diese Schriften, die ihr mit so großem Geschrey verdammt, wirklich so schlecht wären, als ihr saget, so würde doch wohl jemand sie auf eine empfindliche Art beurtheilt haben. Da aber wider sie nichts zum Vorscheine kommt, so geben die geschicktesten Leute ihnen sonder Zweifel Beyfall, und es ist kein Grund vorhanden, warum wir sie eben verwerfen sollen. „So „klingt immer der gewöhnliche Schluß solcher „Leute, die von Sachen nur obenhin und nach „anderer Leute Gedanken urtheilen. Allein es „ist ein falscher und ungegründeter Schluß, den „wahre Gelehrte nachdrücklich zu widerlegen „sich für verbunden achten sollten. Thun sie „es nicht, so kann man ihr Verfahren nicht hef„tig genug tadeln. Denn wer es vertragen

„kann,

„kann, daß falsche und gefährliche Meynungen sehr in Schwang kommen, da man sie „noch dazu daran hindern kann, derselbe ver„nachläßiget das gemeine Beste, er ist ein „schlimmer Bürger, er vergißt endlich, was „man sich selbst und seines gleichen schuldig „ist."

Ich weiß nicht, was du, mein lieber Isaak, von den Klagen dieses Engelländers für Gedanken haben wirst. Ich meines Ortes konnte mich ohnmöglich enthalten, ihm Recht zu geben. Da die Geschichte der heilige Schatz ist, in welchem die Handlungen großer Männer aufbehalten werden, so ist es eine unverantwortliche Sünde, wenn man sich daran vergreift, indem man darinnen Lügen mit Wahrheiten vermengt. Dergleichen strafbare Handlung kann auf keinerley Weise entschuldiget werden. Gesetzt, der Schriftsteller stammt aus einem Volke her, das ein Feind von demjenigen ist, dessen Geschichte er beschreibt. Derhalben darf er immer noch nicht die Sachen, die er erzählt, unrichtig vortragen. Große Männer sind ein Eigenthum eines Volks so gut, als des andern. Sie sind Bürger des ganzen Erdkreyßes, weil sie dem menschlichen Geschlechte Ehre bringen. Ein Deutscher hat das Recht, sich wider einen Franzosen zu entrüsten, welcher die Ehre eines Marlborough schmälert, und ein Spanier wider einen Engelländer,

wenn er dem Marschall von Villars die verdienten Lobsprüche verweigert.

Es wäre zu guter Verfassung der Geschichte, und zum Nutzen derer, die sich darinnen umsehen, zu wünschen, daß Schriftsteller, die ihren Fleiß derselben widmen, sich als Mitbürger der gelehrten Welt betrachten möchten; daß sie in dieser Absicht ihr Vaterland nicht in Betrachtung zögen; daß sie bey ihrer Arbeit lediglich dieses ihr Augenmerk seyn ließen, wie sie rechtschafne Leute unterweisen, löbliche Handlungen verewigen, das Laster aber gehäßig und verabscheuungswürdig machen möchten. Allein es giebt wenig Schriftsteller, die sich einen solchen edeln und lobenswürdigen Zweck vorstellen. Fast alle schreiben bloß aus eigennützigen Absichten. Der eine verkauft seine Feder dem hungrigen Geitze eines Buchhändlers, welcher weiter nichts in ein Buch gesetzt haben will, als was einer Nation, unter welcher er es zu verkaufen gedenkt, gefallen kann. Ein anderer nimmt Theil an dem Hasse einer Parthey, wovon er einige Belohnung erwartet, und schreibt bloße Schmähschriften, die voll Lästerungen sind. Daher kommt es eben, daß Streitschriften durchgängig mehr betrügliche und falsche Berichte, als reine und unverfälschte Erzählungen gewisser Begebenheiten sind. Nimmermehr hat ein jesuitischer Geschichtschreiber jemals der Würde verschiedner protestantischen Helden Gerechtigkeit wiederfahren laßen

können.

können. Sogar diejenigen, die es sich recht angelegen seyn ließen, auf das Höchste uneigennützig zu scheinen, haben sich nicht enthalten können, unter ihre Lobsprüche einige verhaßte Einschränkungen mit unter laufen zu lassen. Die jansenistischen Schriftsteller, sogar die berühmtesten nicht ausgenommen, haben es nicht über das Herz bringen können, gewisse Molinisten, welche die Hochachtung der ganzen Welt verdienten, zu loben. Die Reformirten haben ebenfalls nur gar zu viel Schriftsteller unter sich, die sich jeden Augenblick bereit finden laßen, das Verhalten aller Glieder der Römischkatholischen Gemeine ohne Prüfung zu tadeln.

Dem Ansehen nach ist die Gabe eine Geschichte zu schreiben weiter nichts, als eine Gattung von Streitkunst, die man in der Schule eines zanksüchtigen Sachwalters lernt, welcher auf alle Ränke vollkommen ausgelernt hat.

Manche Schriftsteller verfertigen aus niederträchtiger Schmeicheley gegen einen Fürsten, in dessen Lande sie gebohren sind, Liebesgeschichte, die sie ihm als eine Sammlung von seinen rühmlichen Thaten widmen, und der stolze Fürst läßt sich fast immer in dem gestellten Netze fangen. In seinen eitlen Gedanken überredet er sich, er habe wirklich diejenigen Tugenden, die man ihm nachrühmt, und er könne sich alle Unternehmungen, die man ihm beylegt, auch zueignen, ohngeachtet er nicht den

geringsten Theil daran hat. Dieses unächte Lob bezahlt er mit Freuden und sehr reichlich; und diese übel angewendete Freygebigkeit erweckt zwanzig Geschichtschreiber, die ihre Feder lediglich in der Absicht ergreifen, daß sie sich die Eitelkeit eines Menschen zu Nutzen machen, der die Lügen, womit man ihn unterhält, theuer bezahlt.

Es ist eben nichts wunderbares, mein werther Isaak, daß man in den gegenwärtigen Zeiten so wenig gute Geschichtschreiber findet. Nächst den seltnen Eigenschaften, die erfordert werden, wenn jemand dazu völlig geschickt seyn soll, ist es fast etwas unmögliches, daß die Wahrheit ungescheut hervortreten darf. Von der armen Wahrheit redt die ganze Welt; jedermann betheuert recht ernstlich, daß er sie suche, und sie wird erbärmlich verfolgt. Sobald ein Schriftsteller die Sachen aufdecken, und so, wie sie an sich selbst sind, der Nachwelt überliefern will, so darf er sich nur sicher vorstellen, daß er sich eine große Menge fürchterlicher Feinde macht. Will er in Ruhe leben, so muß er sich entschließen, gewisse Begebenheiten zu bemänteln; bey dem allen hat er immer noch viele Mühe, daß er es allen Leuten recht machen kann. Denn jede Parthey prüfet mit der größten Sorgfalt, ob er auch wohl auf der Seite ihrer Gegner hange. Bisweilen geschicht es, daß er von jedermann verachtet und gehaßt wird, weil er es jedermann hat

recht

recht machen wollen. Wieviel Schriftsteller haben nicht dergleichen Schicksal, die aber auch mit Rechte gezüchtiget werden, nicht nur, weil sie das Herz nicht gehabt haben, das, was sie wusten, zu sagen, sondern auch, weil sie gerade das Gegentheil gesagt haben?

Die Trennung der verschiednen Sekten, die in Europa herrschen, ist noch lange nicht die größte Hinderniß, welche den Geschichtschreibern in den Weg kömmt, wenn sie aufrichtig schreiben wollen. Fürsten, die sich einbilden, es sey ihre Schuldigkeit, die Vertheidigung ihrer Vorfahren zu übernehmen, und die sich selbst für beschimpft achten, wenn man dem Andenken ihrer Vorfahren zu nahe tritt, sind für die Geschichte die allerfürchterlichsten. Ein französischer Schriftsteller schreibet von gewissen Sachen mit lauter Zittern und Beben. Ein zweydeutiges Wort, ein gar zu starker Ausdruck, eine an unrechten Ort gesezte Sylbe bringt ihn auf seine übrige Lebenszeit in die Bastille. Von Rechtswegen sollte ein Geschichtschreiber in dem Zimmer, wo er arbeitet, die Bilder des Tacitus und Svetons vor sich haben, damit diese ihn ermunterten, so, wie sie es gemacht haben, die allerverborgensten Triebfedern in der Staatskunst der Reiche, deren Geschichte er schreibt, zu entdecken. Statt dessen hängt er darinnen die Risse von Schlössern auf, die zu Gefängnissen für Staatsgefangene bestimmt sind, damit er sich immerfort der Noth-

wendig-

wendigkeit, seinen Vortrag behutsam einzurichten, erinnern möge. In diesem Falle geht es einem deutschen Schriftsteller eben so, wie einem französischen. Die Fürsten auf jener Seite des Rheins sind auf ihr Ansehen eben so sehr, als die Könige auf dieser Seite eifersüchtig. In Italien, in Portugall, in Spanien fürchtet man sich außer den Landesherren auch noch vor der Inqvisition. In Engelland, wo man es viel weniger für gefährlich halten sollte, seine Gedanken frey heraus zu sagen, wagt man gleichwohl sehr viel, und selten kömmt man unangetastet davon, wenn man einer von den Partheyen zu nahe tritt. Gesezt auch, man hat weder seiner Freyheit, noch seines Lebens wegen etwas zu besorgen, wenn man schreibt, was man denkt: so bringt man sich doch wenigstens damit um seine Ruhe, und zieht sich die Feindschaft vieler Leute zu, welche alle Gelegenheiten uns zu beunruhigen, zu verunglimpfen, und endlich, wenn es ihnen möglich ist, zu drücken, begierig ergreifen. In Holland haben Hunger, Durst und Elend in den Fremden, die daselbst Bücher schreiben, eben diejenige Wirkung, welche anderwärts die Furcht in den Schriftstellern veranlaßt. Hier schreibt ein verlaufner Mönch, der sich im Haag oder Amsterdam aufhält, um seine neuen Glaubensbrüder zum Mitleiden zu bewegen, und die Woche über von seiner geistlichen Obrigkeit dreyßig Kreutzer mehr zu haben, hundert Un-

wahr-

wahrheiten wider die Papisten, und hält es blindlings mit den allerhandgreiflichsten Lügen, die man wider sie ausstreuet. Es dient ihm alles in seinen Kram, wenn es nur sein Buch groß macht, und die Leute auf die Gedanken bringen kann, er hege wider die Religion, von welcher er abgefallen ist, einen unversöhnlichen Haß. An einem andern Orte findet sich ein Jesuit, oder molinistischer Geistlicher, der sich unter der Kleidung eines Edelmanns in diese Provinzen eingeschlichen hat, seinen Mitbrüdern zum Besten einen Kundschafter abgiebt, ihre heftigen und lästerhaften Schriften wider die Reformirten bekannt macht, oder doch sie selbst durch einen Mischmasch von eben dieser Gattung auf eine unbarmherzige Weise verlästert. Dafür wird er bezahlt, und hat auf keine andre Weise zu leben, als in wieferne er seine Schmierereyen an den Mann bringen kann. Hier läßt ein nichtswürdiger Schuhputzer Nachrichten von der Regierung unter der Minderjährigkeit Ludwig des funfzehenten *) ohne Scheu drucken, und ein verachtenswerther Arzt bringt sie unter der Aufschrift von dem Leben des Herzogs von Orleans ans Tagelicht, womit er einem geldhungrigen Buchhändler hilft, daß er die dazu gemachten Bildgen zum zweyten und drittenmale den Leuten verkaufen kann. Wer also sich Hoffnung macht,

*) S. das Journal Litteraire, T. XIII. p. 451.

macht, mein werther Isaak, daß unter dergleichen Schriftstellern jemals einer ein guter Geschichtschreiber werden wird, derselbe kann eben so gut hoffen, es werde der Meßias unter den Japanern gebohren werden. Das eine ist so wahrscheinlich, als das andre. Man darf sich demnach mit der Hoffnung eines solchen Wunders gar nicht schmeicheln, und mag noch eher in Furcht stehen, daß die schädlichen Schriften solcher Leute das Ansehen der Geschichte vollends gänzlich zu Schanden, und zu nichte machen.

Es ist nicht anders, als hätten diese schlechten Schreiber alle Schaam und Scheu verlohren. Da sie nur lediglich aus Eigennutz schreiben, so ist nichts, welches sie nicht auf eine freche Weise behaupten, wenn sie sich davon einigen Nutzen versprechen. Sobald sie sich vorstellen, es sey möglich, von einem Fürsten ein mäßiges Gnadengeld zu erhalten, so ergreifen sie die Feder, loben in den Tag hinein die allerlächerlichsten Sachen, geben den allerabgeschmacktesten und ungereimtesten ihren Beyfall, und verwerfen mit großer Unbedachtsamkeit die allerlobenswürdigsten. Ist dieses nicht genug, daß sie den Fürsten auf eine eitle Art gelobt haben, so wenden sie sich mit ihren niederträchtigen Schmeicheleyen an seine Diener und Räthe. Sollten sie durch so viele niederträchtige Streiche zum Unglück für die gelehrte Welt ihren Zweck nicht erreichen, so achten sie

es

es sich für keine Schande, ihre Schriften einem Rentsverwalter, oder Kammerdiener zuzueignen. Der unverschämte Stolz mancher von diesen schlechten Schriftstellern macht es noch viel ärger, als ihr schändlicher Geitz. Denn es giebt etliche, die es ganz und gar vergessen, in was für großer Verachtung sie bey den Leuten stehen, und in ihrer Verwegenheit so weit gehen, daß sie sich zu Kunstrichtern über die berühmtesten Schriftsteller aufwerfen. Mit was für Frechheit haben nicht hundert unnütze Papierverderber von dem Bayle gesprochen, den sie doch kaum zu verstehen im Stande waren?

Weil ich auf die kleinen Schriftsteller gerathe, die das Herz gehabt haben, große Leute anzutasten, und einen Versuch zu thun, ob sie ihr Andenken beschmitzen können, so muß ich dir doch einen frechen Streich erzählen, den ich vor einigen Tagen in dem Moreri bemerkt habe. Es ist dir bekannt, daß dieser Geistliche, mit Hülfe einer ganz mäßigen Känntniß von der Geschichte, eine ziemlich schlechte Sammlung davon in alphabetischer Ordnung zusammen geschmiert hat, an deren Verbesserung verschiedne gelehrte Leute nach ihm vergebens gearbeitet haben. Höre einmal, was er von dem berühmten Thuan, dem Tacitus unserer Zeiten, und dem klügsten und gründlichsten, den Frankreich jemals gehabt hat, saget.

Thuan, spricht er *), welchem die Anhänger des Calvins eben nicht mißfielen ꝛc. Ist wohl etwas empfindlicher, als wenn man siehet, daß ein so großer Mann auf so eine verhaßte Weise gelästert wird? Denn Moreri mag damit sagen wollen, was er will, so weiß doch jedermann, daß Thuan als ein Anhänger der römischen Kirche stets gelebt hat, und auch so gestorben ist. Das sieht man wohl, daß Moreri durch diese Ausdrücke zu verstehen geben will, es sey dieser gelehrte Geschichtschreiber im Grunde seines Herzens ein Protestant gewesen, und habe gewisse Dinge aus keiner andern Ursache geschrieben, als weil er auf die Seite der Reformirten hing. Was für einem traurigen Schicksale, mein werther Isaak, sind große Herren und berühmte Geschichtschreiber unterworfen. Sie dürfen die Wahrheit nicht sagen, wenn die Leute nicht unverschämte Lügen aussinnen, und ihre Erzählungen verdächtig machen sollen. Leute, die allemal von ihnen mit der größten Ehrerbietung sprechen sollten, unterstehen sich, ihre Absichten zu erklären und zu errathen, was für Ursachen sie dazu bewogen haben. Wie verwirrt geht es nicht in der gelehrten Welt zu? Moreri hat das Herz, einen Kunstrichter und Verläumder des Thuans abzugeben! O Zeiten! O Sitten! Darf man sich nunmehro wohl wundern, daß die

*) Unter dem Worte Calvin.

die ganze Gesellschaft Jesu wider diesen großen Mann gelästert hat, und noch immer alle Tage lästert? daß Jürieu eine Lästerschrift wider den berühmten Arnauld herausgegeben, und eben dieser Arnauld ein noch viel ärgerlicheres Buch wider den Prinz und die Prinzessinn von Oranien, nach ihrer Gelangung zum Grosbritannischen Throne geschrieben hat? Große Leute sind dazu verdammt, daß sie von den schlechten Schriftstellern angegriffen werden. Fast scheinet es, als sey dieses ein wesentliches Stück ihres Ruhms, und mich dünkt, es sey in der Welt nicht ein einziger gewesen, der nicht der Mißgunst und Boßheit diesen Zoll habe entrichten müssen.

Sey gesund, mein lieber Isaak, lebe zufrieden und glücklich; laß dich aber ja niemals durch die Lügen der Lästermäuler hintergehen.

London.

Der
hundert und acht und achtzigste Brief.

Aaron Monceca an Jacob Brito.

Edimburg, mein werther Brito, wo ich seit etlichen Tagen angelangt bin, ist eine geraume

raume und ziemlich wohl gebauete Stadt. Es geht ihr wie allen Hauptstädten, wo der König nicht wohnt. Statt mehr ins Aufnehmen zu kommen, hat sie alle Noth, daß sie nicht von ihrer vorigen Größe herunter kommt. Ganz Schottland empfindet sehr die Nachwehen, von seiner Vereinigung mit Engelland. Es merkt sehr oft, wie groß der Unterschied für einen Staat sey, wenn er seinen eignen Landesherrn hat, oder wenn eine Provinz aus ihm gemacht ist. Es hat den Engelländern unbeschreibliche Mühe, und mannigfaltige Arbeit gekostet, ehe sie mit den Schottländern zu Stande gekommen sind, und sie gänzlich unter das Joch gebracht haben. Denn es ist dieses ein trotziges, handfestes, kriegerisches, und auf seine Gerechtsamen sehr eyfersüchtiges Volk; daher es freylich eine fremde Herrschaft mit Widerwillen dultete, und allezeit bereitwillig war, das Joch, unter welches man es, seinen Gedanken nach zwingen wollte, abzuwerfen.

In Engelland sind wenig Unruhen vorgefallen, woran nicht Schottland großen Theil gehabt hätte. Es hielt sich ordentlicher Weise zu derjenigen Parthey, welche der von den Engelländern ergriffenen entgegen gesetzt war, oder wenn sie dieser auch beförderlich war, so geschahe es doch niemals mit Bewilligung der ganzen Nation. Es blieb noch allemal eine große Menge von Mißvergnügten übrig, welche sich bereit finden ließen, alles wider die engelländi-

gelländische Regierung zu unternehmen. Unter diese kann man fast alle diejenigen zählen, welche den Namen der Bergschotten haben.

Die Schottländer theilen sich in zwey verschiedne Völker, deren Sitten, Gebräuche, ja sogar die Sprache eine sehr geringe Aehnlichkeit untereinander haben. Edelleute, und die Einwohner der Städte, und der Provinzen im platten Lande reden engländisch; sie sind rechtschafne, doch dabey trotzige Leute. Sie haben feine Gemüthsgaben, treiben die Wissenschaften, und lieben die Künste. Vielleicht findet man an ihnen nicht alle Tugenden der Engelländer, dafür haben sie aber auch nicht alle Fehler. Die Schottländer, welche auf den Gebürgen wohnen, reden eine Sprache, welche Gachtlet heißt, und in Irrland gebräuchlich ist. Viele unter ihnen tragen Hemder, die gelb gefärbt sind, und führen ein ziemlich wildes Leben. Sonst waren sie sehr zum Aufruhr geneigt. Ohne Zweifel ist auch heut zu Tage ihr Naturell nicht anders. Indessen wird es ihnen viel schwerer sich zu empören. Willhelm der Dritte richtete es so ein, daß er mitten in ihren Bergen verschiedne Festungen erbauen ließ. Er war der erste Landsherr, der sie zu paaren trieb; und dieses gehört nicht eben unter die leichtsten Unternehmungen, welche dieser berühmte Fürst zu Stande brachte. Diese Schlösser, welche die Engelländer in den Gebürgen gebauet haben, sind gleichwohl daran, daß ihre Macht in

Schottland fest gesetzt worden ist, nicht so viel Schuld gewesen, als die Vereinigung des Parlaments von dieser Nation mit dem engelländischen Parlamente. Vielleicht ist es dir, mein werther Brito, nicht unangenehm, wenn ich dir etliche von den vornehmsten Umständen dieser Vereinigung erzähle.

Ehemals waren in diesem Reiche Landsstände, wie diese, die sich zu London versammlen, und das Parlament ausmachen. Diese Stände verwalteten die schottländischen Staatsgeschäfte, und hatten in ihrem Vaterlande eben so großes Ansehen, als jene von Engelland in dem ihrigen. Unter der Regierung der Königinn Anna setzten sich die Engelländer vor, Schottland gänzlich mit Engelland zu vereinigen, und auf diese Weise nur einen einzigen Staat daraus zu machen, welcher durch eines und eben dasselbe Parlament beherrschet wurde. Die Ausführung dieses Entwurfs kostete viele Mühe. Indessen brachten sie die Sache doch zu Stande. Sie stellten den Schottländern vor, die Vereinigung sey für beyde Königreiche vortheilhaft, und ein Verbindung, welche unter ihnen gemacht und durch immerwährende Bande befestiget wäre, würde sie desto mehr in den Stand setzen, ihren gemeinschaftlichen Feinden zu widerstehen. Und in der That hatte es ziemlich das Ansehen, daß der gemeinschaftliche Vortheil von Engelland und Schottland diese Vereinigung erforderte. Ohngeachtet des heftigen

tigen Widerstandes vieler geschickter Schottländer, die nicht eben dergleichen Gedanken hegten, und mit Hülfe einer noch größern Menge derer, die sich entweder durch Ueberredung, oder durch Eigennutz gewinnen ließen, machten die Engelländer sich die Zeit und Gelegenheit zu Nutzen, und vereinigten endlich die Parlamenter von Edimburg und London auf feyerliche Weise mit einander.

Bey dieser Vereinigung nahmen sie in dieses also vereinigte Parlament von den schottländischen Abgeordneten nur eine geringe Anzahl, worunter sechzehn Pairs von Schottland begriffen waren. Die englischen hingegen wurden alle hineingenommen, und beybehalten. Dieser in die Augen fallende Unterschied zwischen der Anzahl der Schottländer und Engelländer macht den letztern allezeit die Mehrheit der Stimmen gewiß, und giebt ihnen also bey allen Berathschlagungen die Uebermacht. Dahero kostete es freylich viele Mühe, ehe diese Vereinigung völlig ausgemacht, und zu Stande gebracht wurde. Anfänglich entstunden unter den Schottländern allerhand Partheyen. Einige verlangten unter dem Vorwande eines wahren Eifers für ihr Vaterland, man sollte die Vorschläge der Engelländer gänzlich verwerfen. Andere ließen sich es zwar gefallen, sie anzunehmen, doch begehrten sie, man sollte die Zahl der Abgeordneten von Schottland nicht einschränken, und wer in dem Parlamente von

Schottland Sitz und Stimme hätte, derselbe sollte auch das Recht haben, in das neue Parlament zu kommen, welches in Engelland aufgerichtet würde. Doch die Engländer wußten diesen Zwiespalt sich auf eine geschickte Art zu Nutzen zu machen; sie leiteten es in die Wege, daß sie dadurch ihren Zweck erreichten. Nach einigem Wortwechsel, und etlichen kleinen Mißhelligkeiten wurde endlich die Vereinigung der beyden Reiche beschlossen, und auf immer befestiget.

Nun haben zwar, mein werther Brito, die Schottländer in Ansehung des Verlusts ihrer Freyheiten dabey einigen Schaden gelitten; indessen haben sie auf der andern Seite vieles gewonnen, zu dessen Genusse sie wohl nimmermehr gelangt seyn würden, wenn sie allezeit eine von Engelland abgesonderte, und gleichsam ausländische Nation ausgemacht hätten. Wie oft würden sie nicht der Wuth theils auswärtiger, theils einheimischer Kriege ausgestellt gewesen seyn. Um nur mit wenigen der letztern zu gedenken, was ziehet nicht die Zwietracht zweyer Völker, die unter einerley Oberherrn stehen, nothwendiger Weise für traurige Folgen nach sich?

Die Verfasser von der Fortsetzung der Geschichte des Rapin-Thoyras haben die verschiednen Bewegungen, womit Schottland dieser Vereinigung wegen beunruhiget worden ist, ziemlich deutlich beschrieben. Allein, sie überlassen

sen sich, wie gewöhnlich, ohne alle Einschränkung ihrem Triebe zur Streitigkeit. Nichts klingt aufrührischer, und schimpflicher, als ihre Betrachtungen. Den Frieden, sprechen sie*), zu befördern, und die Macht zu vermehren, war es eben nicht nöthig, daß Schottland in schlimmere Umstände kam, als Irrland, welches sein Parlament behalten hat, ob es schon ein erobertes Land ist. Es war schon genug, wenn dieses Reich sich durch einen eigenhändigen, und unwiderruflichen schriftlichen Aufsatz verbindlich machte, daß es niemanden, als den regierenden König von Engelland für seinen Landesherrn erkennen wolle. Das übrige, was man diesem wesentlichen Satze beyfügte, gehörte alles nicht zu dem Zwecke, den die Schottländer lediglich zum Augenmerke haben mußten; es hat weiter zu nichts gedient, als Schottland um sein Ansehen zu bringen, und es, was die Regimentsverfassung betrift, von Engelland bey nahe eben so sehr, als Bretagne von Frankreich abhängig zu machen. Die wenigen schottländischen Abgeordneten, die nebst der großen Anzahl der Abgeordneten von Engelland einmal das Parlament von Großbritannien ausmachen sollten, gaben doch wohl den Engellän-

*) Histoire d'Angleterre par M. de Rapin-Thoyras, continuée jusqv'a l'avenement de George. 1. à la Couronne Tom. XII. p. 106.

ländern die Versicherung, daß ihnen alle ihre Unternehmungen gelingen würden? Uebergab die fast bey allen Absätzen wiederholte Erinnerung, es wäre denn, daß das Parlament von Großbritannien für gut befände, eine Aenderung darinnen zu treffen, nicht die Rechte, Gebräuche, und Freyheiten der Schottländer dem Gutdünken der Engelländer? Die Zahl der schottländischen Pairs, die im Parlamente von Großbritannien Sitz und Stimme hatten, wurde auf 16 Personen eingeschränkt, und hingegen von den engelländischen Pairs kein einziger ausgeschlossen; die Admiralität von Schottland wurde dem Großadmiral von Engelland untergeben; Gewicht und Maaß wurde geändert; Schottland mußte sich gefallen lassen, eben dieselben Abgaben zu entrichten, und eben dieselbe Art der Einnahme anzunehmen; diente wohl alles dieses zur Versicherung des Friedens, und zur Vermehrung der Macht, oder die Oberhand, und Herrschaft von Engelland mit deutlichen Merkmalen zu bezeichnen? Immittelst war es allemal der Gerechtigkeit gemäß, daß diejenigen, welche ihren König verkauft hatten, sich mit der Zeit selbst straften, indem sie ihre Oberherrschaft und Freyheit verkauften. Diese Betrachtungen, welche in den Bezirk eines Geschichtschreibers gehören, haben, wie man gewiß versichern kann, keine schlim-

me

ne Absicht zum Grunde. Man ist sogar versichert, und wünschet aufrichtig, daß man alle, welche sich für beleidiget achten können, überzeugen möge, es sey für sie vortheilhafter, wenn das, was einmal gethan ist, so bleibt, wie es ist, als wenn sie auf eine Aenderung bedacht seyn wollen, sollten sie auch von dem glücklichen Ausgange versichert seyn.

Heißt dieses wohl, mein werther Brito, dem Ansehen und der Unpartheylichkeit gemäß schreiben, welche die Geschichte erfordert? Könnte ein Verfasser von Schmähschriften sich anders ausdrücken? Läßt sich wohl für eine Nation etwas schimpflichers sagen, als diese Stelle: Immittelst war es allemal der Gerechtigkeit gemäß, daß diejenigen, welche ihren König verkauft hatten, sich mit der Zeit selbst straften, indem sie ihre Oberherrschaft, und Freyheit verkauften? Wahrhaftig, die engelländische Regierung ist sehr gelind, oder besser zu reden, sehr großmüthig, daß sie dergleichen ungebührliche Reden so gedultig verträgt! Zu Paris verdammt man alle Tage Bücher zum Feuer, die weiter nichts, als einige etwas freye Meynungen enthalten, oder die Folgen und Würkungen des Aberglaubens mit allzulebhaften Zügen schildern. In London nimmt man sich nicht die Mühe auf Schmähschriften wider den Staat zu achten. Die Verfasser davon straft man weiter mit nichts, als mit der Verachtung, und Vergessen-

gessenheit. Vielleicht heißt dieses die Nachsicht gar zu weit treiben, und den Lästerern zur Ungebühr ein Herz machen.

Nichts ist so lächerlich, und zugleich so frech, als die beygefügte Versicherung, daß diese Betrachtungen keine schlimme Absicht zum Grunde haben, und man aufrichtig wünschet, daß diejenigen, welche sich für beleidiget achten, nicht auf die Herstellung ihrer Rechte bedacht seyn mögen. Gewiß, ein vortreflicher Satz, die Gemüther der Leute auf friedliche und ruhige Gedanken zu bringen, und dabey zu erhalten, wenn man ihnen ihre Unterwürfigkeit unter die Gesetze auf eine so heftige, und schimpfliche Weise vorwirft! Nicht wahr, diese aufwieglerische Ermahnung zum Gehorsam hat vielen Nachdruck sie dazu zu vermögen? Wer es wissen will, wie uneigennützig, und unpartheyisch diese vorgeblichen Geschichtschreiber sind, und wie aufrichtig sie es mit ihren Wünschen meynen, derselbe darf nur die folgende Stelle lesen: „Hat jemals ein Volk „das Recht, die Waffen zu ergreifen, so hatten „es die Schottländer bey dieser Gelegenheit, „wo es darauf ankam, ob sie ferner ein beson„deres Volk seyn, oder nicht seyn sollten; das „heißt, wo es darauf abzielte, daß sie ihre „Landeshoheit, ihre Gesetze, ihre Rechte, ihre „Ehre und ihre Religion fahren lassen sollten. „Hierzu konnte sie nicht einmal der Gehorsam „gegen ihren Landesherrn, und noch vielweni-

„ger der Gehorsam gegen ein Parlament ver„binden, welches ganz sichtbar und augenschein„lich sich verdächtig machte, daß es auf des „Vaterlandes Beste wenig bedacht sey, und mit „solchen Leuten ein Verständniß unterhielte, die „sich dadurch berühmt machen wollten, daß sie „das Vaterland um seine Hoheit und Macht zu „bringen suchten. Man wußte dessen Vor„rechte, und Kräfte, nebst den Umständen, wel„che sie noch viel furchtbarer machten, als sie „an sich selbst waren. Es blieb dabey, daß „man sich beklagte, und auf eine feyerliche Art „bewieß, man habe Ursache sich zu beklagen. „Diejenigen, welche an eine willkührliche „Macht gewöhnt sind, werden vielleicht spre„chen, die Engelländer, die sich nach andern „Grundsätzen verhalten, müßten sich selbst wi„dersprechen, wenn sie nicht gestehen wollten, „dieses Volk habe mehr gethan, als es schul„dig war, und sie würden in dergleichen Um„ständen sich nicht so gelassen drein ergeben „haben.„

Deutlicher kann man sich, mein lieber Brito, wohl nicht erklären, daß die Schottländer übel gethan haben, da sie wider ihren Landesherrn nicht aufgestanden sind, und daß sie, wenn es nach den Grundsätzen der Engelländer geht, auch jetzt noch die Waffen ergreifen sollten. Hätte wohl ein Italienischer Jesuit, wenn er gegen eine Belohnung an Gelde von dem Prätendenten die Fortsetzung der Geschichte des

Rapin=

Rapin-Thoyras zu Rom geschrieben hätte, eine andere Sprache führen können? Wie übel sind doch diejenigen dran, die nicht selbst eine hinlängliche Erkänntniß haben, daß sie eine aufwieglerische Schmähschrift, von einer wahrhaften und redlichen Geschichte unterscheiden können, wenn sie solche Schriften in die Hände bekommen, wie diese lästerhafte Fortsetzung ist? Nothwendig muß sie vielen Leuten allerhand irrige Gedanken beybringen, wenn sie blindlings alle darinnen befindliche Lügen für Wahrheiten annehmen, und sich durch die elenden Betrachtungen solcher armseliger Schwätzer hintergehen lassen.

Ich habe schon oft sowohl dir, mein werther Brito, als auch dem Isaak Onis von dieser Fortsetzung der Geschichte von Engelland gesagt, indem ich jedesmal, wenn ich sie nachgeschlagen, neue Irrthümer darinnen wahrgenommen habe. Es giebt Fehler, die eine so grobe und seltsame Unwissenheit verrathen, daß man in dem Augenblick, da man sie nur erst gelesen hat, kaum sich überreden kann, daß sie darinnen stehen. Damit ich dir eine einzige Probe davon gebe, so will ich dir nur bloß diejenige Stelle angeben, wo diese vortreflichen Erdbeschreiber sagen, ein Schiff könne durch die Meerenge von Gibraltar nicht gehen, ohne den Kanonen dieser Festung ausgesetzt zu seyn. Wer nicht weiß, wie breit diese Meerenge ist, derselbe muß sehr wenig wissen, und von der Artillerie gar keinen Verstand haben,

ben, wenn er sich einbildet, daß die Kanonenkugeln über dieselbe hinweg reichen können. Doch der allergrößte Fehler, der sie durchaus verächtlich macht, ist ihre häßliche Partheylichkeit. Wer nur ein wenig darauf merkt, derselbe muß nothwendig auf die Gedanken gebracht werden, wie gefährlich es sey, die Verfertigung einer Geschichte jedermann anzuvertrauen. Indessen wird dieses Buch in Engelland sehr wenig Unheil stiften. Rechtschafne Leute wissen die wahre Beschaffenheit der Sachen; der gemeine Mann versteht sehr wenig von der französischen Sprache; und Tindal, der engelländische Uebersetzer des Rapin-Thoyras hat sich nicht die Mühe genommen, die schlechte Fortsetzung dieser Schriftsteller zu übersetzen.

Ich wende mich, lieber Brito, wiederum zu den Schottländern. Der Preßbyterianische, oder, welches einerley ist, der nazaräische Glaube, wie man ihn in Genf, und Holland findet, ist die herrschende Religion in Schottland. Die englische Kirche findet nirgends weiter Statt, als in Engelland und Irrland. Daher giebt es auch hier zu Lande keine Bischöffe. Der Gottesdienst wird daselbst schlechthin von den Kirchendienern verrichtet. Im Jahr 1604. nöthigte Jakob der erste die Schottländer, die engelländischen Kirchengebräuche anzunehmen. Er setzte ihnen sogar Bischöffe, ob sich wohl die presbyterianischen Geistlichen darwider setzten, immaßen sie den engelländischen Bi-

Bischöffen eben so gram sind, als die Jesuiten den gallikanischen Bischöffen, welche die Constitution nicht angenommen haben. Diese Neuerung stiftete in der Folge allerhand Unheil, welches den Reichen Engelland, Schottland und Irrland einem nach dem andern zur Last fiel. Unter diesen Unruhen und Trennungen bekam der preßbyterianische Glaube völlig wieder die Oberhand. Die Bischöffe wurden daselbst abgeschaft, und die Sachen kamen wieder auf den alten Fuß, wobey sie sich auch seit dem beständig erhalten haben.

Die schottländischen Gelehrten werden in der gelehrten Welt mit den engelländischen vermengt. Da sie in einerley Sprache schreiben, so macht man zwischen einem Schriftsteller, der in Edimburg arbeitet, und zwischen einem, der in London schreibt, keinen Unterschied. Es geht damit, wie mit zween Franzosen, wovon einer in Paris, der andre in Lyon arbeitet. Seit der Vereinigung dieser zwey Reiche haben die Schottländer das Recht, an dem Ruhme eines Newton, Locke und Clarke Theil zu nehmen, eben so, wie einer aus Langvedok an dem berühmten Namen eines Boileau, Mallebranche und aller andern Pariser Theil nimmt. Unterdessen haben sie auch etliche große Männer gehabt, die ihnen eigenthümlich zugehören. Darunter gehört der berühmte Gilbert Burnet, den seine Verdienste und seine Schriften, besonders seine schöne Geschichte von

der

der Reformation der Kirche in Engelland auf den bischöflichen Stuhl von Salisbury erhoben haben. Von diesem habe ich dir schon anderwärts bey Gelegenheit seiner Geschichte von seinen Zeiten *) mehr gesagt. Jtzt mag es dabey sein Bewenden haben, daß ich dir hier den berühmten George Buchanan, den Lehrmeister des Königes in Schottland, Jakobs des Sechsten, einen witzigen und in der Staatskunst sehr erfahrnen Mann, einen großen Geschichtschreiber und vortreflichen Dichter nenne. Was dieses leztere Stück seiner Gelehrsamkeit betrift, so haben wir sowohl, als alle christlichen Gemeinen ihm die schöne Uebersetzung aller Psalmen Davids in lateinische Verse zu danken. Diese Schrift macht sein Andenken bey jedermann sehr schätzbar, nur bey den Mönchen nicht, weil sie ihr Bild in seinen übrigen Gedichten gar zu sehr nach der Natur geschildert antreffen. Allein sie gaben ihm auch durch ihre heftigen Verfolgungen gar zu gründliche Ursachen dazu an die Hand. Seine Geschichte von Schottland, welche Lateinisch in einem überaus schönen ungebundenen Vortrage abgefaßt ist, gehört unter die sehr guten Bücher. Dieses Urtheil werden mir die Jakobiten gütigst verzeihen, die es ihm freylich nicht vergeben können, daß er das seltsame Betragen ihrer höchstseligen Maria Stuart gar zu treuherzig beschrieben hat. An seinem Gespräche von

*) S. den 160 Brief.

dem Rechte der Landeshoheit in Schottland hat weiter niemand nichts auszusetzen, als die gebohrnen Sklaven einer willkührlichen Herrschaft, und die übertriebenen Vertheidiger des leidenden Gehorsams.

Gehab dich wohl, mein lieber Brito, lebe vergnügt und glücklich. Melde mir doch, wie du dich befindest. Ehestens werde ich nach Paris zurück kehren, und dir nicht eher schreiben, als biß ich daselbst angelangt bin.

Edimburg.

Der hundert und neun und achtzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Egypten, mein werther Monceca, ist fast zu allen Zeiten der Mittelpunkt des Aberglaubens gewesen. Die Egypter waren unter allen Heyden diejenigen, welche es in den Thorheiten und Ausschweifungen des Aberglaubens am weitsten trieben.

Da die nazaräische Religion in diesem Lande den schändlichen Götzendienst verdrungen hatte, so blieben doch immer noch viele der Vernunft

nunft zuwiderlaufende Gebräuche übrig. Dieser Glaube konnte die Liebe zu der Kunst aus den Gestirnen zu weißagen, den blinden Glauben an die selbst ersonnenen Wahrsagungen der Marktschreyer, und die Furcht vor Naturbegebenheiten, welche der gemeine Mann für Wunderzeichen ansieht, nicht wegbringen. Er nahm vielmehr selbst diese lächerlichen und strafbaren Aberglauben an, und sie gehen noch heut zu Tage nur gar zu sehr im Schwange.

Der türkische Glaube, welchem der nazaräische weichen mußte, hat diesen Irrthümern neue Kraft verliehen. Die, von Natur ziemlich abergläubischen Türken, sind vorzügliche Verehrer der Wahrsager und Weißagungen. In der ganzen Welt findet man keine Stadt, wo mehr Leute angetroffen werden, die sich auf die Vorhersagung künftiger Dinge befleißigen, als in Cairo. Manche wollen die Leute bereden, daß sie mit Hülfe der Gestirne die allerverborgensten Geheimnisse wissen. Andere, worunter sich leider sehr viele von unsern Mitbrüdern befinden, bilden sich ein, sie haben in der Cabbala sichre Mittel, die allerverborgensten Sachen zu erfahren. Viele legen sich auf die Traumdeuterey, und halten sich in dieser eitlen Wissenschaft für eben so gelehrt, als die alten Chaldäer. Endlich rühmet sich auch eine Menge andrer, daß sie die traurige Wissenschaft, über die Teufel zu gebieten, und durch

ihre Vermittelung alles, was ihnen beliebt, zu erfahren und vorher zu sagen besitzen.

Alle diese vermeynten Wahrsager, mein lieber Monceca, sind Schelme und Betrüger, welche die Leute mit Hülfe einiger Wörter, die sie selbst nicht verstehen, und einiger abgeschmackten Geberden, welche in den Gemüthern einfältiger und blödsinniger Leute Eindruck zu machen im Stande sind, zu täuschen suchen. Ein wahrer Weltweise, welcher den Ungrund ihrer Vorhersagungen darthun will, bedarf weiter keines Beweißgrundes, als dieses. Gott hat sich die Wissenschaft künftiger Dinge allein vorbehalten, und es ist auch außer ihm niemand, der sie wissen kann. Folglich ist es dem Wesen aller Geschöpfe, sie mögen von einer Gattung seyn, von welcher sie wollen, zuwider, daß sie das Zukünftige ohne eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit erkennen. Hier ist der Beweiß davon. Alle Dinge, die den Menschen begegnen sollen, beruhen auf der Freyheit, die ihnen Gott verliehen hat; und niemand außer ihm allein, kann voraus sehen, wie sie sich derselben bedienen werden. Wäre es an den Gestirnen angeschrieben, oder den Teufeln bekannt, wie sie dieselbe gebrauchen sollen, so wäre ein Mensch nothwendig gezwungen, wider seinen Willen dem Laufe der festgesezten Dinge gemäß zu handeln. Nun frage ich, ist wohl ein Mensch in der Welt so ein Thor, daß er behaupten sollte, die Men-

schen

schen wären von dem Augenblicke ihrer Geburt an zu gewissen Handlungen so genau verbunden, und so nothwendig eingeschränkt, daß es ihnen durchaus unmöglich ist, andere verrichten zu können? Meinen Gedanken nach wird sich sogar unter den allereifrigsten Jansenisten niemand finden, der von Vorurtheilen so weit eingenommen ist, daß er den freyen Willen so gar sehr vernichten will. Man mag dem Menschen gleich noch so wenig Freyheit einräumen, so entkräftet man schon dadurch das vermeynte Verzeichniß der Gestirne und die Erkänntniß der böser Geister. Wenn er nur im mindsten das Vermögen hat sich zu entschließen, so läßt sich allezeit mit gutem Rechte der Schluß machen, daß nur Gott allein wissen könne, was für einen Entschluß er fassen werde. Ich ziehe also, mein lieber Monceca, meinen Schluß in folgenden Worten zusammen: Ist das Schicksal der Menschen in den Sternen geschrieben, so haben sie keine, weder natürliche, noch sittliche, Freyheit; sie müssen demjenigen, was in den Sternen geschrieben steht, gemäß handeln. Haben sie hingegen die Freyheit, sich zu dem Guten, oder zu dem Bösen zu entschließen, so ist die Sterndeuterey eine ungewisse Kunst; weil sie auf den Gebrauch ankommt, den die Menschen von dieser Freyheit machen werden. Es muß also ein Mensch ziemlich blind seyn, wenn er die Ungewißheit von den Vorhersagungen der Sterndeuter nicht einsieht.

Gesezt, die deutlichen Gründe, womit die Weltweisen ihre Ungereimtheit darthun, haben den Leuten die Augen nicht öfnen können, so hätte doch wenigstens ihr Ungrund, wovon man alle Tage neue Beweise entdeckt, einigen Eindruck machen sollen.

Ohngeachtet ich mich offenbar wider die Sterndeuterey und schwarze Kunst erkläre, so kann ich gleichwohl mich nicht entschließen, die Traumdeuterey ihnen an die Seite zu setzen. Ich gestehe ganz gern, daß die meisten, die sich für Ausleger derselben ausgeben, Betrüger sind, und Kenner einer Wissenschaft seyn wollen, die sie nicht verstehen. Indessen glaube ich doch, daß sich oft in den Träumen, die wir haben, etwas übernatürliches befindet, wovon wir die Ursache nicht begreifen können. Vielleicht wunderst du dich, lieber Monceca, wenn du hörst, daß ich eine Meynung behaupte, welche anfänglich einem Weltweisen nicht anständig zu seyn scheint. Verzeihe mir meine Schwachheit. Ich habe alles mögliche gethan, diese Vorurtheile zu überwinden. In den besten Schriftstellern habe ich etwas gesucht, das mich von meinem Irrthume überführen sollte. Allein meine Nachforschung und Mühe hat mich in meinen Gedanken nur noch mehr bestätiget. Hier will ich dir die Gründe sagen, worauf dieselben beruhen. Schreibe du mir dagegen, was du davon denkst. Du wirst mich

dir

dir sehr verbindlich machen, wenn du mir behülflich bist, daß ich sehe, ob sie betrüglich sind, und nur bloß den Schein der Wahrheit haben.

Die alten und neuern Schriftsteller sind in der Eintheilnng, die sie von den Träumen machen, vollkommen einstimmig. Sie haben daraus zwo verschiedene Gattungen gemacht; eine sind die göttlichen, und die andre die natürlichen. Die heydnischen Weltweisen und die jüdischen Lehrer, so wie auch die nazaräischen, haben durchgängig diese Eintheilung angenommen. Sie mußten doch also glauben, daß es göttliche Träume gäbe, die uns vom Himmel zugeschickt würden, weil sie daraus eine besondere Gattung gemacht haben. Dieses ist nun das erste günstige Vorurtheil für die nächtlichen Offenbarungen. Es ist solches um so viel stärker, weil es bey großen Männern von verschiednen Nationen, die in ihrer Religion völlig einander entgegengesezt waren, Beyfall gefunden hat.

Man darf wohl sagen, daß die Träume zum Theil von allen Menschen für übernatürlich angesehen worden sind. Die Juden können gar nicht zweifeln, daß sich verschiedene von dieser Gattung ereugnet haben. Unsere heiligen Bücher melden uns, Gott habe dem Könige von Gerar, Abimelech, im Traume geoffenbaret, daß Sara des Abrahams Weib

sey *); er habe ferner eben auf diese Weise dem Könige in Egypten, Pharao, kund gethan, daß sieben fruchtbare Jahre, und nach diesen sieben unfruchtbare seyn würden **).

Eben

*) Aber Gott kam zu Abimelech des Nachts im Traum, und sprach zu ihm: Siehe da, du bist des Todes, um des Weibes willen, das du genommen hast; denn sie ist eines Mannes Eheweib.

Abimelech aber hatte sie nicht berühret, und sprach: Herr, wilt du denn auch ein gerecht Volk erwürgen?

Hat er nicht zu mir gesagt: Sie ist meine Schwester? Und sie hat auch gesaget: Er ist mein Bruder. Hab ich doch das gethan mit einfältigem Herzen und unschuldigen Händen.

Und Gott sprach zu ihm im Traum: Ich weiß auch, daß du mit einfältigem Herzen das gethan hast; darum habe ich dich auch behütet, daß du nicht wider mich sündigtest, und habe dirs nicht zugegeben, daß du sie berühretest.

So gieb nun dem Manne sein Weib wieder, denn er ist ein Prophet, und laß ihn für dich bitten, so wirst du lebendig bleiben. So du aber sie nicht wiedergiebest, so wisse, daß du des Todes sterben must, und alles was dein ist, 1 Mos. 20, 3.4.5.6.7.

**) Und nach zweyen Jahren hatte Pharao einen Traum, wie er stünde am Wasser,

Und sähe aus dem Wasser steigen sieben schöne fette Kühe, und giengen an der Weide im Grase.

Nach diesem sahe er andere sieben Kühe aus dem Wasser aufsteigen, die waren häßlich und mager, und traten neben die fetten Kühe an das Ufer am Wasser, 1 Mos. 41, 1-3.

Eben also eröfnete er auch dem Könige von Babel, Nebucadnezar, den künftigen Zustand der Reiche, durch die Erscheinung einer Bildsäule, deren Kopf von Golde, die Arme und Brust von Silber, der Bauch und die Lenden von Ertz, die Schenkel und Füße zum Theil von Eisen, und zum Theil von Erde waren *). Gott bediente sich auch eines Traums, da er den Alexander hindern wollte, daß er ehemals die Stadt Jerusalem nicht zerstörte. Joseph **), ein

*) Du, König, sahest, und siehe, ein sehr groß und hoch Bild stund gegen dir, das war schrecklich anzusehen;

Desselben Bildes Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme waren von Silber, sein Bauch und Lenden waren von Erz.

Seine Schenkel waren Eisen, seine Füße waren eines Theils Eisen, und eines Theils Thon, Dan. 2, 31-33.

**) Denn da Alexander von ferne ein weißgekleidetes Volk, und vor diesem her die Priester in köstlicher Leinwand gekleidet, und den Hohenpriester im gelben mit Gold durchwürkten Leibrock sahe, der auf dem Haupte einen Hut trug, an dessen Vordertheile das goldne Blatt mit dem eingegrabenen Namen Gottes fest gemacht war; so trat er allein zu ihm hinan, betete diesen Namen an und grüßte den Hohenpriester. Da aber alle Juden einstimmig den Alexander grüßten, und um ihn einen Kreyß machten, so entsezten sich die syrischen Könige und die übrigen darüber, und glaubten kaum, daß der König wohl bey Sinnen sey: Der einzige Par-

ein Geschichtschreiber von unserm Volke, meldet uns, das Bild des Jaddub sey diesem Monarchen erschienen, und habe ihm von der Eroberung des Morgenlandes die Versicherung gegeben. Einige Zeit nach dieser Erscheinung war Alexander auf die Juden übel zu sprechen, und rückte gegen sie an, in der Absicht, sie nachdrücklich zu strafen. Jaddub aber kam ihm, wie ihm von Gott die vorhergehende Nacht im Traume befohlen war, in seinen hohen-

Parmenio wagte sich an ihn, und fragte freymüthig, wie es käme, daß er, als ein Herr, der von jedermann angebetet würde, itzt den Hohenpriester der Juden anbetete. Jener aber antwortete, er habe nicht diesen angebetet, sondern dem Gott, dessen Hoherpriester er sey, diese Ehre erwiesen. Denn, sagte er, ich habe ihn schon vorher in eben dieser Kleidung gesehen, da ich noch in Macedonien war, und bey mir zu Rath gieng, wie ich Asien bezwingen könnte; damals redte er mir zu, ich sollte beherzt seyn, und mit dem Kriegsheere unverzüglich hinüber gehen; unter seiner Anführung würde ich Herr von dem persischen Reiche werden. Da ich nun itzt dergleichen Kleidung zum erstenmale sehe, diesen erkenne, und mich auf die Erscheinung besinne, die mich zu diesem Kriegszuge ermuntert hat, so glaube ich, daß ich nicht ohne göttliche Schickung das Kriegsheer gegen den Darius anführe und ehester Tage den Sieg davon tragen, und wenn es mit dem persischen Reiche ein Ende hat, mir alles nach Wunsche gehen werde. Flau. Ioseph. Antiqu. Iud. L. XI. C. VIII. p. 368. Ed. Colon.

henpriesterlichen Kleidern entgegen. Da sich nun der König erinnerte, daß dieser Hohepriester eben derjenige sey, der ihm in Macedonien im Schlafe erschienen war, so änderte er nicht nur seinen Entschluß, sondern opferte auch auf jüdische Weise im Tempel, und bewilligte ihnen alle Vorrechte, die sie von ihm sich ausbaten.

Ist es wohl bey so unverfälschten Zeugnissen von der Wahrheit göttlicher Träume möglich zu behaupten, Gott kündige seinen Willen den Menschen niemals durch Offenbarungen im Schlafe an? Ich weiß, mein werther Monceca, daß diejenigen Juden und Nazaräer, welche die himmlischen Träume nicht zugeben wollen, behaupten, was Gott zuweilen durch außerordentliche Mittel gethan hat, dasselbe dürfe nicht zum Grunde eines allgemeinen Lehrgebäudes angenommen werden; es sey ungereimt, als einen gewissen Satz fest zu setzen, daß öfters in dem Regen und in dem Schalle der krummen Hörner etwas übernatürliches stecke, weil Gott manchmal außerordentliche Ueberschwemmungen hat kommen laßen, und die Mauern zu Jericho von dem Schalle der Trompeten eingefallen sind: Dieses wären ganz besondre Wunderwerke, die in den ordentlichen Lauf der Dinge keinen Einfluß haben; wenn sich diese zutrügen, so gefalle es Gott einmal die festgesezte Ordnung auf eine übernatürliche Weise zu stöhren: Es geschehe die-

ses so selten, daß es wunderlich sey, wenn man daraus einen Grundsatz zu Bestätigung einer grillenhaften Eintheilung machen wolle; man könne ja nicht den geringsten Beweiß anführen, daß irgend ein Traum, welchen die Menschen seit dem Adam gehabt haben, biß auf drey oder viere, anders, als nach der natürlichen Art und Weise entstanden sey.

Einige Freygeister und verschiedne Weltweisen, die es weder mit dem jüdischen, noch mit dem nazaräischen Glauben halten, werden mit dieser Schwierigkeit noch geschwinder fertig. Sie leugnen gerade weg, daß die Träume, wovon in unsern göttlichen Büchern gesprochen wird, wahr sind. Ihrer Meynung nach werden die Träume bloß durch die verschiednen Bilder veranlaßt, die der Einbildungskraft eingeprägt, oder ihr den Tag über vorgestellt sind. Jeder hat Träume nach Beschaffenheit seines Standes oder Hanthierung, und die Menschen machen sich dieselben selbst *). Ein Ver-

*) Somnia, quae mentes ludunt volutantibus vmbris,
Nec delubra deum, nec ab aethere numina mittunt,
Sed sibi quisque facit: Nam cum prostrata sopore
Vrget membra quies, et mens sine corpore ludit,
Quicquid luce facit, tenebris agit. —
Petron. Satyr. p. 178.

Verliebter hat Träume, die sich in einem Verhältnisse mit seiner Liebe befinden; die Träume des Geitzigen beziehen sich auf seine Schätze; des Ehrbegierigen auf seine eitle Ehre; des Kriegsmanns auf Schlachten; des Sachwalters auf die Gerichtsstäte; des Anwalds auf Ränke; des Generalpachters auf Lug und Trug; des Jansenisten auf Schwärmerey und Täuscherey, und des Jesuiten auf Betrug und Tyranney. Eben diese Bewandniß hat es auch mit dem weiblichen Geschlechte. Einer Buhlschwester träumt, daß sie ihren Liebhaber betrügt, einer Leichtsinnigen, daß sie neue Eroberungen macht, einer Scheinheiligen, wie sie ihre verdrüßlichen Lehren anbringt, einer Andächtigen, wie sie ihren Gewissensrath liebkoßt, oder auf ihre Nachbarn lästert, einer lüderlichen Dirne, wie sie mitten in Wollüsten schwimmt, wovon sie den Tag über nicht hat satt werden können. Leute, welche dergleichen Meynung behaupten, berufen sich auf die Geschichte. Sie bedienen sich des Beyspiels des Theseus, der es dem Herkules nachthun wollte, und diesen Held die ganze Nacht hindurch in Gedanken hatte. Sie führen den Themistocles an, der über die Siegszeichen des Miltiades so eifersüchtig war, daß er sich damit sogar im Schlafe qvälte. Auch den Marcellus vergessen sie nicht, welchen gar oft träumte, als ob

er sich mit dem Hannibal in einem Zweykampfe befände.

Allein die natürlichen Träume dieser großen Männer muß man nicht dazu gebrauchen, daß man deswegen diejenigen, die etwas übernatürliches in sich gehabt haben, nicht für wahr halten will. Daraus daß zuweilen eine Sache auf eine gewisse Art sich zuträgt, folgt gar nicht, daß sie nicht auch manchmal auf eine andre Art geschehen könne. Gesetzt also, die Träume des Theseus, Miltiades und Marcellus beweisen, daß großen Männern Dinge träumen, die nichts übernatürliches haben, so läßt sich doch immer noch mit gutem Grunde behaupten, daß sie auch Träume haben, die ihnen durch die göttliche Allmacht von künftigen Begebenheiten Nachricht geben. Die Geschichte hat uns eine große Menge solcher Sachen aufbehalten, welche durch die größten Schriftsteller, und zuweilen durch die berühmtesten Weltweisen, erzählt werden, wodurch die Wirklichkeit himmlischer Träume bestätiget wird. Es sind dieses nicht etwan seichte Köpfe, abergläubische Mönche, Verfasser von Liebeshändeln, die uns dergleichen wunderbare Träume erzählen. Es sind Leute, von deren Wissenschaft und Fähigkeit alle Gelehrte überzeugt sind.

Joseph meldet uns, es habe Archelaus, der Stadthalter von Judäa, einen Traum gehabt, und darinnen Ochsen gesehen, welche zehn Aehren fraßen; ein essäischer Jude habe ihm diesen Traum ausgelegt, und diesem Prinzen, das ihm kurz darnach wiederfahren Unglück vorher gesagt*).

Im

*) Ehe er aber nach Rom gefordert wurde, so hat er seinen Freunden folgenden Traum erzählt. Es kam ihm vor, als sähe er zehen reife volle Waizenähren, die von Ochsen gefressen wurden. Da er erwachte, so glaubte er doch nicht, daß er diesen Traum ganz in den Wind schlagen dürfe, und ließ also die Traumdeuter darüber befragen. Da diese nun allerhand Auslegungen darüber machten, so sagte ein Essäer, mit Namen Simon, nachdem er vorher um Vergebung gebeten hatte, dieser Traum bedeute dem Archelaus eine schlimme Veränderung. Die Ochsen bedeuteten elende Umstände, weil dieses Thier beständig mit der Arbeit geplagt wäre. Ferner würde dadurch eine Veränderung im Staate angezeigt, immasen die Erde, wenn sie durch dieselben umgearbeitet würde, weder auf einerley Flecke, noch in einerley Gestalt bliebe. Uebrigens bezeichnete die Zahl der Aehren eben so viele Jahre. Denn sie wüchsen alle Jahre wieder, und Archelaus befände sich nunmehr an dem Ende seiner Regierung. Dieses war seine Auslegung von dem Traume. Fünf Tage nach demselben kam ein Landpfleger nach Judäa, der dazu geschickt war, daß er ihn zum Kayser fordern sollte. Flav. Ios. Ant. Iud. L. XVII. C. 15. p. 614. Ed. Col.

Im Herodotus lesen wir, daß die Tochter des Tyrannen von Samub, des Polykrates, einen Traum gehabt hat, in welchem sie ihren Vater in der Luft schwebend sahe, wo ihn der Jupiter befeuchtete, und die Sonne salbte. Die traurigen Folgen bestätigten nur gar zu sehr die Wahrheit dieses Traums. Oretes, ein Kriegsbedienter des Cambyses, gab einige Zeit darnach den Befehl, daß Polykrates auf der Höhe eines Berges gehangen werden sollte, wo Jupiter den Körper dieses Tyrannen mit Regen befeuchtete und wusch, die Sonne aber ihn mit seinem eignen Fette salbte *).

Plutarch erzählt unter andern nächtlichen Offenbarungen, es hätten die Freunde des Ptolemäus Ceraunus einen Traum von ihm gehabt, daß ihn Seleucus vor das Gericht der Wölfe und Habichte forderte, und daß er nach der Verurtheilung dieser fleischfressenden Richter eine große Menge Fleisch unter seine Freunde vertheilt habe **). Auf diese Vorbedeutung erfolgte gar bald sein Todt, und die gänzliche Niederlage seines Kriegsheers.

Cicero, dieser große Mann, dessen Schriften seit sovielen Jahrhunderten von den Gelehrthen bewundert werden, erzählt eine so erstaunende

*) Herod. Hist. L. III. p. 180.

**) Plut. in L. Quare Deus Malef. Poen. differ. pag. 510.

nende Geschichte, daß es unmöglich ist, bey derselben Durchlesung nicht wahrzunehmen, wie uns öfters durch Träume die göttlichen Rathschlüße, und zukünftige Dinge angekündiget werden. Zween arkadische Freunde, sagt dieser berühmte Römer, sahen sich, da sie in Megarn anlangten, genöthiget, einander zu verlassen. Einer wählte sich zu seinem Aufenthalte ein Wirthshaus, und der andere bekam bey einem guten Freunde, der ihn schon sonst aufgenommen hatte, eine Herberge. Dieser letztere sahe des Nachts im Traume seinen Reisegefährten vor sich, wie er ihn inständigst bat, daß er ihm wider seinen Wirth zu Hülfe kommen möchte, der sich vorgenommen hätte, ihn zu tödten. Ueber diesen fürchterlichen Traum erwachte er, stund voll Schrecken auf, ging aus seinem Hause, und begab sich nach der Herberge, wo sich sein Freund befand. Da er auf der Gasse etliche Schritte fortgegangen war, so glaubte er, auf Träume dürfe man nicht achten, kehrte also zurück, und ging wieder in sein Bette. Kaum war er wieder eingeschlafen, so sahe er abermals seinen Freund mit Blute bedeckt, uud mit verschiednen Wunden durchstochen. Jetzt bat dieser ihn, da er sich nicht die Mühe genommen hätte, ihm in seinem Leben beyzustehen, so sollte er nunmehr nach dem Stadthore zugehen, und seinen Körper

anhalten, welchen der Wirth, der ihn ermordet hätte, auf einem Wagen, der mit Miste beladen wäre, auf die Seite schaffen wollte. Ueber diese zweyte Erscheinung entsetzte sich der Arkadier noch mehr, als über die erste, lief nach dem Stadthore zu, und sahe kurz nach seiner Ankunft diesen Wagen kommen, den er anhalten ließ, da sodann der todte Körper darauf gefunden wurde. Man setzte also den Mörder ins Gefängniß, und vollstreckte an ihm die verdiente Todesstrafe *).

Eben

*) Cum duo quidam Arcades Familiares iter vna facerent, et Megaram venissent, alterum ad cauponem diuertisse, ad hospitem alterum. Qui vt coenati quiescerent, concubia nocte visum esse in somnio ei, qui erat in hospitio, illum alterum orare, vt subueniret, quod sibi a caupone interitus pararetur: Eum primo perterritum somnio surrexisse: Dein cum se collegisset, idque visum pro nihilo habendum esse duxisset, recubuisse: Tum ei dormienti eundem illum visum esse rogare, vt, quoniam sibi viuo non subuenisset, mortem suam ne inultam esse pateretur: se interfectum in plaustrum a caupone esse conjectum, et supra stercus injectum: petere, vt mane ad portam adesset, priusquam plaustrum ex oppido exiret. Hoc vero somnio eum commotum, mane bubulco ad portam praesto fuisse; quaesisse ex eo, quid esset in plaustro; illum perterritum fugisse, mortuum erutum esse: cauponem re patefacta poenas dedisse. Cic. de Diuinat. L. I. C. XXVII.

Eben diese Geschichte ist auch von dem Valerius Maximus erzählt worden *). Und da mehr als ein berühmter Schriftsteller es für gut befunden hat, sie auf die Nachwelt fortzupflanzen, so weiß ich eben nicht, aus was für Grunde man sich für berechtiget achtet, sie als falsch zu verwerfen. In was für eine Ungewißheit wird man alsdenn gerathen, wenn Sachen, die von den glaubwürdigsten Schriftstellern bestätiget werden, als Betrügereyen, und Lügen angesehen werden dürfen? Zuletzt

*) Proximum somnium etsi paulo est longius, propter nimiam tamen euidentiam ne omittatur, impetrat. Duo Familiares iter vna facientes, Megaram venerunt: quorum alter ad hospitem se contulit, alter in tabernam meritoriam diuertit. Is, qui in hospitio erat, vidit in somniis comitem suum orantem, vt sibi cauponis insidiis circumuento subueniret; posse enim celeri ejus accursu se imminenti periculo subtrahi: quo viso excitatus prosiluit, tabernamque, in qua is diuersabatur, petere conatus est: pestifero deinde fato ejus humanissimum propositum tanquam superuacuum damnauit, et lectum ac somnum repetiit: tum idem ei saucius oblatus obsecrauit, vt qui vitae suae auxilium ferre neglexisset, neci saltem vltionem non negaret. Corpus enim suum a caupone trucidatum, tum maxime plaustro ferri ad portam stercore coopertum. Tam constantibus Familiaris precibus compulsus, protinus ad portam cucurrit, plaustrum, quod in quiete demonstratum erat, comprehendit, cauponemque ad capitale supplicium perduxit. Valer. Max. L. I. C. VII. sub. fin.

wird in der Welt nichts mehr seyn, das man nicht in Zweifel ziehen kann. Ich sehe nicht den geringsten hinlänglichen Grund, warum man eben glauben soll, Cicero habe seinen Lesern eine Nase drehen, und eine Geschichte einschwatzen wollen, der er selbst keinen Glauben zustellte. Will jemand die Wundergeschichten, die man in den Schriften eines Mönches antrift, für ungereimt achten, ob man schon nicht völlig erweisen kann, daß sie erdichtet sind, so hat man noch endlich sehr rechtmäsige Ursachen, seinen Unglauben zu rechtfertigen. Der Nutzen, den die Mönche davon haben, daß sie den Aberglauben befördern, kann sie gar wohl verleiten, daß sie Mährgen aussinnen, denen sie einen Schein der Wahrheit zu geben suchen. Ist aber wohl ein römischer Bürgermeister, ein Weltweiser, kurz, ein Cicero, ein Mann, dem man dergleichen Schwachheit zutrauen sollte? Hat er etwan einigen Grund, die Leute zu betrügen? Hoft er von ihrer Leichtgläubigkeit einigen Vortheil?

Dem Traume, welchen dieser große Mann erzählet, will ich noch einen andern beyfügen, den Mahomet der Zweyte in der Nacht vor der Eroberung von Constantinopel gehabt hat. Die Erzählung desselben befindet sich in allen Schriftstellern, die das Leben dieses Kaysers aufgesetzt haben. Es dünkte ihm, als sähe er einen alten Mann in Riesengröße vom Himmel herabsteigen, der ihm einen Ring siebenmal an

jeden

jeden Finger steckte. Da er erwachte, ließ er sich seinen Traum auslegen, und man gab ihm die Versicherung, er würde das griechische Kayserthum in seine Gewalt bekommen. Darauf ließ er sogleich Constantinopel bestürmen, und bemächtigte sich der kayserlichen Hauptstadt, allwo nach diesem sowohl er, als seine Nachfolger ihren Sitz gehabt haben.

Es giebt noch eine unzähliche Menge solcher Begebenheiten, wie ich jetzt erzählt habe, welche beweisen, daß Träume öfters göttliche Offenbarungen sind. Ein berühmter neapolitanischer Weltweise erzählt deren verschiedne, und versichert, er sey selbst ein Augenzeuge von einer sehr auserordentlichen Sache gewesen. Er spricht, es habe ein Schäfer auf einem Guthe ziemlich weit von seiner Herrde geschlafen, und im Traume einen Wolf gesehen, der ihm ein Schaaf entführte. Dieses sagte er seinem Sohne, und hieß ihn aufstehen. Der Sohn gehorchte dem Befehle seines Vaters, und fand würklich den Wolf, daß er eben das Schaaf zerriß, welches ihm der Vater beschrieben hatte *).

*) Nuper in Vesuuino meo Familiaris meus quispiam fuit homo alioqui exiguae sortis, obscurus et egens, sed tamen spectatae fidei, et exempli recti, qui ouium greges custodire solitus, cum esset grauior annis, et valetudine non bona, eam curam vnico, quem habebat, filio delegarat. Accidit,

Es kommt mir wunderbar vor, mein werther Monceca, wenn man die Würklichkeit göttlicher Träume nach so vielen deutlichen Beweisen von ihrer Wahrheit verwerfen will. Was kann man zu Bestätigung einer Sache mehr verlangen, als Begebenheiten, welche von großen Leuten, die zu allen Zeiten gelebt haben für zuverläßig ausgegeben werden? Alte und Neuere vereinigen sich, von der Glaubwürdigkeit verschiedner nächtlichen Offenbarungen ein Zeugniß zu geben. Dieses muß man entweder annehmen, oder in der Geschichte gar nichts glauben. Noch eine einzige schwache Ausflucht haben diejenigen übrig, welche ihre Meynung hartnäckicht behaupten wollen. Sie sagen nemlich, die Träume, bey welchen man eine göttliche Ursache zum Grunde legt, würden durch natürliche Würkungen hervorgebracht, und ein bloßer ungefähRer Zufall hätte es gemacht,

dit, dum procul a ſtabulo ipſe et filius ſub paruulo lare noctu decubarent, ouem quandam a lupo circumuentam, ſibi in ſomniis obuerſari, illiuſque dentibus opprimi et lacerari viſam, quo ſomnio expergefactus ſenior, filium, qui vna decubabat, excitauit, vtque ad gregem propere accederet, acclamauit: Namque ouem, cujus etiam nomen referebat, a lupo circumuentam dilaniari dixit. Qui cum illuc excitatus pergeret, eandem, quam pater praedixerat, ouem a lupo lacerari atque opprimi inuenit, veriſſimumque et quale pater praedixerat, inſomnium expertus fuit. *Alexander ab Alex. Genial. Dier. L. I. C. XI.*

macht, daß sie eingetroffen wären. Dieser Einwurf bedeutet gar sehr wenig. Denn was wird man nicht zu leugnen berechtiget seyn, wenn man alles dem ungefähren Zufalle beylegen will? Die allersichtbarsten Handlungen der Vorsehung werden so nach unter die seltsamen Glücksfälle gerechnet werden können. Wird man sehen, daß das Laster seine Strafe empfängt, so wird es ein ungefährer Zufall heißen. Erhält die Tugend ihre Belohnung, so wird man es eben dafür ausgeben. Thut Gott etwan einmal zum Beweise seiner Macht ein Wunder, so wird man auch dieses von dem ungefähren Zufalle herleiten. Nichts ist gefährlicher, als ein Lehrgebäude, welches dem Einflusse der Mittelursachen gar zuviel einräumt; und Freygeister gebrauchen gar zu gern die Wörter Zufall und Glück.

Sey gesund, lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich. Antworte mir sobald, als möglich, auf diese Sache.

Cairo.

Der hundert und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Ich antworte dir, mein lieber Isaak, auf den Brief, den du mir von der Würklichkeit göttlicher Träume geschrieben hast. Mich wundert es, daß ein Philosoph, wie du, der die allerverborgensten Triebfedern des Aberglaubens kennt, dem so wenig gegründeten Satze, daß die Träume etwas übernatürliches an sich haben, so vielen Glauben beymessen kann. Ich will dir aus deinem Irrthume heraushelfen, und auf deine Einwürfe in der Ordnung, nach welcher du sie vorgetragen hast, antworten.

Anfängkich gründest du deine Meynung auf unsere heiligen Bücher. Es ist wahr, daß wir darinnen von einigen übernatürlichen Träumen Nachricht finden. Allein sie reden davon als von einer wunderbaren Sache, auf welche man also gar nicht eine allgemeine Meynung bauen darf. Sie geben uns sogar an vielen Orten den Rath, daß wir auf Träume nichts halten

halten sollen *). Sie melden uns, daß nächtliche Gespenster viele Leute in Irrthum gebracht haben. Ja sie gehen noch weiter, und verbieten uns, ihnen Glauben beyzulegen. Ihr sollt euch, sprechen sie, keine Wahrsager halten, auch auf Träume nicht achten, und euch nicht auf heydnisch Weise der Wahrsagerkunst bedienen. Hier hast du eine recht deutliche, und entscheidende Verordnung, die uns nach meinen Gedanken das Recht giebt, alles das zu verwerfen, was man zum Behuf des Geheimnisvollen, welches dem Vorgeben nach in gewissen Träumen stecken soll, anführen kann.

Was du, mein lieber Isaak, von Gelehrten gesagt hast, welche deine Meynung bestätigen, läßt sich leicht widerlegen. Es sind bey weiten noch nicht alle Gelehrte, wie du vorgiebst, einstimmig, daß man würklich göttliche Träume annehmen solle. Ich finde vielmehr in allen Zeitaltern Leute vom ersten Range, welche heftig darwider gestritten haben. Aristoteles macht unter den Träumen keinen Unterschied, sondern eignet sie allesammt natürlichen Ursachen zu. Er spricht, rechtschafne Leute hätten ordentlicher Weise angenehmere Träume, als die Bösen, weil sie ein ruhiges Gemüth, und keine Gewissensbisse in sich hätten **).

Cicero,

*) Pred. Sal. 5, 23. 34. rc.

**) Aristot. Eth. ad Nicomach. L. I. C. XIII. p. 189.

Cicero, den du zu deiner Bestätigung angeführt hast, ist unter allen Weltweisen den nächtlichen Erscheinungen am allermeisten zuwider. Er bringt zwar freylich ihnen zum Besten einige Gründe an, die er aber nachgehends heftig widerlegt, und entkräftet. Er macht sich bloß selbst Einwürfe, um sein Lehrgebäude desto mehr zu befestigen, indem er zeigt, wie ungegründet diejenigen sind, die man ihm entgegenstellen möchte. Ueberdieses hatten es die akademischen Weltweisen bey ihren gelehrten Zwistigkeiten in der Art, die einander entgegen gesetzten Meynungen auf beyden Seiten so weit, als möglich, zu treiben, und eher keinen festen Schluß zu fassen, als bis sie dieselben eine lange Weile geprüft hatten. Es ist daher eben kein Wunder, daß Cicero, der sich zu diesen Weltweisen zählte, alles hingesetzt hat, was er nur, die Würklichkeit göttlicher Träume zu bestätigen, anbringen konnte. Er wußte ganz wohl, daß er, wenn es ihm beliebte, die Unmöglichkeit davon schon erweisen könne. Wer von dieser Wahrheit überzeugt seyn will, derselbe darf nur seine Gründe ein wenig genau ansehen. „Nichts, sagt er, ist leichter einzusehen, als daß die Götter mit den Träumen der „Sterblichen nicht das geringste zu thun haben. „Denn wenn dieses wäre, so würde es doch „wohl ihr Wille seyn, daß wir uns ihre Gaben „zu Nutzen machen, und dadurch zukünftige „Dinge vorher sehen könnten. Allein wer hat

denn

„denn eben von seinen Träumen so gar großen „Nutzen? Wer versteht ihren geheimnisvollen „Innhalt? Wie viel finden sich nicht Leute, die „sie für betrügliche Dinge, und Hirngespinste „ansehen, und diejenigen, welche sie zu erklä„ren suchen, als schwache und abergläubische „Menschen verachten? Man kann nicht leugnen, „daß die Mühe der Götter sehr vergeblich sey. „Sie geben den Menschen im Schlafe Anwei„sungen, auf welche dieselben nicht allein gar „nicht achten, sondern, wovon sie nicht ein„mal den geringsten Begrif behalten. Die Göt„ter wissen doch wohl, die allerverborgensten „Gedanken der Menschen, und es schickt sich nicht „für die Gottheit, etwas vergeblich, und oh„ne Ursache zu thun; gleich wie dieses nicht „einmal einem gesetzten Menschen anständig ist. „Unmöglich können sie also, um ihnen ihren „Willen kund zu thun, sich der Träume bedie„nen, da sie doch wissen, daß jene sie nicht be„greifen, oder sich nicht darnach richten wer„den. Dieses Verfahren reimt sich gar nicht „zu dem Wesen, und zu der Weisheit der „Götter *).„

Nach=

*) Atque illud quidem perspicuum est, nulla visa somniorum proficisci a Numine deorum. Nostra enim causa dii id facerent, vt prouidere futura possemus. Quotus igitur est quisque, qui somniis pareat, qui intelligat, qui meminerit? Quam multi vero, qui contemnant, eamque superstitionem im-

Nachdem dieser kluge Weltweise die Unmöglichkeit göttlicher Träume durch verschiedne andre triftige Gründe erwiesen hat, so zeigt er hernach durch einen einzigen Beweiß die Thorheit derer, welche ihnen Glauben beylegen, und die Unwissenheit solcher Leute, die sich damit vermengen, daß sie dieselben erklären. „Gesetzt, sagt er, ich wollte die Wirklichkeit der „nächtlichen Eingebungen einräumen, wiewohl „ich es doch nimmermehr thun werde, so würden dieselben doch allemal unnütze seyn. „Denn niemand ist so weise, daß er sie deutlich erklären kann. Was sollten denn wohl „die Götter für Absicht haben, daß sie uns Anweisungen zukommen ließen, die wir nicht „selbst begreifen können, und die uns auch niemand anders erklären kann? Es wäre dieses „eben so, als wenn carthaginiensische oder spanische Abgesandten vor dem römischen Rathe „in ihrer Muttersprache eine Rede hielten, und „keinen

imbecillis atque anilis animi spectent? Quid est igitur, cur his hominibus consulens Deus, somniis moneat eos, qui illa non modo cura, sed ne memoria quidem digna ducant? Nec enim ignorare deus potest, qua mente quisque sit; nec frustra ac sine caussa quid facere dignum deo est; quod abhorret etiam ab hominis constantia. Ita si pleraque somnia aut ignorantur, aut negliguntur, aut nescit hoc deus, aut frustra somniorum significatione vtitur. Cic., de Diuin. L. II. C. XX. p. 405.

„keinen Dollmetscher bey sich hätten *).“ Hieher lassen sich, mein lieber Isaak die zween Grundsätze des Mallebranche ziehen: Die Gottheit thut niemals etwas umsonst. Sie geht in ihren Handlungen allemal die einfachsten Wege. Was ist wohl unnützer, als Nachrichten, die im Traume gegeben werden, und was kann man wohl weniger einfach und verworrner finden?

Ich fahre fort, mein werther Isaak, in der Prüfung deiner Einwürfe, und wende mich zu den Geschichtschreibern, die eine große Menge Träume, deren Ursprung von der Gottheit hergeleitet worden ist, auf die Nachwelt fortgepflanzt haben. Das Ansehen dieser Schriftsteller in Sachen, die in die Weltweißheit gehören, wird nicht eben sonderlich hoch geachtet. Ein Geschichtschreiber muß Abentheuer, die einigermaßen unter den Leuten herumgehen, erzählen; einem Naturkündiger aber gebühret es, zu untersuchen, ob sie daher kommen, woher man sie nach der gemeinen Sage leitet.

Ist

*) Vide igitur, ne, etiam si diuinationem tibi esse concessero, quod nunquam faciam, neminem tamen diuinum reperire possimus. Qualis autem ista mens est deorum, si neque ea nobis significant in somnis, quae ipsi per nos intelligamus, neque ea, quorum interpretes habere possimus. Similes enim sunt dii, si ea nobis objiciunt, quorum nec scientiam, nec explanatorem habemus, tanquam si Poeni aut Hispani in senatu nostro loquerentur sine interprete. Cic. de Diuin L. II. C. LXIV, p. 402.

Ist wohl jemand so leichtgläubig, daß er alle Wunder, die man im Titus Livius findet, für wahr hält? Man siehet sie als Wirkungen des Aberglaubens an. Unterdessen darf man deswegen den Titus Livius nicht tadeln, daß er sie erzählt hat. Er schrieb die Geschichte von einem Lande, wo diese erdichteten Wunderwerke als unleugbare Wahrheiten herumgiengen. Er war genöthiget sich nach der Denkungsart seiner Landsleute zu richten. Seine Umstände verstatteten nicht, daß er sich in eine genaue philosophische Prüfung einließ. Genug, er erzählte die Sachen so, daß er seine Leser in den Stand setzte, von ihrer Wahrheit zu urtheilen. Ein Geschichtschreiber, der ein Wunderwerk erzählt, dessen Unrichtigkeit er gewiß weiß, und der es durch mühsam aufgesuchte Gründe bestätiget, handelt wider seine Pflicht. Läßt er es aber dabey bewenden, daß er bloß hinsetzt, was andere Leute überall davon sagen, so kann man ihm nichts vorwerfen. Er thut seiner Schuldigkeit eine Gnüge. Der Leser mag urtheilen, ob die Leute sich betrogen haben. Den Geschichtschreiber kann man, als den Referenten einer Rechtssache, und den Weltweisen, als den Richter betrachten.

Von den Gelehrten, mein lieber Isaak, auf welche du dich, als auf Vertheidiger der göttlichen Träume berufest, und worunter du den Alexander ab Alexandro rechnest, räume ich

ein, daß sich etliche gefunden haben. Allein sie ließen sich durch die Vorurtheile der Jugend verführen, und anstatt, daß sie suchen sollten, sich darnach genau zu erkundigen, gaben sie sich vielmehr, ihr ganzes Leben hindurch, alle Mühe, Gründe zu entdecken, die sie in ihren Irrthümern noch mehr bestätigten. Dein Alexander gehört auch darunter. Er wurde von einem Neapolitaner, Julianus Majus, erzogen. Er meldet uns, in seiner Kindheit hätte er zu seinem Herrn, der sich öffentlich für einen Traumdeuter ausgab, alle Tage einen Haufen Leute von verschiednem Stande kommen sehen, denen er ihre Träume so deutlich und genau auslegte, daß verschiedne auf seinen Rath ihr Leben erhalten hätten, und großem Unglücke ausgewichen wären *). Nun frage ich dich, mein lieber Isaak, ob wohl das Ansehen dieses Alexanders, da er von Jugend an für eine Meynung eingenommen war, die er nach diesem niemals prüfte, von sehr großem Nachdrucke

*) Ad eum memini, cum puer adhuc essem, et ad capiendum ingenii cultum frequens ad eum ventitarem, quotidie somniantium turbam hominesque celebri fama et multi nominis de somniis consultum venisse. Declarabat, definiebatque ille, non breviter aut subobscure - - - Multi quoque illius monitu vitae interitum nonnunquam animi aegritudines vitarunt. Alex. ab Alex. Gen. Dier. L. I. C. XI. p. 82.

drucke seyn darf? Willst du völlig überzeugt seyn, wie wenig ein Weltweiser darauf trauen dürfe, so darfst du nur bedenken, daß dieser Julianus Majus, dessen weitläuftige Wissenschaften sein Pflegesohn so sehr rühmt, von andern Gelehrten, welche ohne Vorurtheile waren, für einen Schalk und Betrüger ausgegeben worden ist *).

Wenn du die abgeschmackten Dinge überlegst, mein werther Isaak, die von manchen Gelehrten geschrieben worden sind, welche die Meynung von den göttlichen Träumen angenommen haben, so wirst du dich nicht enthalten können, ihre Blindheit zu tadeln, oder sie wegen ihrer Unverschämtheit zu schelten. Denn sie haben solches ungereimtes Zeug geschrieben, daß man eher glauben sollte, sie hätten die Schwachheit der Menschen mißbrauchen, als ihnen melden wollen, was sie wirklich für Gedanken hegeten. Caelius Rhodiginus versichert sehr ernsthaft **), diejenigen, welche in Schaaf- oder Lammsfellen schliefen, hätten wahrhafte Träume. Dieses führt er in einer langen Abhandlung aus, worinnen er erklärt, was die Heyden von den Fellen gewisser Thiere geglaubt haben. Sind das nicht schöne Anmer-

*) Auorum quoque memoria hanc in Italia vanissime profitebatur artem Iulianus Maius. *Mart. del Rio Disquis. Magic.* L. 4. C. 3. Qu. 2. p. 218.

**) Cael. Rhodig. Lect. Antiqu. L. 27. C. 14. p. 607.

merkungen von einem Weltweisen? Sind sie wahr, so muß ohnstreitig die Gottheit recht gern vorzüglich sich den Fleischern und Schäfern offenbaren; auf solche Weise haben Fürsten und alle vornehmen Leute sich ihrer Offenbarungen nicht zu erfreuen Plinius hat zwar freylich dieser Unbeqvemlichkeit abgeholfen. Er sagt uns, man dürfe nur einen Stein, der bey den Griechen Eumeces hieß, und einem Kiesel ähnlich war, im Schlafe unter den Kopf legen, so verhelfe er zu wahrhaften Erscheinungen *). Dieser Weg zu Erscheinungen zu gelangen, ist lange nicht so unangenehm und stinkend, als der erste; und Leute von vornehmen Stande können sich dessen ohne Widerwillen bedienen. Unterdessen bleibt immer noch etwas unangenehmes dabey; man hat wohl Ursache sich in Acht zu nehmen, daß man sich nicht eine Beule an der Stirne stößt, wenn man an ein so hartes Hauptküssen, als der Stein Eumeces ist, anstößt. Denn es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß man ihn durchaus nicht unter ein Küssen legen darf; es möchten sonst die Theilgen der Gottheit, welche aus dem Kieselsteine ausdünsten, durch einen fremden Körper aufgehalten werden und nicht in den Kopf eindringen; in solchem Falle würde aufs allerhöchste nur das Küssen den Genuß von den himmlischen Anweisungen haben.

*) Plin. Hist. Nat. L. 37. C. 10.

Cardanus hat ein Mittel gefunden, wie man diesen Wunderstein entbehren kann. Er will die Leute bereden, daß die heiligen Bücher, wenn sie unter das Hauptküssen gelegt werden, wahrhafte Träume veranlassen. Kann man die Schrift nicht haben, so darf man, wie er spricht, im Fall der Noth die Schriften jener Lehrer, welche die Nazaräer Kirchenväter nennen, dafür nehmen *). Ich meines Ortes würde diesen leztern Schriften ohne vieles Bedenken eine einschläfernde Kraft einräumen; doch damit das Hülfsmittel seine Kraft recht bewiese, so wäre meines Erachtens nöthig, daß der, welcher sich deren bedienen will, ehe er zu Bette geht, eine halbe Seite aus den Schriften des Bernhardus, Gregorius, Anselmus und anderer dergleichen Männer, läse. Es wundert mich gar nicht, werther Isaak, daß Cardanus einigen Büchern das Vermögen, Träume zu veranlassen, hat beylegen können. Diese Gabe theilte er ja seiner ganzen Familie mit. Es war sogar schon genug, daß jemand von seiner Anverwandtschaft war, wenn er das Glück der göttlichen Eingebung in der Nacht genießen wollte. Sollte man auch nicht näher mit ihm, als Don Japhet von Armenien mit Karln dem Fünften, im zweytausend und achtzigsten Grade verwandt seyn **), so konnte

*) Cardan. de Rer. Variet. L. 8. C. 3. p. 163.

**) S. Dom Japhet d'Armenie, ein Lustspiel von Scarron.

konnte man sich doch sichre Rechnung auf göttliche Träume machen, und sich völlig satt träumen. Etwas so sonderbares versichert er selbst *). Ist es nun weiterhin wohl möglich, an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln: Und wäre derjenige nicht entsetzlich ungläubig, der sie als eine, nach Gefallen, ausgesonnene Betrügerey verwerfen wollte, welche der Person eines gelehrten Mannes nicht anständig ist, und alle diejenigen in den Verdacht der Schelmerey zu bringen vermag, welche die Wirklichkeit göttlicher Träume in ihren Schriften vertheidiget haben?

Mich dünkt, der Traum, welchen Mahomet der Zweyte in der Nacht vor der Einnahme von Constantinopel hatte, lasse sich gar wohl mit den Träumen der Anverwandten des Cardans in einerley Klasse setzen. Denn er hatte allem Ansehen nach eben so wenig Grund. Dieser Kayser war ein listiger Schalk, ein Herr ohne Religion, und der ohne Bedenken alle Mittel gebrauchte, von welchen er glaubte, daß sie zu Ausführung seiner Absichten dienlich wären. Ohne Zweifel wußte er wohl, wie weit es der Aberglauben in den Menschen bringen könne. Ehe er Konstantinopel mit seinem ganzen Kriegsheere bestürmen ließ, war es ihm schon recht, daß er seine Soldaten bereden konnte, der Himmel verspreche ihm das grie-

 chische

*) Cardan de Rer. Variet. L. 8. C. 3. p. 107.

chische Kayserthum. Dieser Kriegsheld, dem es alle Geschichtschreiber vorgeworfen haben, daß er das Daseyn Gottes geleugnet habe, verdiente wahrhaftig nicht, daß er ihn mit einer Offenbarung begnadigte. Sollte von ohngefähr Mahomet sich der Stadt Konstantinopel nicht bemächtiget haben, so würde aus seinem Traume nicht das geringste gemacht worden seyn. Bloß das Glück hat ihn zu einem göttlichen Traume gemacht. Dieses allein hat auch alle diejenigen in Ansehen gebracht, die man immer noch den Leuten erzählt.

Die vermeynten Erklärungen, die man über die Träume macht, sind so ungewiß, daß diejenigen, die sich damit zu schaffen machen, einander ihre Auslegungen selbst zu Schanden machen. Einem jungen Menschen, der sich in den Wettkampf der olympischen Spiele wagen wollte, träumte, er würde flüchtig auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen fortgeführt. Er erkundigte sich darüber bey einem Wahrsager, der ihm die Versicherung gab, er würde den Preiß in dem Wettkampfe davon tragen, immaßen ihm derselbe durch die Geschwindigkeit der Klepper versprochen würde. Eben dieser Mensch wollte seiner Sachen recht gewiß seyn, und gieng deswegen noch zu einem andern klugen Manne. Dieser aber gab ihm eine Antwort, die der vorigen Weißagung gerade entgegengesezt war. Sehet ihr

denn

denn nicht, sagte er zu ihm, daß ihr vier andre Wettkämpfer vor euch haben werdet, weil vier Pferde vor euch hinliefen?

Ein Betrüger, der sich für einen Traumdeuter ausgab, und die Vorstadt St. Germain vor Paris zu seinem Aufenthalte erwählt hatte, wahrsagte einem jungen Menschen, der ihn eines Traumes wegen befragte. Es hatte ihm geträumet, daß ihm seine Liebste den Ring an die Fingerspitze steckte, und nach des Wahrsagers Auslegung hieß es, er würde sie heyrathen. Noch ein andrer Schalk, der sich in der St. Honoregasse aufhielt, gab ihm den Bescheid, weil sie ihm den Ring nur an die Spitze des Fingers gesteckt hätte, so würde es zwar nahe an die Heyrath kommen, allein sie würde doch nicht statt finden. Durch den Gang über die neue Brücke haben also die göttlichen Offenbarungen auf einmal eine ganz andre Gestalt bekommen. Nicht wahr; dieser Mensch war nun recht klug gemacht?

Es wäre zu wünschen, mein lieber Isaak, man hätte alle falschen Propheten, die weiter zu nichts, als zur Vermehrung des Aberglaubens und zu Verwirrung blödsinniger Leute dienen, seit langer Zeit nachdrücklich gestraft. Indessen sähe ich sehr gerne, daß man einen Dorfpfarren, der sich auch in diese Sache mengte, damit verschont haben möchte. Denn er machte seine Sachen so fein, daß er dadurch

seinen Zweck völlig erhielt. Er hatte sich in ein junges Bauermädchen verliebt, und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, daß er sie unter die Zahl seiner geliebten Beichtkinder bekäme. Margoton hieß dieses artige Mädchen, und hatte seit etlichen Tagen einen gewissen Gillot geheyrathet, der sich ein ganzes Jahr um ihre Liebe beworben hatte. Der Ekel des Ehestands hatte die eifrige Liebe noch nicht vermindert. Dieses machte dem Geistlichen allerhand Kummer, so daß er nicht wußte, wie er zur Befriedigung seiner Sehnsucht gelangen sollte. Das Glück beförderte seinen Endweck, da er es am allerwenigsten vermuthete. Margoton hatte einen der allerfürchterlichsten Träume gehabt, worinnen es ihr vorgekommen war, als ob sie ein schwarzes und entsetzliches Gespenst sähe, welches ihrem lieben Gatten die Brust durchbohrte. Sobald sie erwacht war, lief sie in der größten Bestürzung zu dem Pfarrer. Mein Herr, sagte sie, ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen. Ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, was ich meines Mannes wegen zu befürchten habe. Der Pfarrer hörte ihren Traum mit ernsthafter Mine an, und ergrif sie bey der Hand auf eine Art, welche nicht sowohl einen Zauberer, als vielmehr einen geilen Bruder verrieth. Ich kann euch, sprach er, meine liebe Margoton, die Wahrheit nicht verhalten. Dem Gillot drohet ein großes Unglück. Nur ein einziges

ges Geheimniß weiß ich, sein Leben zu retten. Je, worinnen besteht denn dieses, mein lieber Pfarrer, antwortete die junge Bäuerinn, sagen Sie mir es doch; ich will Ihnen dafür geben, was Sie haben wollen. Ich verlange, erwiederte der Geistliche, weiter nichts, als euer Herz und eure Freundschaft. Nach diesem erklärte er sich noch deutlicher. Anfänglich wollte Margoton nicht in sein Begehren willigen. Endlich aber machte die Furcht wegen der Gefahr, die dem Gillot drohte, daß sie den Vorschlag des Traumdeuters sich gefallen ließ, und zwar geschahe dieses mit etwas mehr Vergnügen, als Alceste in die Auferstehung des Admets willigte. Nunmehro, sagte hierauf der Dorfpfarrer, will ich euch euren Traum auslegen. Das Gespenste, welches ihr gesehen habt, ist der Geist des Widerspruchs, der bey dem weiblichen Geschlechte etwas so gar gemeines ist, und gewöhnlicher maasen die Männer in ihrer Ruhe stört. Damit nun Gillot nicht damit geplagt wird, so müßt ihr ihm treu und gehorsam seyn. Auf solche Weise werdet ihr euch um seine Gesundheit keine Sorge machen dürfen. Die Ermahnung, mein lieber Isaak, war erbaulich und einem Seelensorger gemäß. Sie hatte aber auch in dem Herzen der Margoton eine sehr gute Wirkung. Ich bin Ihnen, mein Herr, sagte sie, für Ihre gute Nachricht sehr verbun-

den. Sobald ich schlimme Träume haben werde, will ich nicht ermangeln, Sie wieder zu besuchen. Für Ihre Auslegung sollen Sie die Bezahlung mit gleicher Münze, und aus einem eben so guten Herzen bekommen.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich. Laß immer die Meynung, die du von den Träumen hast, fahren. Morgen gehe ich von hier ab nach Paris, und werde dir nicht wieder biß von dort aus schreiben.

Edimburg.

Der hundert und ein und neunzigste Brief.

Isaak Onis, ein Caraite und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Dein Brief, mein werther Monceca, von der Begebenheit des Chinesers, den der Jesuit Fouqvet nach Frankreich gebracht hat *), ist mir überaus angenehm gewesen. In dieser seltsamen, zugleich aber grausamen Geschichte mit diesem armen Fremdlinge, habe ich die Staats-

*) S. den 147sten Brief.

Staatslist der Gesellschaft wahrgenommen. Ich zweifle gar nicht, daß es der Jesuiten ihr Wille ist, allen, die sich unterstehen, und ihren Absichten zuwider sind, auf eben solche Art zu begegnen. Stünde es in der Gewalt dieser ehrwürdigen Väter, die Jansenisten zu Bicetres einsperren, und daselbst Gott zu desto größren Ehren geiseln zu laßen, so würde ganz sicher der Chineser einen großen Haufen Kameraden bekommen. Aufrichtig zu reden, würde es wohl nicht sogar übel gethan seyn, wenn man allen Convulsionarien so etwas wiederfahren ließe; Und ich sollte meynen, dieses Mittel würde ihnen ihre Thorheit viel eher vertreiben, als die allergründlichste und bündigste Abhandlung. Doch wenn die Anbeter des Abts Paris einen Stockschilling bekommen hätten, und dadurch ihnen ihre Ausschweifungen vergangen wären, so müßte freylich den Jesuiten eben dergleichen Züchtigung wiederfahren, und sie also für ihre Boßheiten gestraft werden.

Gewiß, mein werther Monceca, es ist eine Schande, daß in einem so wohl eingerichteten Staate, als Frankreich ist, etliche Schwärmer und ein paar zanksüchtige und ehrgeitzige Gottesgelehrten die Ruhe des Staats unaufhörlich stören dürfen. Ich glaube ganz sicher, daß der Chineser, wenn er von dem Pater Fouqvet die Zänkereyen der Jesuiten und Molinisten erfahren hätte, einen noch viel schlechtern

tern Begrif von den Franzosen mit sich nach Hause gebracht haben würde. Was! würde er sprechen, dieses Volk weiß die Fremden so gut zu peitschen, und fällt niemals darauf, daß es seine Pfaffen züchtiget? Wenn es dem Beyspiele der Chineser folgete, so würde es ganz anders verfahren. Anstatt, daß es mit Leuten, die zu ihm kommen, hart verfährt, so würde es die Priester nicht nur wegen ihres ungebührlichen Bezeigens gegen einzelne Leute, sondern auch wegen der schlechten Streiche der Götzen, denen sie dienen, zur Rechenschaft fordern. Der heilige Paris macht eine Menge Pariser verwirrt. Her! mein Herr Prediger von H. Medard, Sie sollen für ihren Heiligen büßen! Der H. Ignatius veranlasset Unruhen im Königreiche. Herunter mit den Hosen; meine ehrwürdigen Väter, Sie sollen tüchtig zerpeitscht werden. Also dürfte man es nur mit den Aufsehern der geistlichen Lustspiele machen, so würde es bald damit ein Ende haben. Es ist dir, mein lieber Monceca, bekannt, daß es die Chineser so in der Art haben. Die Pfaffen müssen Rechenschaft von dem Guten und Bösen geben, welches die Götzen, die sie bedienen, anstiften. Und da sie von den zu ihnen gebrachten Opfern ihren Nutzen haben, so ist es auch billig, daß sie zur Vergeltung den Schaden bezahlen, den die Götzen veranlassen. Es geschicht gar oft,

daß

daß ein Mensch, der vor einer Bildsäule vergeblich Weyhrauch angezündet, und ihr viele Opfer gebracht hat, verdrüßlich wird, weil sein Geld vergeblich angewandt ist, die Pfaffen bey dem Richter verklagt, und verlangt, daß der Priester für die Unachtsamkeit des Götzen, der nicht auf sein Gebet gehört hat, Rede und Antwort geben soll. Ordentlicher Weise fällt das Urtheil für denjenigen gut aus, der sich beklagt.

Du wirst erlauben, daß ich dir dasjenige hier wiederhole, was du selbst einmal an den Jakob Brito geschrieben, und aus einer Reisebeschreibung eines Jesuiten genommen hast *). „Ein gewisser Chineser, welcher einen von den „halsstarrigsten und wunderlichsten Götzen hatte, war über die unnützen Kosten, die er eine „Zeitlang auf selbigen gewendet hatte, aufgebracht, und wollte sich nicht weiter von einem so boßhaften Gotte zum Besten haben „laßen. Dieserhalb verklagte er ihn bey dem „hohen Rathe zu Peking. Nach verschiednen „Sitzungen, wobey die Bonzen oder Pfaffen „den Götzen auf das bestmöglichste vertheidigten, gewann der Götzendiener seinen Proceß. „Der Hof, welcher auf die Bittschrift des Chinesers achtete, und ihr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, verurtheilte den Götzen, als unnütze im Königreiche, zu einer ewigen Landsverweisung. Der Tempel desselben ward „nie-

*) S. den 55ten Brief.

„niedergerissen, und die Bonzen, welche ihn „bedienten, wurden ernstlich gestraft, doch mit „dem Vorbehalt, daß sie bey den andern Gei= „stern der Provinz, wegen der Züchtigung, die „sie aus Liebe zu diesem hier erduldet hatten, „wieder ihre Schadloßhaltung suchen soll= „ten.“

Es dürften nur einige Parlamentsverord= nungen zu Paris so, wie diese, von dem ho= hen Rathe zu Peking, herauskommen, so wür= de die Ruhe in der Gemeine bald wieder herge= stellt werden. Denn es giebt wenig Janseni= sten, die sich dem Dienste des Abts Paris auf= opfern würden, wenn sie allemal, so oft je= mand wider ihn gerechte Klagen anzubringen hätte, zu Stockschillingen genöthiget würden. Kaum würden die Hintern der Väter des Ora= toriums, der Benedictiner und anderer Vereh= rer dieses vermeynten Heiligen zureichen, alle die Ruthenschläge anzunehmen, welche ihnen die Convulsionarien in reichem Maaße würden zuzählen laßen, wenn sie sich von ihrer Thor= heit besonnen hätten, und nun etwan klagen sollten, daß sie ganze Jahre lang vergebens gepfiffen, gesungen, getanzt, gesprungen, ge= schrien, gekiffen und geheult hätten. Wieviel Ruthen und Stecken würden nicht diejenigen zerschlagen laßen, welche eine Menge neuntä= giger Gebete gethan, einen Haufen schöne Lich= ter verbrannt, unzählige Gesänge und Lieder hergemurmelt, und dadurch ihre Gesundheit

zu

zu erlangen gesucht, dem ohngeachtet aber von dem heiligen Paris, der eben so taub und verstockt, als der heydnische Götze ist, nichts gewonnen hätten?

Sollten die Jansenisten, mein werther Monteca, in Gefahr gerathen, daß ihnen um ihres Heiligen willen übel begegnet würde, so glaube ich, die Jesuiten würden auf ihrer Seite kein besseres Schicksal haben, und öfters mit großer Strenge bestraft werden. Wie sehr würden sich nicht die Leute über den heiligen Ignatius beschweren? Sie würden ihn verklagen, daß er eine im höchsten Grade ehrgeitzige Gesellschaft gestiftet habe, welche weiter zu nichts taugte, als alle Staaten in Verwirrung zu setzen. Die Geistlichen würden nicht nur die Sittenlehre seiner Schüler frey und laut herunter machen, sondern es würde auch eine große Menge andrer Leute sich beschweren, daß sie zehen Jahre hintereinander zu seiner Gesellschaft sich gezählt und seine Litaneyen sowohl, als die Litaneyen des heiligen Franciskus Xaverius, des heiligen Franciskus von Borgia, der beyden Heiligen, Ludwigs von Gonzaga und Stanislaus Kostka fleißig gebetet, und doch nicht gesehen hätten, daß es ihnen in ihrer Wirthschaft besser gegangen, oder ihre Gesundheit derhalben auf einen festern Fuß gesezt worden wäre. Wegen so wichtiger Beschuldigungen würde eine Verordnung von dem Pariser

riser Parlamente zum Vorschein kommen, welches, um den wider die Jesuiten angebrachten Klagen Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, anbefehlen würde, daß sie sowohl in der Schule Ludwigs des Großen, als im Novitiat- und Profeßhause ergriffen, sodann in den Hof der Sorbonne geführt und daselbst für die Vergehungen des heiligen Ignatius und andrer Heiligen und Hochseeligen dieser Gesellschaft mit dem Staupbesen bestraft, die Tempel der Heiligen geschleift, die Götzen zerbrochen und die Priester aus dem Königreiche verjagt werden sollten; mit Vorbehalt für die genannten Jesuiten, daß sie sich zur Schadloßhaltung, wegen der Züchtigung, die sie aus Liebe zu drey oder vier unbedachtsamer und unnützlicher Weise unter die Heiligen versezten Leuten ausgestanden hätten, an den Hof zu Rom wenden, und sie daselbst suchen sollten.

Mich dünkt, mein werther Monceca, eine solche Verordnung hätte für Frankreich großen Nutzen. Sie würde viel mehr Vortheil bringen, als andre, die man alle Tage macht, um die Ausschreiben gewisser jansenistischer oder molinistischer Bischöffe zu unterdrücken, welche auf beyden Seiten um die Wette Unruhen und Trennungen zu unterhalten scheinen. Desgleichen glaube ich auch ganz sicher, wenn man

die Fehler und das halsstarrige Bezeigen der nazaräischen Heiligen nachdrücklich bestrafte, die sich eine lange Zeit beleuchten, beräuchern, vergolden und mit kostbaren Gastmälern und vortreflichen Concerten beehren laßen, gleichwohl aber öfters denen, die sich so sehr geschäftig in ihrem Dienste erwiesen, wenig zu Gute gethan haben, so würde nach und nach ihr Ansehen gänzlich verschwinden. Ehe noch ein Jahr vorbeystriche; so würden alle Nazaräer ihre Wünsche und Gebete bloß an die Gottheit allein richten. Wie! würde ein Kapuciner sprechen, ich soll alle Tage in Gefahr stehen, zweyhundert Stockschläge zu bekommen, und dieses wegen des heiligen Franziskus, der vielleicht, wenn er aufs herrlichste bewirthet worden ist, den Priester und den Anbeter auslacht? Nein, bey meiner Treue, daraus wird nichts. Zu Gott allein will ich beten und meinen Buckel gegen alle Unglücksfälle in Sicherheit setzen. Die Jesuiten würden gar bald eben so reden, und alle ihre Anhänger würden sich nicht lange besinnen, ein gleiches zu thun. Sogar die Jansenisten, die doch sehr harte Köpfe haben, würden nicht so thöricht seyn, daß sie sich schlagen ließen. Sollten auch einige durch ihre Schwärmerey sich so weit treiben laßen, so würde ihre Verweisung aus Frankreich, nach dem Innhalte der Verordnung, das Reich bald wieder in Ruhe setzen, allen

heiligen Betrügereyen der Mönche ein Ende machen, und sie hindern, daß sie nicht alle Tage neue Schelmereyen aussinnen dürften. Bey meinem Aufenthalte in Deutschland hat mir ein Franzoß, der mit mir in einerley Wirthshause war, eine ziemlich lächerliche Geschichte von dieser Art erzählt. „Es befand „sich, sagte er, in einer Kirche eines kleinen „Städtgens von Langvedoc eine Bildsäule, die „ehemals, wie die Leute sagten, viele Wun„der gethan hatte. Allein entweder derselben „innerliche Kraft war verraucht, oder der „Geist des Heiligen, der ehemals darinnen ge„wohnt hatte, mochte etwan diese Wohnung „überdrüßig worden seyn, und sich anderswo „eine Herberge ausgesucht haben. Kurz, das „Bild that keine Wunder mehr, und wurde „auch lange nicht mehr so, wie sonst, angebe„tet. Kaum daß ihm zu Ehren das ganze „Jahr über fünf oder sechs kleine Wachslichter „verbrannt wurden. Es kam schon so weit, „daß mehr als eine Betschwester vorbey gieng, „und sich nicht die Mühe nahm, die Knie vor „ihm zu beugen. Einem Mönche kam es ohn„gefähr in den Kopf, diesem Bilde zu seiner „ehemaligen Ehre zu verhelfen. Dazu war „nun eine Wunderbegebenheit nöthig, wodurch „den Leuten mit Nachdruck bekannt gemacht „würde, daß es von seiner ehemaligen Kraft „nichts verlohren hätte. Er besann sich lange „Zeit, was für eine Krankheit er der Bildsäule

„zu

„zu heilen anweisen sollte. Wenn ich es un„ter die Leute bringe, sagte dieser Meister „Mönch sehr wohlbedächtig, daß der Heilige „den Krankheiten an den Augen abhilft, so „mache ich mir die Anbeter und Priester „der heiligen Lucia zu Feinden. Diese „werden nicht ermangeln, sich dem guten „Namen meines Bildes zu widersetzen, „damit es nicht das Ansehen des ihrigen „zu Schanden machen möge. Erwähle „ich sonst eine andre Krankheit, so gerathe „ich in eben dieselbe Unbequemlichkeit. Es „wird so leicht keine menschliche Unpäßlich„keit seyn, die nicht am himmlischen Hofe „ihren Arzt haben sollte. Ich kann also „wohl nicht besser thun, als wenn ich mei„nem Bilde das Vermögen beylege, den „fleischlichen Versuchungen Einhalt zu „thun. Freylich bleibt immer noch eine „Schwierigkeit übrig. Es kann kommen, „daß diejenigen, die den Heiligen um Hül„fe ansprechen, im Anfange sich einbilden, „als ob sie einige Hülfe erhielten. Doch „vielleicht verspreche ich mir ein wenig zu „viel von der in Bewegung gebrachten „Einbildungskraft der Leute. Es kann „geschehen, daß sie die Wirkungen, die ich „von ihr hoffe, nicht hervor bringt. Als„denn würde das Ansehen meines Heiligen „gar bald fallen.

„Eben da der Mönch auf solche Art in Kum=
„mer und Sorgen war, so fiel ihm ein, daß er
„von einem seiner guten Freunde, der ein Arzt
„war, gehört hatte, wenn man Kampfer auf
„dem bloßen Leibe trüge, oder klar gestoßen in
„einem Getränke einnähme, so dämpfe dieses
„die verliebten Leidenschaften. Gut, sagte er,
„das ist Wasser auf meine Mühle. Ich
„will alle meine Agnusse mit Kampfer fül=
„len. Dann werde ich den Leuten sagen,
„es könnte niemand seine Plage anders loß
„werden, als wenn er diese, nach der Vor=
„schrift des Heiligen, beständig auf dem
„bloßen Magen trüge. Sollte damit noch
„nichts ausgerichtet seyn, und die Mi=
„schung des Bluts der Reliqvie Hinderniß
„in den Weg legen, so will ich einen Kam=
„pfertrank verordnen, und diesen das Oel
„meines Heiligen nennen. Sobald als er
„von seinen vorgeblichen Arztneymitteln eine
„ziemliche Menge vorbereitet hatte, trat er auf
„die Kanzel, und strich den heiligen Turpin
„auf das herrlichste vor allen andern landübli=
„chen Heiligen heraus. Ihre Kraft, sagte
„er, reicht nicht weiter, als daß sie den
„Krankheiten des Leibes abhelfen. Der
„heilige Turpin aber entkräftet und däm=
„pfet die Versuchungen der Seele.

„Es hatte seit langer Zeit kein Mensch et=
„was von dem heiligen Turpin gehört. Da=
„her

„her wunderten sich die Leute entsezlich über „das, was der Prediger sagte, und damit die„ser seinem Vortrage destomehr Nachdruck ge„ben möchte, so versicherte er seine Zuhörer, er „habe selbst mit demjenigen, was er anprieß, „die Probe gemacht. So gar die Ungläubigen „machten aus seiner vorgeblichen Genesung ein „Wunder, und sie erstaunten, daß der ehrwür„dige Pater Anselmus, einer von den geilsten „und lüsternsten Franziskanern im Königreiche, „ihnen die Versicherung gab, er habe in der „Gesellschaft mit dem schönsten Frauenzimmer „eben so viel Gleichgültigkeit, als der Jesuit „Girard bey der Cadiere. Sogleich kamen „von allen Orten her eine Menge andächtiger „Frauenspersonen, und wolten von ihren Ver„suchungen entlediget seyn. Eine verlangte, „daß das Bild ihres Gewissensraths ihr nicht „mehr überall nachfolgen, und sie in ihren An„dachtsstunden stören möchte. Eine andre „wünschte, daß sie über die Neigung, die sie „gegen den Pater Prior zöge, die Herrschaft „bekommen möchte. Und noch eine bat um „Kräfte, einem jungen Weltgeistlichen zu wider„stehen, der sich schon der Außenwerke bemei„stert hätte, und wenn der Heilige in vier „und zwanzig Stunden nicht ein Wunder thäte, „so würde sie sich genöthiget sehen, die Festung „zu übergeben.

„Eben also kamen auch die andächtigen Her„ren, und suchten bey dem heiligen Turpin Hül„fe.

„se. Ein alter Domherr bat sich dieselbe aus,
„wider die Reizungen seiner Köchin, ein Rich-
„ter wider die Annehmlichkeiten einer jungen
„Person, die ihre Rechtssache gern gewinnen
„wollte, ein ehrlicher Bürger gegen die Lockun-
„gen der Frau seines Gevatters, ein abgeleb-
„ter Landjunker gegen die unverschämten Aner-
„bietungen einer kleinen eben so ungetreuen, als
„geilen Kammerfrau."

„Unter alle diese Leute theilte der Mönch vie-
„le Agnus aus, die das Haupt des Heiligen be-
„rührt hatten, und wenn diese nicht sattsame
„Wirkung haben sollten, so gab er ihnen die Ver-
„ordnung, alle Morgen drey Löffel von seinem
„Kampfertranke zu trinken Bey manchen blieb
„die Würkung dieses Hülfsmittels nicht außen;
„dieses brachte schon den Agnußen, und dem
„Oele des heiligen Turpin großes Ansehen.
„Nun kamen die Leute schon zehn Meilen weit
„darnach gelaufen. Unter diesen befand sich
„ein junges Mädchen von ohngefähr 16 bis 17
„Jahren. Sie war schön, wohlgewachsen,
„hatte eine sittsame, und bescheidne Mine, da-
„bey aber ein überaus verliebtes Herz. Seit
„mehr als sechs Monaten hatte ein gewisser
„junger Mensch, mit Namen Pierrot, sie so-
„weit gebracht, daß sie ihm alles, was ei-
„ner Mannsperson von einem Mädchen ver-
„williget werden kann, eingeräumt hatte. Er
„war eben so verliebt, als er geliebt wurde.

„In-

„Indessen war ihm immer noch ein Ueberrest „von Schamhaftigkeit, oder vielmehr Furcht „in dem Herzen seiner Geliebten hinderlich; zu„weilen faßte sie den Schluß eine Verbindung, „worüber sie die Strafen der Hölle zu befürch„ten hätte, zu zertrennen. Diese Gedanken fie„len ihr gemeiniglich ein, wenn sie in der Kir„che die Bußvermahnung anzuhören hatte. „Sobald sie aber wieder nach Hause kam, so „ließ sie bey dem Anblicke, und zärtlichen, eifri„gen Zuredungen des Pierrot alle ihre Ent„schließungen fahren. Wie sie von den großen „Wunderwerken des heiligen Turpin reden hör„te, so nahm sie ihre Zuflucht zu ihm, und „holte sich Agnusse; da der Mönch ihr diese „gab, so entbrannte er zugleich gegen sie, und „schluckte mitten in seinem Gegengifte den kläg„lichen Gift der Liebe mit starken Zügen in sich. „Er wünschte, daß seine Hülfsmittel nichts „fruchten möchten, und in kurzer Zeit hatte er „Ursache sich zu beruhigen. Denn die Agnus „hatten nichts geholfen, und die junge Schöne „kam jetzt in der Absicht, das kleine Fläschgen „mit heiligem Oele zu holen. Der Mönch „aber hatte keine Lust, ihr dasselbe zu geben. „Er hatte vielmehr einen Trank zusammenge„macht, der ihre Liebe vergrößerte, in der Hof„nung, ihre öftern Reisen zu seinem Nutzen an„zuwenden. Sie kam auch in der That sehr „oft wieder, und da der Mönch solchergestallt „immer besser mit ihr bekannt wurde, so sagte

„er einmal zu ihr: Ihr kommt, und suchet „bey dem Heiligen so oft Hülfe, daß der „Wollustteufel, der euch beunruhiget, wahr- „haftig sehr eingenistet, und gar nicht her- „auszujagen seyn muß. Ich will sehen, ob „es möglich ist, euch zu helfen. Kommt „diesen Abend, wenn ihr die Betglocke „hört, an das Thor des Klosters. Ich „will euch ein Fläschgen geben, in welchem „noch einmal soviel, als sonst ist; ja ich „will euch noch ein andres Arzneymittel mit- „theilen. Ich werde Ihnen, sagte die jun- „ge Patientinn, sehr dafür verbunden seyn. „Denn das Oel des Heiligen macht meine „Krankheit eher schlimmer, als besser. „Ehe ich es brauchte, so wartete ich, bis „Pierrot kam; jetzt gehe ich selber nach ihm. „Ey, so schade doch für den Heiligen, und „sein Oel: schrie der Mönch. Das dachte „ich nicht, daß ich dem Pierrot noch mehr „in seinen Absichten beförderlich seyn sollte. „Geht, geht, mein liebes Kind, wider eu- „re Anfechtungen könnt ihr werde Agnus, „noch Fläschgen weiter brauchen.

Sollte man, mein werther Monceca, in Frankreich so strenge, als in China verfahren, so weiß ich doch nicht, ob es recht wäre, den Franciskaner zu strafen. Nach meinen Gedanken würde er sich gar leicht entschuldigen können. Er dürfte nur sprechen: Ihr kommt und

und wollt den Heiligen bitten, daß er euch die Keuschheit erhalten soll, da ihr sie schon völlig verlohren habt. Hier hätte er eine Schuleintheilung recht gut brauchen können, nemlich: Mein Heiliger dämpft die Anfechtungen in ihrem Anfange, concedo, allein daß er diejenigen, worinnen man bereits sich hat überwinden lassen, in ihrem Laufe hemmen sollte, nego, das thut er nicht.

Sey gesund, mein lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich. Nimm dich ja in acht, daß du nicht in die Hände der Zuchthausknechte gerathest.

Cairo.

Der hundert und zwey und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Seit acht Tagen, mein lieber Isaak, bin ich in Paris angelangt, und seit acht Tagen bemühe ich mich den Unterschied zwischen der Gemüthsart der Franzosen, und der Engelländer genau heraus zu bringen. Wenn ich

gleich zehn Jahre hinter einander in dieser Stadt mich aufhalten wollte, so würde ich doch in dieser ziemlich langen Zeit mit den Betrachtungen, welche mir diese Sache an die Hand giebt, nicht fertig werden.

Das erste, was mir bey meinem nochmaligen Eintritte in Frankreich in die Augen fiel, ist die Macht der Geistlichen. In London hatte ich Priester gesehen, deren Ansehen sich nicht weiter erstreckte, als bis an das Thor der Kirche, an welcher sie stehen; und Bischöffe, deren ganze Macht darinnen bestund, daß sie ihre Priesterschaft in Ordnung erhalten, und über sie gebieten konnten. In Frankreich fand ich außerordentlich ehrgeizige Geistliche, die darauf lauern, wie sie in die weltliche Gerichtsbarkeit Eingriffe thun können, und die, mitten im Staate, einen ganz besondern und von den übrigen unterschiedenen Staat ausmachen; Tyrannen in Chorhemden, und Mützen, die man Prälaten nennt, und welche fast durchgängig Feinde von ihrem Stande sind, der ihnen vermöge eines alten Aberglaubens die Versicherung giebt, daß sie ungestraft alle ihre Fehler begehen dürfen. Diese ziehen Sachen unter die geistliche Gerichtsbarkeit, welche gar nicht darunter gehören. Sie machen sich kein Gewissen daraus, daß sie diejenigen, denen sie nicht gewogen sind, durch die Beschuldigung der jansenisten Lehre, unglücklich machen. Unaufhörlich sind sie darauf bedacht,

wie

wie sie die Parlamenter um ihr Ansehen und bey dem Fürsten in üblen Ruf bringen, da doch diese Gesellschaften, so viel auf sie ankommt, sich alle Mühe geben, die Rechte der Nation gegen die Eingriffe des römischen Pabstes, des Oberhaupts, des Gebieters, der Seele, und der Triebfeder der französischen Bischöffe, zu schützen.

Die großen Herren, und der Adel in Frankreich sind, wie mich dünkt, von den engelländischen Edelleuten eben so sehr, als die Geistlichen in Paris und London von einander unterschieden. In London sind mir Leute bekannt gewesen, die sich angelegen seyn ließen, von den Vortheilen ihres Landes eine Känntniß zu erlangen; welche bemühet waren, ihre Vorrechte zu erhalten; die sich um die Sitten, und Grundsätze auswärtiger Länder bekümmerten; in deren Augen die Unwissenheit für einen schimpflichen Mangel angesehen wurde, welcher den Menschen von seiner Würde herabsetzte, und den Thieren gleich machte, die nicht nur die Wissenschaften, sondern auch die Künste in Aufnahme zu bringen suchten; welche die Gelehrten schützten und belohnten, und solche Nationen, die anders denken und handeln, gering schätzten. In Paris habe ich Leute angetroffen, welche lediglich sich mit ihrer Perücke, oder mit der Art Bänder zu knüpfen beschäftiget haben; welche von den Rechten, Freyheiten, und Grundgesetzen ihres Landes eben so wenig wissen, als

die Schwärmer von Vernunft, und die Jesuiten von Redlichkeit, die es sich fast für eine Schande achten, daß sie lesen können; die sich einbilden, Weltweisheit, und Schulfüchserey wären gleichgültige Wörter; die sich vorstellen, Des-Cartes, dessen Namen sie von ohngefähr einmal gehört haben, sey irgend ein Schulfuchs; die ohne Ausnahme einen jeden verachten, welcher denkt, es finde sich in der Welt ein Vergnügen, das vollkommner ist, als wenn man ganze Nächte hindurch trinkt, drey Viertheile des Tags verschläft, und des Abends eine Puppe für den Schauplatz anputzt, in deren Abtrittszimmer man eine Menge von Possen, die keinen Verstand haben, mit dem größten Muthwillen, herausgiebt.

Diese Beschreibung, mein lieber Isaac, läßt sich freylich nicht auf alle französischen Edelleute anwenden. In der Stadt, und sonderlich unter den Obrigkeitspersonen, welche des Amtes wegen den Kopf dranstrecken müssen, giebt es schon Leute, die ganz anders, als der gemeine Adel denken. Allein dieser und jener einzelne Mensch giebt noch keine Entscheidung von dem Geschmacke der ganzen Nation an die Hand. Wieviel giebt es gegen einen einzelnen Edelmann, der in Frankreich sich den Wissenschaften widmet, und seinen Verstand mit nützlicher Erkänntniß ausschmückt, nicht andre Leute, die ihr ganzes Leben hinbringen, ohne daß sie einen

Augen-

Augenblick über etwas nachdenken, das ihrem Vaterlande, oder der Beförderung der Künste vortheilhaft ist? Wer eine Zeit lang in Paris gelebt hat, kann selbst zu seiner Ueberzeugung genug Beweise sammlen, daß sich wenig Länder finden, wo sich junge Leute von einem gewissen Stande weniger mit nützlichen und nothwendigen Sachen beschäftigen. Ihr Leben ist ein Kette von unordentlichen Gesellschaften, woran ganz sicher weder das gemeine, noch ihr eignes Beste, den geringsten Antheil hat. Edelleute, die sich gern auf ihren Landgüthern aufhalten, lesen lieber einige alte Liebesgeschichten. Dieses ist die Beschäftigung derer, die sich vor andern hervorthun wollen. Die übrigen bringen ihre Zeit damit zu, daß sie jagen, die Bauern schlagen, ihre Pachtermädchen schwängern, mit ihren Dorfpfarren sich wegen gewisser Rangstreitigkeiten vor Gerichte zanken, und mit ihren Verwaltern sich des Sonntags besaufen.

Zwischen dem Pöbel in Engelland, und Frankreich, mein werther Isaak, finde ich in der Art zu denken einen eben so großen Unterschied, als in den Sitten und Neigungen der Geistlichen, und des Adels dieser beyden Nationen. In Paris ist das Bürgervolk von Natur gutherzig, gesprächig, wenig zum Aufruhr geneigt, und gegen die Ausländer liebreich. In London hingegen ist es tölpisch, über alle Maaße übermüthig,

thig, auf Neuerungen erpicht, zu Empörungen gleich bey der Hand, allen Nationen gram, und kurz eben so sehr mit den Fehlern des Engelländischen Adels angefüllt, als ihrer Tugenden und guten Eigenschaften beraubt. Wer einen Staat anlegen will, der einiger maaßen vollkommen werden soll, derselbe muß ihn, meinen Gedanken nach, aus dem Französischen gemeinen Volke, und aus dem engelländischen Adel zusammen setzen. Wenn ich vom Adel rede, so meyne ich alle Leute, die mehr, als Handwerksleute sind. Denn mancher Kaufmann in London, weiß von den Rechten, von der Weltweisheit, Staatskunst und dergleichen weit mehr, als viele Leute, die in Frankreich wegen der Aemter, die sie bekleiden, sich der Wissenschaften zu befleißigen genöthiget sind. Es ist ganz natürlich, daß bey einer Nation, wo die Unwissenheit großen Herren als ein Laster angerechnet wird, alle diejenigen, die sich vor dem gemeinen Volke hervorthun wollen, nach Wissenschaften trachten, damit sie sich der Mode gemäß verhalten, und sich bey andern Leuten in Ansehen bringen mögen. In Frankreich hat man Zeiten erlebt, da es eine Schande war, wenn einer nichts wußte. Ein jeder wendete Fleiß auf die Wissenschaften, oder wenigstens wollte er den Schein haben, daß er es thäte. Es ist fast, als habe Ludwig der Vierzehende die Liebe zu den schönen Wissenschaften mit sich in das Grab genommen. Gegenwärtig ist es fast

zu

zu Paris eine Schande, wenn einer, außer der französischen Sprache, eine andre versteht; und wenn dieses so fort geht, so wird es vielleicht endlich dahin kommen, daß man sich nicht getrauet, lesen und schreiben zu lernen.

Ich glaube ganz gewiß, mein lieber Isaak, daß geschickte Köpfe in Paris verderben, weil man daselbst, und besonders am Hofe, aus grundgelehrten Leuten nichts macht. Wenn Ehre und Lob nicht das Herz beleben, so vergeht den Leuten die Begierde, sich hervorzuthun, und es entschließt sich niemand zu jenen edlen Unternehmungen, welche bloß durch beherzte Leute entworfen werden. Was hilft es mir, spricht ein verachteter Gelehrter, daß ich mir so viele Mühe gebe? Ich lasse es mir blut sauer werden, ich bringe mich darüber um meine Gesundheit, ich bringe mein ganzes Leben, damit zu, daß ich das allgemeine Beste befördere. Und die Leute machen bey dem allen mehr aus einem nichtswürdigen Zolleinnehmer, aus einem Generalpachter, der sich mit dem Blute der Wittwen und Waysen mästet, als aus allen Gelehrten von Paris zusammen genommen.

Diese Klagen, mein lieber Isaak, sind mehr als zu sehr gegründet. Sollten Reaumür oder Caßini Lust haben einem großen Herrn ihre Aufwartung zu machen, so würden sie ganze Stunden in dem Vorzimmer warten müssen.

Denn

Denn was sie gutes an sich haben, ist für einen Hofmann eine Sache, die nicht den geringsten Nutzen hat. Sobald aber ein Mann, sich melden läßt, der hundert tausend Livres Einkünfte hat, so wird er gleich eingelassen. Durch einen beklagenswürdigen Mißbrauch kommt es dahin, daß ein Taugenichts seines Geldes wegen geachtet wird, und wahre Verdienste einem rechtschafnen Manne diesen Dienst nicht leisten können. Es giebt zwar wohl noch, mein werther Isaak, Fürsten und große Herren, bey welchen Wissenschaft und Tugend allein Zutritt finden. Allein, wie ich dir bereits gesagt habe, eine gewisse Zahl ausgesuchter Leute, darf man nicht als eine ganze Nation überhaupt betrachten.

Es ist eben nicht wunderbar, daß jetziger Zeit, keine Des-Cartes, Gassende, Bayle, Racine, Des-Preaux, Corneille, und la Bruyeres zum Vorschein kommen. Wenn Fontenelle, Voltaire, und Montesquiou vollends todt sind, und der Witz so, wie er heut zu Tage in Paris ist, immer fort bleibt, so werden wir keine andern Schriftsteller, als Mouhi und die Verfasser des Tagebuchs von Trevoux weiterhin zu lesen haben. Mangel an Brod, oder Schmähsucht werden die einzigen Bewegungsgründe seyn, wodurch Schriftsteller aufgemuntert werden. Ruhm und löbliche Ehrbegierde werden in ihren Büchern weiter keinen Einfluß haben. Aufs höchste werden sich etliche Halbgelehrte finden,

die

die den eitlen Namen der Mitglieder von der Akademie führen, die sich mühsam auf den kindischen Witz der Wortfügungen befleißigen, und Schriften herausgeben werden, die man mehr für Anweisungen der Tonkunst, als für Schriften zur Verbesserung und Unterricht des Verstandes ansehen wird. Ton und Wohlklang wird man genug darinnen merken, dieses wird es aber auch alles seyn, und man wird sich nicht wenig wundern, wenn man daselbst nur einen leeren Schall findet, wo man sich vermuthet hat, Sachen anzutreffen.

Diesen verderbten Geschmack wird der Zwang und die Einschränkung, womit man gelehrte Leute bindet, sehr befördern. Jetzt bezeigt man sich schon gegen sie verächtlich, und will es nächst diesem nicht leiden, daß sie so frey schreiben, als es zu Beförderung der Gelehrsamkeit nöthig ist. Ein Schriftsteller muß, indem er arbeitet, jeden Augenblick zu sich selbst sagen: „Diese Zeile muß ich wohl wegstreichen: „Der ehrwürdige Pater Rektor von dem Profeßhause kann sie vielleicht übel nehmen. Jene möchte die Leute gar leicht auf die Gedanken bringen, als ob ich ein Jansenist wäre. „Es ist nicht zu leugnen, daß darinnen eine sonnenklare Wahrheit enthalten ist; allein dafür, „daß ich das Vergnügen habe, eine Wahrheit „zu sagen, muß ich mich gleichwohl nicht in Gefahr setzen, in die Bastille zu wandern. Hier

„steht eine Beschreibung, die ich wohl werde „weglassen müssen. Sie schildert zwar eine all„gemeine Gemüthsart ganz vortreflich. Indes„sen könnte es leicht geschehen, daß man sie ins„besondere auf den Herrn Bischof von *** deu„tete; dann wäre mein Unglück nicht zu über„sehen. Ein gewisser Ausdruck, der den Stolz „der Großen so gut bezeichnet, würde mir „nachtheilig seyn. Er mag also immer weg„bleiben. Wer weiß, ob nicht dieser Herzog, „oder jener Marquis denkt, ich habe ihn damit „gemeynt. Diese Worte sind gar zu frey. „Sie möchten doch wohl den Bastart von dem „Apotheker eines unserer Staatssekretarien ver„drießen. Andere könnten dem Kätchgen seines „Kammerdieners nicht taugen. Auch dieses „Hauptstück soll ganz und gar herausgenommen „werden. Es könnte leicht machen, daß ich „meine Schrift gar nicht dürfte drucken lassen, „oder etwan für einen Gottesleugner angesehen „würde. Es kommen darinnen philosophische „Abhandlungen vor, woraus man allerhand „Folgerungen ziehen möchte, nach welchen der „Pantoffel des heil. Pantaleon, das Hüftbein „des heil. Ignatius, das Schultergehenke Carls „des Großen, und, welches das allerschlimmste „wäre, das Fläschgen mit dem heil. Salböle „völlig ihr Ansehen verlieren."

Eine so lächerliche Einschränkung, und die wenige Achtung, die man wahren Gelehrten erweißt,

weißt, wird, wenn es lange so bleibt, nach und nach die schönen Wissenschaften völlig in Abnahme bringen. Die im künftigen Jahrhunderte lebenden Franzosen werden fast eben in solche Umstände gerathen, in welchen sich die Spanier heut zu Tage befinden. Sie werden weiter nichts, als die andächtigen Schmierereyen der Mönche, und die Romanen einiger Verfasser von Liebesgeschichten zu lesen haben. Schon jetzt fängt man an, diese traurige Wahrheit zu merken. Man bekommt lauter Schriften zu sehen, an welchen weiter nichts, als die Ueberschrift etwas taugt. Dahin gehören die Gespräche von der Naturlehre, des Paters Regnault, und des Paters Poree Predigten, deren Schreibart so beschaffen ist, daß junge Leute die ihrige dadurch verderben, immasen darinnen eine Menge lächerlicher, und kindischer Wortspiele stehen. Es wundert mich nur, daß es Leute gegeben hat, denen ihr mündlicher Vortrag hat gefallen können. Indessen haben sie doch ganz andere Gedanken bekommen, so bald sie ihnen zu lesen gegeben wurden. Ist wohl etwas verächtlicher, niedriger, gekünstelter, dem Sinngedichte des Dichters im Menschenfeinde ähnlicher, und von der Reinigkeit in der Sprache des Cicero mehr entfernt, als die Stelle, wo dieser Jesuit, von dem Aufenthalte Karls des Fünften, zu Paris redet. Da ein König, spricht er, der auf den Ruhm eines Kaysers mißgünstig war, diesen Kayser,

ser, der den König um seinen Ruhm beneidete, als seinen Bundsgenossen empfing, als seinen Freund umarmte, als seinen Cameraden begleitete, als seinen Gefährten von sich ließ, seine treue Hand in die Hand jenes Untreuen legte, und lieber leichtgläubig als meineydig heißen wollte, da erhielt Europa eine Probe von der französischen Redlichkeit *). Seit dem Petav, Sirmond, Bourdaloue, und Daniel, haben die Jesuiten lauter mittelmäsige, oder schlechte Schriftsteller unter sich gehabt. Sie wissen es selbst mehr, als zu gut. Dieses ist der Grund, warum sie von wahren Gelehrten so schimpflich reden. Ihre Mißgunst würde sich lange nicht so heftig erweisen, wenn sie noch große Leute ihnen entgegen zu stellen hätten. Vielleicht kommt es einmal soweit, daß sie deren etliche aufweisen können, die sich nach und nach in das Gute

*) Quo tempore ingens fidei documentum Europae datum est, cum Rex aemulus imperatorem aemulum excepit vt hospitem, amplexus est vt amicum, comitatus est vt sodalem, dimisit vt socium, data in dexteram fallacem constanti dextera, maluitque videri male credulus, quam male fidelis. *Caroli Porée Orationes.* Das lächerliche der letztern Worte, maluit videri male credulus, quam male fidelis läßt sich im Deutschen gar nicht ausdrücken. Wer Lateinisch versteht, derselbe sieht gar leicht ein, wie kindisch die Gegensätze male credulus, und male fidelis klingen. Kaum würde man einem Lehrlinge dergleichen Wortspiel zu gute halten.

Gute einrichten. Sodann werden sie anderes Sinnes werden, ihre ehemaligen Gesinnungen wieder hervor suchen, den Geschmack und die Schreibart ihres Paters Poree verwerfen, und sich fast von allen Schriften unzählicher Schmierer loßsagen, die sie heut zu Tage ihres Beyfalls würdigen, und als vortrefliche Bücher anpreisen. Mittlerweile werden sie in der gelehrten Welt, ehe es so weit kommt, großes Unheil anrichten, und ihr Trieb, darinnen Gesetze vorzuschreiben, wird der Vernunft, dem guten Geschmacke und der Schreibart eben so nachtheilig seyn, als die abgeschmackten und läppischen Schriften vieler itzigen Mitglieder der Akademien.

Vor einiger Zeit hatte ich mit einem von diesen Herren eine ziemlich kurzweilige Unterredung. „Sie sind, sagte er mir, seit kurzen „aus Engelland angekommen. Dürfte ich Sie „wohl fragen, wie es dort mit den Wissenschaf„ten steht? Man hat es damit, antwortete ich „ihm, daselbst sehr weit gebracht. Die scho„lastischen Träume und Grillen sind von den „hohen Schulen in Kambridge und Oxford völ„lig verbannt, und es werden daselbst die „Schriften des Locke und Newton erklärt. „Es giebt in London vortrefliche Dichter, die „sich mit Sachen beschäftigen, welche den „Menschen nüzlich sind. Mit den Reizungen „der Dichtkunst vereiniget der berühmte Pope „die Anweisungen der allervernünftigsten Welt-

„weißheit. Bey ihm findet sich Homer und
„Plato miteinander vereiniget. Desto schlim-
„mer für die engelländische Dichtkunst! er-
„wiederte das Mitglied der Akademie. War-
„um sagen Sie, desto schlimmer? War meine
„Antwort; sagen Sie mir doch ohnmaßgeb-
„lich, wie Sie dieses meynen. Weil man,
„versezte er dagegen, nimmermehr recht rein
„schreiben kann, wenn man von Dingen aus
„der Weltweißheit redet. Wenigstens befin-
„det es sich in der französischen Sprache also.
„Alle die kleinen Bindewörtgen, die in Ver-
„nunftschlüssen unvermeidlich sind, klingen in
„den Ohren sehr verdrüßlich. Ein Mitglied
„von der Akademie muß lediglich bey der Ab-
„fassung von Liebesgeschichten, verliebten Brie-
„fen und zärtlichen Gedichten stehen bleiben.
„Hat er kein zärtliches Herz, so mag er sich
„mit der Geschichte beschäftigen. Doch müs-
„sen seine Schriften nicht mehr, als zween
„Bände in Duodez ausmachen. Es ist ohn-
„möglich in seinen Büchern rein zu schreiben,
„wenn man es schon zum dritten kommen läßt.
„Es sind ohngefähr sechs Monate, daß ich
„ein Buch von fünfhundert Seiten ans Licht
„gestellt, mit dessen Ausbesserung und genauer
„Durchsehung ich neun Jahre zugebracht habe.
„Dafür kann ich aber auch vollkommen damit
„zufrieden seyn. In meinem ganzen Buche
„finden Sie nur drey Und, zwey Aber, und
„ein einziges Wenn. Bey der zweyten Aufla-

„ge

„ge hoffe ich noch ein Aber und zwey Und „wegzubringen. Freylich werde ich deswegen „etwan funfzehen Seiten umarbeiten müssen. „Indessen soll mich die Mühe nicht verdrießen, „wenn ich nur zu meinem Zwecke gelangen „kann. Hier fragte ich das Akademiemit„glied: Wie heißt denn dieses Buch, in wel„chem Sie die Reinigkeit der Sprache sich so „sehr haben angelegen seyn laßen? Es ist, „sagte er, eine Sammlung von Reden und „Glückwünschungen, die ich in der Akademie „bey der Aufnahme verschiedener Mitglieder „öffentlich vorgetragen habe. Es sind deren „zwölfe. Ueberall findet man den Kanzler „Segvier, den Kardinal Richelieu und Ludwi„gen den Vierzehenden gerühmt. Wie wohl „haben Sie gethan, antwortete ich diesem „Mitgliede, welches so viel auf die reine „Schreibart hielt, daß Sie mit Ausmerzung „aller Und und aller Aber in diesen zwölf ver„schiednen Lobreden neun Jahre zugebracht ha„ben. Die Zeit ist vortreflich angewendet, „die Arbeit dem gemeinen Wesen sehr nützlich, „und zur Aufnahme der Wissenschaften sehr be„förderlich. Indessen wäre doch zum Besten „der Gelehrsamkeit zu wünschen, daß die „Schreibart solcher Leute, die sich über ein „Aber, oder Und so sehr entsetzen, der „Schreibart eines Des-Preaux, Sarasin, „Pelisson und Patrus nicht vorgezogen wer„de." Hierauf verließ ich das akademische

Mitglied, welches, wie mich dünkte, sowohl über meine Gedanken, als auch über die Freyheit, womit ich ihm dieselben unter die Augen sagte, sehr unzufrieden war.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich; und verlasse dich darauf, daß ich dich bald wieder sehen werde.

Paris.

Der hundert und drey und neunzigste Brief.

Aaron Monçeca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Gestern, mein lieber Isaak, besuchte ich einen Jesuiten, den ich etlichemal bey dem Ritter von Maisin gesehen habe; es ist ein höflicher, liebenswürdiger, bescheidner, und in Gesellschaften aufgeräumter Mann. Meinen Gedanken nach konnte ich nicht umhin, ihm Merkmale von meiner Hochachtung zu zeigen, und meine Dienste bey seinen Mitbrüdern, die sich in Konstantinopel gesezt haben, anzubiethen. Das ihm anvertraute Amt ist eines von

den wichtigsten in seinem Orden. Er ist Principal von der Schule Ludwigs des Großen, oder Oberaufseher aller jungen Leute, die darinnen aufgenommen werden, und der Leute, die sie unterweisen. Ich kann dir nicht verhalten, daß mich nächst der Höflichkeit auch die Neugier zu diesem Besuche großen Theils veranlaßt hat. Es war mir lieb, daß ich eine Gelegenheit fand, zu erforschen, wie die vornehmsten Leute unter den Franzosen in ihrer Kindheit erzogen werden.

Bey meinem Eintritte in die Schule wurde ich eine große Anzahl von Schülern gewahr, die sich es mit der Erbauung einer Schaubühne mitten in einem Hofe sehr sauer werden ließen. Ich fragte den Jesuiten: Zu was soll denn, mein ehrwürdiger Pater, dieses Gebäude gebraucht werden? „Es soll, antwortete er, zu einem Trauerspiele dienen, „welches unsere Kostgänger ehestens aufführen „sollen. Sie müssen dieses Stück mit ansehen. „Es ist eines von den schönsten in Paris.“ Was! versezte ich dagegen, haben Sie hier die Sorgfalt über sich, Leute abzurichten, welche die Stelle derer, die von dem französischen Schauplatze sterben, wiederum ersetzen sollen? Ich dachte, Sie hätten weiter mit nichts, als mit der Unterweisung in den Wissenschaften zu thun. Gegenwärtig aber sehe ich, daß es keine Kunst,

oder Hanthierung giebt, worinnen Sie nicht Lehrmeister aufweisen können. Da Sie sich mit der Anweisung der Schauspieler beschäftigen, so lernen Sie auch wohl ohne Zweifel jungen Leuten auf dem Seile tanzen?

Ueber diese Frage schlug der Jesuit ein großes Gelächter auf. „Man sieht wohl, sagte „er zu mir, daß Sie noch nicht wissen, was „hier zu Lande üblich ist. Wir unterweisen „junge Leute, wie sie öffentlich sich hören las„sen sollen, damit wir sie beyzeiten gewöhnen, „eine Rede auf eine anständige Weise vorzu„tragen. Wir machen aus ihnen keine „Schauspieler, sondern Redner, Sachwalter „und Prediger." Mich dünkt, erwiederte ich, wenn dieses Ihr Zweck ist, so haben Sie einen unrechten Weg, dahin zu gelangen, erwählt. Sie lassen einem jungen Menschen, der für die Gerichtsstätte erzogen wird, ein paar Auftritte aus einem Trauerspiele hersagen; geben Sie ihm doch lieber dazu eine gerichtliche Abhandlung aus dem Patru auf: laßen Sie ihm die Predigten des Bourdaloue, oder die Leichenreden des Herrn von Meaux auswendig lernen, wenn er dazu bestimmt ist, daß er auf dem Predigtstuhle reden soll. In was für einer Verbindung steht denn die Verzweifelung der Hermonie mit der Rechtsgelehrsamkeit? Wie sind denn die

rasen-

rasenden Reden des Orests und die heiligen Bücher mit einander in einem Verhältnisse? Ueber dieses ist der Vortrag in Versen dem sittsamen und erbaulichen Tone, der sich für einen Prediger schickt, und der ungekünstelten, doch männlichen und herzhaften Aussprache, die vor die Gerichtsstätte gehört, gerade entgegen gesezt. Glauben Sie denn, mein Herr Pater, wenn dü Fresne *) auf die Kanzel träte, er würde eine so gar ernsthafte und überzeugende Mine machen? Es ist, als wenn ich es sähe, wie er die Augen kunstmäßig verdreht, zärtlich nach dem Bildnisse der Heiligen, deren Lobrede er halten soll, durch das Augenglaß guckt und die heilige Genevieve eben so, wie die Zaire mit Lobeserhebungen herausstreicht. Aus der Gaussin **) wird man, nach meinen Gedanken eben so wenig einen guten Sachwalter, als aus dem dü Fresne einen Prediger machen. Wir wollen uns einmal vorstellen, diese berühmte Schauspielerinn stünde in einem Rocke, wie ihn die Gerichtsbedienten in Paris tragen, mit einem Packt Papier vor dem Parlamente. Ihre Augen werden das Herz ihrer Richter zu gewinnen trachten; und ihr Herz wird,

*) Ein berühmter Schauspieler in Paris.

**) Eine Schauspielerinn, welche an die Stelle der La Couvreur gekommen ist.

wird voller mitleidiger Empfindung über das Schicksal ihres Vaterlandes, dasselbe eben auf eine solche Weise beklagen, als etwan Andromache den Verlust ihres Sohns beklagt. Doch zu was wird dieses alles dienen? Zu gar nichts, oder wenn es hoch kommt, dazu, daß die Richter sprechen: Das ist wohl ein gut ehrlich Männgen, und der Columbine, einem rechtlichen Beystande auf beyden Seiten, ziemlich ähnlich, sowohl, was die Gesichtsbildung, als was die Art des Vortrags betrift. Man hätte wohl daraus einen artigen Schauspieler machen können: So dünkt mich, mein Herr Pater, ist es eben mit den Rednern, die Sie abrichten. Die Schaubühne von der Schule hängt ihnen Zeitlebens an.

„Was Sie hier sagen, antwortete der Jesuit, ist nicht ganz und gar ohne Grund. „Doch gesezt, wir wollten unsern Schülern „gerichtliche Reden oder Predigten halten lassen, wer würde denn kommen und sie anhören? Das Vergnügen und den Nutzen, daß „wir sehen, wie unsere Mühe, die wir an die „Erziehung der Jugend wenden, den Beyfall „von ganz Paris erhält, würden wir ganz verlieren. Es denkt nicht jedermann so gründlich, als Sie. Zur Beförderung des Ruhms „und der Vortheile unserer Gesellschaft trägt „dieses mehr bey, daß wir aus unsern Schü-

„lern Prediger und Sachwalter auf der Schau-
„bühne machen, als wenn wir vortrefliche
„Redner darstellen, welche unsere Schule bey
„dem gemeinen Volke in so gar großes Anse-
„hen eben nicht bringen würden. Wenn ein
„Mensch seine Sache vor Gerichte vorträgt,
„so werden die Richter nicht darnach fragen;
„ist er auch bey den Jesuiten in die Schule
„gegangen? Er mag noch so zierlich reden,
„so fällt doch die Ehre davon nicht auf uns.
„Eben diese Bewandniß hat es auch mit einem
„Prediger, wenn er Beyfall und Anhang be-
„kommt. Seinen Zuhörern liegt wenig daran,
„daß sie wissen, wo er das Seinige gelernt
„hat.“ Wenn es nach diesem Grundsatze
geht, versezte ich, so scheint es mir, mein
ehrwürdiger Herr Pater, als sähen Sie
sich genöthiget, allen Unterricht, den Sie
Ihren Schülern geben, den Vortheilen
der Gesellschaft gemäß einzurichten. Diese
müssen wohl hier völlig den Ausschlag ge-
ben. „Da dieser Vortheil, erwiederte der
„Jesuit, mit der Religion genau verbunden
„ist, so machen wir uns kein Bedenken, bey
„der Unterweisung unserer Untergebenen unser
„Augenmerk darauf zu richten. Es ist eine
„Wahrheit, die ein jeder rechtschaffner Katho-
„lik, das heißt, ein jeder, der es mit dem
„römischen Stuhle hält, einräumt, daß man
„alle Wissenschaften verbannen, oder wenig-
„stens verächtlich machen muß, die den Ver-

„stand gewöhnen, gar zu frey und dreiste von
„Sachen zu urtheilen, und sie biß auf den
„Grund zu untersuchen; die ihn folglich un-
„vermerkt so weit bringen, daß er gewisse
„Lehrsätze verwirft, die der Vernunft und dem
„Lichte der Natur zuwider sind, die aber doch
„wesentliche Lehren des Glaubens ausmachen.
„Dahin gehört, daß man glaubt, der Pabst
„sey untrüglich, es sey nöthig, alle Ketzer mit
„Feuer und Schwerdt auszurotten, und diese
„für Ketzer zu achten, die es nicht mit der Ge-
„sellschaft, als der festesten Stütze der Kirche
„halten." Diese Grundsätze, sagte ich da-
gegen, mein Herr Pater, sind den Begrif-
fen und der Erkänntniß, die man bloß aus
der Weltweißheit schöpft, so sehr entgegen
gesezt, daß Ihre Untergebnen sich allem
Vermuthen nach mit der Weltweißheit
wohl nicht viel zu schaffen machen.

„Wir haben, war des Jesuiten Gegenant-
„wort, alle Schriften der neuern Weltweisen
„gänzlich aus unserer Schule verbannt. Un-
„sern Schülern bringen wir die Gedanken bey,
„Des-Cartes, Locke und Gassend hätten nur
„ganz mittelmäsige Geschicklichkeit gehabt, und
„ihren großen Namen hätten sie bloß der Liebe
„zu Neuigkeiten zu danken. Wir geben sogar
„diese Schriftsteller für Leute aus, die als Ke-
„tzer entweder verdächtig, oder überführt sind;
„und unter unsern Weltweißheitslehrern ist
„nicht

„nicht ein einziger, der nicht in seinen kleinen „Schriften auf sie schimpft. Mit Hülfe dieser „Vorurtheile bringen wir sie bey jungen Leuten „gänzlich um ihr Ansehen." Aber, fragte ich den Jesuiten, wie sieht denn nun die Wissenschaft aus, die Sie unter dem Namen der Weltweißheit vortragen? „Wir haben „bey uns, gab er zur Antwort, die aristoteli„schen und scholastischen Lehrsätze eingeführt." Wie! sagte ich, mein Herr Pater, Sie setzen Ihren Schülern solche ungereimte, unverständliche und lächerliche Lappereyen in den Kopf? Ganze Jahre hindurch werden sie geplagt, daß sie lernen, was formae substantiales, a parte mentis et rei, secundae intentiones, Schlüsse in baroco, barbara, baralipton u. s. w. sind? Nun wundert es mich nicht, daß sie von der Zeit an, da sie in die große Welt eingetreten sind, alles, was Weltweißheit heißt, äuserst verachten, und Leute, die sich damit etwas zu schaffen machen, für Schulfüchse ansehen. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen, daß sie es anders machen sollen. Sie können ja von einer Sache nicht anders, als nach den Begriffen urtheilen, die sie davon haben. Und was für elende Begriffe bringen Sie ihnen bey? Wenn ich inskünftige hören werde, daß ein Franzoß sich nicht auf die Erlernung der Weltweißheit befleißigen will, so werde ich ihn, als einen Menschen,

schen, betrachten, dem man nie andern, als verdorbenen Wein zu trinken gegeben hätte; der also die Weine durchgängig für schlecht achten und diejenigen für Narren und wahnwitzig ausgeben wollte, welche den Burgunder und Champagner Wein lobten.

„Eben diesen Abscheu, versezte der Jesuit, „den Sie so sehr verwerfen, suchen wir allen „unsern Schülern beyzubringen. Dadurch „wird ihre Seligkeit und die Ehre der Gesell„schaft auf festen Fuß gesezt. Seit langer Zeit „haben wir es wahrgenommen, daß die Wis„senschaften weiter zu nichts dienen, als daß „sie Leute, die darauf Fleiß gewendet haben, „eitel und stolz machen. Den Jesuiten und „dem römischen Stuhle haben sie unendlichen „Schaden gethan. Die Layen, wenn sie son„derlich geschickte Köpfe waren, haben sich „durchgängig durch einen, der Gesellschaft „beygebrachten, Streich berühmt zu machen „gesucht. Der Präsident Thuan hat sie in „vielen Stellen seiner Geschichte auf das em„pfindlichste bey ihrer Ehre angegriffen. Pas„qvier hat es in seinen Recherches noch är„ger gemacht. Was haben nicht Pascal, Sa„cis und andre solche Leute mehr den Jesuiten „für Leid zugefügt? So viel Unheil kommt „aus der Wissenschaft der Layen. Wären diese „Leute alle so unwissend gewesen, als die, wel„che in unsern Schulen erzogen werden, ge„wiß,

„wiß, es würde ihnen nie eingefallen seyn, auf „uns zu lästern, und dadurch, daß sie der Ge„sellschaft zu nahe treten, die christliche Reli„gion anzutasten. Da nun die Religion und „unser Vortheil es erfordert, daß man die „Wissenschaften in Verachtung bringe, wie „können Sie sich noch lange wundern, daß „wir alles, was man neuere Weltweißheit „nennt, so sehr herunter machen? Zudem ist „es diejenige, welche unsere ärgsten Feinde in „ihren Schulen vortragen. Die Schullehrer „von den Geistlichen des Oratoriums erklären „in ihren Schulen die Schriften des Des-Car„tes, und Mallebranche ist einer von den aller„eifrigsten Verehrern dieses Weltweisen gewe„sen. Wir wollen mit Leuten, von denen wir „alle Handlungen anzuschwärzen pflegen, nichts „gemeinschaftliches haben. Daß wir dem „Des-Cartes nicht gut sind, dazu haben wir „die gerechtesten Ursachen. Alle Einsiedler „von Port-Royal sind seine Anhänger gewe„sen; und eine Zeitlang hat man Cartesia„ner, Jansenisten und Anti-Jesuiten fast „für einerley Namen gehalten *) Verlangen „Sie

*) Man legt hier den Jesuiten nichts bey, was sie nicht in der That behaupten. Der Haß, den sie gegen die cartesianischen Lehrsätze an den Tag gelegt haben, und noch alle Tage merken laßen, rührt hauptsächlich daher, weil die Jansenisten fast durchgängig Cartesianer sind. Eben aus die-

„Sie etwan, weil Nicole einer von den Ver-
„fassern der Kunst zu denken ist, so sollen wir
„deswe-

sem Grunde haben die Jesuiten so viel wider den Des-Cartes geschrieben, und daher hat auch der Pater Daniel Anlaß genommen, die Reise der Welt von dem Des-Cartes zu verfertigen. Der berühmte Pater Harduin, aus welchem die Jesuiten so viel Werks machen, hat mit ausdrücklichen Worten gesagt, da die Hölle habe wollen die Religion zerstören, so habe sie die cartesianische Lehre aufgebracht, und mit der jansenistischen vereiniget. Denn beydes wäre einerley Lehre, die sie recht mit einander verbunden hätten, damit sie die Gottesleugnerey in die Höhe bringen könnten. Folgende Stelle beweißt, daß ich dem Pater Harduin nichts nachsage, das er nicht ausdrücklich selbst gesagt hat. Ne quid intentatum infernus relinqueret, quod non ad Ecclesiae fidem, si fieri posset, conuellendam adhiberet, nouae Theologiae, hoc est, Iansenianae coaeuam adiiecit et adiutricem, eorundemque consiliorum sociam ac participem nouam philosophiam, Cartesianam ab auctore Renato Cartesio appellatam, quae innumeros habet hoc aeuo sequaces et asseclas. Miseros sane, si se non intelligunt ad ἀθεότητα descendere, miseriores, si intelligunt. Sic enim est; non aliud principium philosophiae Cartesianae est, quam esse id pro Deo, quod adsignatum vidimus ab his, quos hactenus appellauimus. Ens praecise τὸ ὄν, Ens illimitatum, Ens, propterea infinitum: cuius nullum est nomen determinatum: Vnde et *innominabilis* a nonnullis appellatur: id fere, quod Galli dicunt *chose*. Itaque

„deswegen gestehen, daß die Vernunftlehre „des Aristoteles nicht vollständig sey? Da „müßten wir einen von unsern ärgsten Feinden „loben. Da müßten wir einräumen, daß aus „Port-Royal ein gutes Buch habe kommen „können. Hingegen behaupten wir gerade „das Gegentheil. Unser Pater Bouhours hat „es gewiß an nichts ermangeln laßen, zu be„weisen, daß alle Schriftsteller von Port„Royal von der französischen Sprache nichts „verstehen. Jedoch ob er wohl sein möglich„stes gethan hat, so wollte doch die Welt ihre „vorgefaßte Meynung in diesem Stücke nicht „fahren laßen."

Dagegen wendete ich dem Jesuiten ein: Ich glaube, mein ehrwürdiger Herr Pater, die Absicht des Pater Bouhours war eben so seltsam, als wenn einer behauptete, die Deutschen könnten keinen Witz haben. Dieses würde mich auf den Verdacht bringen, daß die Bücher, welche gewisse Ge-

que Philosophia haec Atheorum a peritioribus inter Catholicos iure nuncupatur. Quod ne temere quisquam a nobis dictum existimet, proferenda sunt in medium tum argumenta Cartesii, quibus existere Deum probat, tum placita eiusdem de Dei essentia et attributis quibusdam; simul etiam duorum in primis (praeter Malebranchium) ex ea secta Philosophorum, Antonii le Grand, et Siluani Regii, consentientes cum suo Patriarcha de iisdem capitibus sententiae proponendae.

lehrte von dieser Nation wider die Jesuiten geschrieben haben, fast eben so gut sind, als der Herren von Port-Royal ihre, weil man eben auf diese Art mit ihnen umgeht. Doch, da ich an die Bücher von schönen Wissenschaften gedenke, so sagen Sie mir doch ohnschwehr, fuhr ich fort, wie Sie ihre Schüler in den schönen Wissenschaften unterrichten. „Da diese Wissenschaften, gab „er zur Antwort, nicht so gefährlich, als die „Weltweißheit sind, so erklären wir ihnen die „Schriften der griechischen und lateinischen „Verfasser. Doch bemühen wir uns, ihnen „mehr Geschmack an den Dichtern, als an den „Geschichtschreibern und Rednern beyzubringen.“ Ey, versezte ich dagegen, aus was für Grunde thun Sie dieses? „Es ist dasselbe, war seine Antwort, ebenfalls für die „Gesellschaft und für das Christenthum vortheilhaft. Wer nach dem Abschiede von der „Schule sich in dem Ueberreste seines Lebens „mit Lesung der Gedichte des Horaz, Virgils, Catulls, Ovids und Juvenals beschäftiget, derselbe darf nicht befürchten, daß „er ein Ketzer wird, oder diese so belustigenden „Schriftsteller bey Seite legt, und gefährliche „oder verführerische Bücher in die Hand „nimmt. Hat er diese lateinischen Dichter „durchgelesen, und wendet sich nun zu den „französischen, dem Corneille, Racine, Fontaine, Moliere und hundert andern, so

„wird

„wird ihm weder die Gesellschaft, noch der „Stuhl zu Rom verhaßt werden. Bekommt „er dagegen Lust, die Geschichtschreiber zu lesen, „und hat den Thucydides, Xenophon, Li „vius, Sallustius u. a. m. durchgelesen, so „wird er nicht ermangeln, sich in dem Thuan, „Aubigne, Pufendorf, Bayle, Rapin, „Thoyras u. s. w. umzusehen. Und wie ge„fährlich ist dieses nicht für sie? Wie viel „schlimme Dinge lernen sie nicht aus solchen „Büchern? Die Geschichte des Thuans allein „kann ihnen einen Abscheu vor den Jesuiten „machen, und die Vorurtheile, die ihnen gan„zer zehen Jahre lang in der Schule beyge„bracht worden, auch in einem, der noch so „sehr für sie eingenommen gewesen ist, ersti„cken. Zwar haben unsere Mitbrüder dieser „Ungemächlichkeit, so viel möglich, vorbauen „wollen, und deswegen eine Menge von Bü„chern geschrieben, worinnen die Wahrheit „in ihrem völligen Lichte dargestellt ist. Allein „es haben die Jansenisten auf der einen Seite, „und auf der andern die Protestanten, ja was „noch ärger ist, viele Molinisten, die sich rüh„men, daß sie es mit dem Könige treu mey„nen, an diesen Schriften vieles auszusetzen „gehabt. Daher hält niemand weiter etwas „von ihnen, biß auf etliche fromme Seelen, „die bey uns zur Beichte gehen, und denen „wir anrathen, diese Schriften als ein Ver„wahrungsmittel wider die Lästerungen unserer

„Feinde zu lesen. Denn es ist damit gegen„wärtig so weit gekommen, daß Maimburg, „und ein Betrüger, Juvenci und ein Lügner „von vielen Leuten für Wörter von einerley „Bedeutung gehalten werden.“ Ich kann Ihnen, Herr Pater, sagte ich zu dem Jesuiten, nicht verhalten, daß ich viele Leute gefunden haben, die eben so dachten. Hatten sie aber nicht recht? Ist nicht Maimburg — — „Maimburg, fiel mir der Je„suit ein, schreibt sehr richtig, und man läßt „die ehemalige Meynung itzt nach und nach „fahren; das hat seine völlige Richtigkeit, daß „die Betrügerey, die man diesem Schriftsteller „so offenbar Schuld gegeben hat, seinen Wi„dersachern eigen ist. Nach Verlauf von „zweyhundert Jahren wird sein Ansehen ohne „allen Zweifel von großem Nachdrucke seyn, „und dann wird sich zeigen, wie unsere Pa„ters sich seiner Schriften bedienen werden.“

Da ich sahe, mein werther Isaak, daß mein Jesuit hitzig wurde, und für alle Geschichtschreiber von seiner Gesellschaft eifrigst das Wort redte, so hielt ich es nicht für rathsam, weiter fort zu behaupten, daß man ihnen wenig Glauben zustellen könnte. Ich ließ es dabey bewenden, daß ich ihn fragte, warum sie denn ihren Schülern so wenig Lust zu den Schriften des Cicero und anderer Redner zu machen pflegten? „Wir haben gemerkt, sagte

„er,

„er, daß durchgängig alle Leute, die in welt„lichen Gerichten zu thun haben, Vorsitzende, „Räthe, Sachwalter ꝛc. es mit der Gesellschaft „nicht sonderlich gut meynen. Die Mühe, die „man auf die Beredsamkeit wendet, verleitet „die Leute gemeiniglich auf die Gedanken, daß „sie die Rechtsgelehrsamkeit lernen wollen. „Hat ein Mensch einmal dieses ergriffen, so „setzt er sich tausend wunderliche Begriffe in „den Kopf, welchen er den verhaßten Namen „der Vorrechte von der Geistlichkeit oder den „Freyheiten der französischen Kirche beylegt. „Er sinnt ganz und gar auf die Beförderung „des Ruhms der Parlamenter, welche ge„schworne Feinde von der Gesellschaft und dem „Stuhle zu Rom sind. Daher geben wir un„sern Schülern die Schriften des Cicero nicht „eher in die Hände, als wenn wir es gar nicht „Umgang haben können. Damit wir, so weit „als möglich, ihr Ansehen verringern mögen, „so machen wir viel Rühmens von gewissen in „die Beredsamkeit einschlagenden Aufsätzen ei„niger von unsern Paters, worinne nichts vor„kommt, das der Beredsamkeit vor Gerichte „ähnlich ist, und dafür den sinnreichen Einfäl„len der italienischen Dichter sehr nahe kommt.“ Sie gerathen doch in Ihren Reden immer wieder auf die Dichtkunst, sagte ich zu dem Jesuiten; daher ich mich nicht weiter wundere, daß Ihre Schüler so sehr auf die Schaubühne erpicht sind, wo Sie Ihr

Trauerspiel aufführen sollen. Ich begreife sogar, daß Sie hohe Ursache haben, sie damit zu beschäftigen. Denn dieses hat seine völlige Richtigkeit; so lange die Lust zur Schaubühne in ihnen sich erhält, wird es ihnen wohl niemals einfallen, Bücher zu verfertigen, die der Gesellschaft nachtheilig sind.

Was hältst du, mein werther Isaak, von einem Volke, wo die Leute, die zu den wichtigsten Aemtern des Staats bestimmt sind, in zehen Jahren, die sie in der Schule zugebracht haben, nicht weiter gekommen sind, als daß sie etwan einen Auftrit aus einem Trauerspiele herzusagen wissen. Gewiß, das muß wohl ein sehr kluges Volk seyn, wo die Obrigkeitsperson eben so, wie der Hanswurst, und der Pickelhäring erzogen wird; wo der große Herr von den Vorrechten seiner Nation nichts weiter weiß, als was er davon aus dem Corneille erfährt; wo der Edelmann, und der erbare Bürger von der Geschichte nur soviel lernt, als man ihnen in etlichen schlechten Auszügen aus den Schriften des Mariana, und anderer jesuitischen Geschichtschreiber zu lesen giebt; wo der Bücherschatz eines Gelehrten aus den Predigten des Pater Poree, aus den Gedichten des Pater Perceau, und, welches noch schlimmer ist, aus den Tagebüchern von Trevoux besteht! Zu was für einem Ruhme darf sich wohl eine Nation in kurzer Zeit, unter einem solchen Beystande

stande Hofnung machen! Doch Scherz bey Seite, lieber Isaak, ich würde die Franzosen sehr bedauren, wenn dem Unheil, welches die Jesuitenschulen bey ihnen anrichten, nicht durch die gute Erziehung abgeholfen würde, die die jungen Leute in andern Schulen genießen, worinnen sehr geschickten Leuten ihre Unterweisung anvertrauet wird.

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt und glücklich. Bald wirst du mich persönlich zu sehen bekommen.

Paris.

Der hundert und vier und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Einen ganzen Tag habe ich, mein werther Isaak, hingebracht, ohne einen einzigen Augenblick davon zu etwas nützlichem anzuwenden. Fast möchte ich sprechen, ich habe einen Tag überlebt, ohne zu denken, und ohne gewahr zu werden, daß ich eine des Nachdenkens fähige Seele hatte.

Der Ritter von Maisin that mir in der vergangnen Woche den Vorschlag, daß ich des Mittags mit ihm bey einem großen Herrn, der sein guter Freund war, essen sollte. „Es ist, „sagte er zu mir, ein Mensch von sehr gutem „Gemüthe, er macht sich gern lustig, und ißt „und trinkt gern etwas gutes. Freylich schicken „sich seine Denkungsart, und die Ihrige nicht „recht zusammen. Indessen ist es auch nicht „möglich, allemal ernsthafte, und strenge Welt„weisen zu finden. Man muß sich in alle die „verschiednen Gemüthsarten schicken lernen, „und das Beste daraus nehmen, was man „kann. Sie müssen es wie ich machen. Ich „suche den Umgang mit jedermann zu meinem „Vortheile anzuwenden. So leicht ist wohl „kein Mensch in der Welt, an welchem man „nicht etwas brauchbares antreffen sollte. Ein „junger Stutzer hat zuweilen Tugenden an sich, „wovon mancher Gelehrter nichts weiß." Diese Vorstellung verführte mich, daß ich mit ihm zu dem jungen Herrn ging. Es hatte schon ein Uhr nach Mittage geschlagen, da wir in sein Haus kamen. Der Ritter von Maisin fragte: Läßt der Graf Leute vor sich? Ja, mein Herr, antwortete ein Kammerdiener, der uns in das Zimmer seines Herrn hinein ließ. Wir trafen ihn im Bette an, und das im Zimmer befindliche Tagelicht bestund in einem düstern Schimmer, der durch ein, nur ein klein wenig aufgezognes Fenster hinein fiel. Der betrübte

und traurige Anblick, der überall in diesem Zimmer herrschte, setzte mich in Erstaunen. Ich glaubte, derjenige, der zu einer solchen Stunde des Tages darinnen im Bette läge, müßte nothwendig krank seyn. Ich war also schon im Begriffe wieder aus dem Zimmer zu gehen, als sich eine matte und weibische Stimme hören ließ, die man kaum durch die Vorhänge des Bettes recht vernehmen konnte. Der Herr sagte: „Sind Sie es, mein lieber Ritter? Ich „habe mich um fünf Uhr ins Bette gelegt, und „wir haben sehr stark getrunken. Wenn dieses „immer so fort geht, so weiß ich nicht, ob ich „es lange aushalten kann. Sie sind eine luckere „Seele, antwortete ihm der Ritter, Sie bringen sich um Ihre Gesundheit, und werden es „mit der Zeit bedauern, daß Sie dieselbe verschwendet haben. Was redest du für Zeug, „Brüdergen, erwiederte der Graf zu dem Ritter, ich bin kein solcher Philosoph, wie du. „Ich mache mir mein Leben zu Nutzen, es mag „übrigens daraus werden, was nur will. „Gestern Abends speißte die neue Schauspielerinn mit uns, welche die Egle vorstellt. Gewiß, es ist ein liebenswürdiges Mädchen, „und kann recht gut Champagnerwein trinken. „Ohne Zweifel haben wir der ganzen Stadt einen „großen Possen gethan. Denn es wäre ein grosses Wunder, wenn sie heute recht laut reden „könnte. Indessen müssen wir doch in die Oper „gehen, und ihr zu Ehren klatschen. Es wür-

„de

„de mich gleichwohl ärgern, wenn ihr unser „Abendessen nachtheilig seyn sollte."

„So lange dieses Gespräch dauerte, waren „die Vorhänge des Bettes beständig zugezogen. „Der Ritter hatte seinem Freunde von mir noch „nichts gesagt, und da er sahe, daß jener noch „keine Anstallt aufzustehen machte, so sagte er: „Ich bringe Ihnen jemanden mit, den ich hoch „schätze und sehr lieb habe, den ich auch mit „Ihnen bekannt machen möchte. Ey, rufte „der Graf sogleich aus, wer ist denn diese lie„benswürdige Person, gegen welche ich schon „aus Grund des Herzens eine zärtliche Liebe em„pfinde? Wo ist sie, daß ich sie umarmen kann?" Auf diese Worte riß der läppische Stutzer seine Vorhänge aus einander, und warf sich halb nackend aus dem Bette heraus fast auf die Erde. „O ich bitte Sie, mein werthester Herr, „sprach er zu mir, kommen Sie doch näher, „damit ich Sie überzeugen kann, daß niemand „mehr, als ich, Ihnen ergeben sey." Bey diesen Worten war es nicht anders, als ob er im Kopfe verrückt wäre. Er rufte seine Leute. Zween Bediente kamen herbey, einer mit einem Schlafrocke, und der andere mit Pantoffeln. Sobald er diese hatte, lief er mit offnen Armen auf mich zu, umarmte mich fünf bis sechsmal, und ließ mir kaum Zeit Athem zu holen. „Ich bin „dem Ritter, sagte er, unendlichen Dank schul„dig, daß er mir das Vergnügen, Sie kennen „zu lernen, verschaft hat. Sind Sie schon

„lange

„lange in Paris? Ich bin, war meine Antwort, „nur kürzlich erst aus Engelland hier angekom„men. A! ha! Sie sind ein Engelländer, er„wiederte der Stutzer. Der Henker! Sie sind „aus einem Lande, wo es sehr tiefsinnige Leute „giebt. Es findet sich daselbst, wie man sagt, „eine große Menge sehr geschickter Köpfe. Al„lein der Champagner und Burgunderwein ist „daselbst außerordentlich theuer. Ich glaube „gar, daß sie ihre Kraft verlieren, wenn sie „übers Meer geführt werden. Sind die Mäd„chen um London herum auch so lustig als um „Paris? Ich bin kein Engelländer, versetzte „ich dagegen, mein Geburtsort ist Constantino„pel. Constantinopel! Schrie der Lappe. Con„stantinopel! Sie sind aus einem vortreflichen „Lande. Man versichert, daß das dasige „Frauenzimmer ausnehmend schön sey. Es „giebt daselbst schöne Circaßierinnen, welche „vor unsern Opermädchen den Vorzug haben. „Wie viel Weiber hat der Großherr wohl in „seinem Serail? Es ist dieses, antwortete ich, „eine Sache, die niemand wissen kann, bis „auf die vornehmsten schwarzen Verschnittenen. „Ha! Weil Sie an die Verschnittenen gedenken, „erwiederte der Graf, diese nichtswürdigen hal„ten das arme Frauenzimmer in einer immer„währenden Sklaverey. Dieser Großherr „muß wahrhaftig ein strenger Gebieter seyn! „An Zeitvertreibe fehlt es ihm nicht. Ich „glaube aber dennoch, daß ihm, ohngeachtet al„ler

„ler seiner Kebsweiber, öfters die Zeit zu lang „wird. Von dem, was wir in Frankreich arti„ge Gesellschaften, vergnügliche Abendmahlzei„ten, annehmliche Versammlungen nennen, „hat er nicht die mindste Wissenschaft. Er ist „in seinem Serail allezeit mit seinen Weibern, „wie der Hahn mit seinen Hünern eingesperrt. „Singt man auch bey der Tafel, wenn er des „Abends mit einer von seinen liebsten Weibern „speißt, lustige Liedergen? Nichts weniger; Sie „sitzen beysammen, wie die Schlafmützen. „Der gute türkische Kayser ißt mit seiner Sul„taninn wie ein gemeiner Bürger auf der St. „Denisstraße mit seinem Weibe."

Man weiß, gab ich zur Antwort, von dem was in dem Serail vorgeht, fast gar nichts. Die allergleichgültigsten Handlungen werden daselbst mit der größten Heimlichkeit, und Verschwiegenheit verheelt. Es ist sogar gefährlich, wenn man sich nach den Händeln, die daselbst vorgenommen werden, erkundigen will. Oefters wird diese Neugier sehr streng bestraft. „So ist es in „Frankreich nicht, sagte der Graf; man kann „sich, ohne Gefahr zu laufen, um die Geschäf„te und Liebeshändel am Hofe bekümmern. „Wenn Sie es verlangen, so will ich Ihnen „von allen denen, die seit dem Neuenjahrstage „vorgefallen sind, ein Verzeichniß geben. Die„ses können Sie mit nach Constantinopel neh„men.

„men. Es werden sehr wichtige Nachrichten „darinnen enthalten seyn." Wie können Sie so reden, mein lieber Graf, fiel ihm der Ritter von Maisin lächelnd ins Wort; ehe der Herr in seinem Vaterlande anlangt, so wird Ihr Verzeichniß weiter nichts, als ein alter Kalender seyn; und unter der Zeit würden Sie wohl zehen neue machen können. „Ja, ja, Sie haben recht, sagte der Stutzer; „wenn ein dergleichen Verzeichniß etwas nütze „seyn sollte, so würde es, wie die Zeitungen, „alle Wochen zwey bis dreymal erneuert werden müssen."

Unter allen diesen unnützen Schwätzereyen ließ sich der Graf von zween Bedienten ankleiden. Einer zog ihm einen Strumpf an, der andre schnallte ihm einen Schuh zu, und ich wunderte mich, daß ein Mensch, dem die Natur den Gebrauch aller seiner Gliedmasen verstattet hatte, sich wie eine Puppe ankleiden ließ. Es kam mir vor, als sähe ich einen hölzernen Mann, welchem ein Maler ein Kleid nach französischer Art malete. Wenn dieser Stutzer, sagte ich, gelähmt wäre, so würde er sich für unglücklich achten. Unaufhörlich würde er seufzen, daß er seine Arme nicht gebrauchen könnte. Und er thut nicht anders, als wenn er keine hätte. Es ist ganz unleugbar, daß dieses eben so lächerlich vornehm gethan heißt, wenn einer sich seiner Hände nicht bedient, als wenn er die Wissen=

senschaften verachtet. Wer einen großen Herrn recht vorstellen will, derselbe muß seine Glieder, und seinen Witz nur halb gebrauchen.

Meine Verwunderung wurde gar bald dadurch unterbrochen, daß der Graf befahl, den Tisch zu decken. Sein Befehl wurde genau vollstreckt, und eine kleine Weile darnach setzten wir uns zu Tische. Das Essen war vortreflich, und alle Speisen mit großem Fleiße zugerichtet. Gleichwohl war nicht eine einzige nach seinem Geschmacke. Die eine schmeckte nach gar nichts, und die andre war zu stark gepfeffert. Ich wurde beständig gefragt, und sollte den Ausspruch thun. Es war mir aber alles recht. Allein man glaubte, ich thäte es aus Höflichkeit. Endlich kam unter den vielen Gerichten eines, das dem Grafen anstund. Es war würklich sehr gut. Allein es bestund aus funfzig verschiedenen Dingen, und es war ein tödliches Gift, von einem angenehmen Geschmacke. Ist es möglich, sagte ich bey mir selbst, daß ein Mensch Speisen, die ihm so nachtheilig sind, so theuer bezahlt, und alle Gerichte verachtet, die also zubereitet sind, daß sie ihm nichts an der Gesundheit schaden? Der Graf ließ es an nichts ermangeln, um mich zu bereden, daß ich von diesem schädlichen Gerichte soviel aß, als er selbst. Nehmen Sie doch davon, sagte er alle Augenblicke; dieses ist unter den aufgetragnen Gerichten das

einzige

einzige, das etwas taugt. Ich sehe wohl, fuhr er weiter fort, daß Sie ordentlicher Weise des Mittags gar nicht essen. Sie versparen es bis zur Abendmahlzeit. Das heiße ich klug gehandelt. Das helle Tageslicht ist bey Tische etwas beschwerliches. Bloß bey dem Scheine der Wachslichter kann man erst jenes entzückende Vergnügen recht kosten, welches die Seele der Mahlzeiten ausmacht. Indessen trinken Sie doch ein paar Gläßer Champagnerwein; nach diesem wollen wir in die Comödie gehen. Von da will ich mir ausbitten, daß Sie des Abends bey der neuen Schauspielerinn mit uns essen. Ich habe die Anstalt gemacht, nach geendigter Oper soviel zu ihr hinzuschaffen, daß wir uns wegen der schlechten Mittagsmahlzeit schadloß halten können.

Hier hätte ich nun, mein werther Isaak, die Bitte, die der Graf an mich that, lieber abschlagen mögen. Allein ich mußte ein Opfer der französischen Höflichkeit werden. Ich sahe mich genöthiget, wider meinen Willen meine Gesundheit in Gefahr zu setzen, und den ganzen Tag über in dieser Gesellschaft eine Lebensart zu führen, die von der meinigen überaus weit entfernt war. Also kam ich nebst meinem Stutzer, und dem Ritter von Maisin in der Comödie an. Ich wollte mich in ein kleines Zimmergen stellen; allein der erste ergrif mich

bey der Hand, und fragte mich, wo ich zu wollte? Meine Antwort war: Ich will mich an einen Ort begeben, wo ich das Stück in Ruhe und ohne gestört zu werden, ansehen kann. Das wird doch wohl Ihr Wille nicht seyn, erwiederte der Graf. Es wird der Mithridat gespielt, ein uraltes Trauerspiel, das seit 50 Jahren schon auf dem Schauplatze herumgezerrt worden ist. Gehen Sie doch. Dieses verräth einen Geschmack an Stücken aus den Zeiten Heinrichs des Vierten. Kommen Sie mit in das Nebenzimmer hinter der Schaubühne, da wollen wir uns mit dem Frauenzimmer die Zeit vertreiben. Ich mußte schon wieder, obschon ungern gehorchen und mit meinem Stutzer gehen. Bey dem Eintritte in das Nebenzimmer ging er an die Trauerspielerinn, welche die Monime vorstellte. Sie war bereits angekleidet, nahm Begrüßungen an, und theilte Liebsäugelungen aus. Wie steht es schöne Gaußin, sagte er zu ihr, heute sollen wir das Vergnügen haben, Ihnen zuzuhören. Gewiß die Leute würden sehr unrecht thun, wenn sie nach der guten ehrlichen Lecouvreur eine Sehnsucht bezeigen wollten. Sie sind doch wohl hundertmal mehr werth, als jene. Ich behaupte dieses alle Tage öffentlich, und habe das Vergnügen zu sehen, daß die Leute, die es verstehen, einerley Meynung mit mir haben. Diese Anrede

de gefiel dem Frauenzimmer, sie dankte dem Grafen, und vergalt ihm seine Liebkosungen durch zween bis drey schmeichelnde Blicke, die er seiner seits recht wohl verstund. Er zuckte eine Achsel, lächelte, nahm Schnupftabak, wendete den Kopf, küßte der Schauspielerinn die Hand, machte etliche Kreuzsprünge, sang ein paar Worte, und dieses alles in so kurzer Zeit, daß nur ein Stutzer im Stande ist, dergleichen etwas zu verrichten. Unterdessen mußte die Schauspielerinn sich auf der Bühne sehen lassen. Kaum war sie aus dem Nebenzimmer hinaus, da der Graf zu mir hinantrat, und mit einer mitleidigen Mine, und einem völlig barmherzigen Tone sagte: Man muß den Leuten Muth machen. Das gute Mädchen ist eben nicht viel werth, und wird es in ihrem Leben nicht der Lecouvreur gleich thun. Die Comödie hat mit ihr sehr viel verlohren. Seit der Zeit halte ich mich auch an die Oper, und komme sehr selten hierher. Doch, gut, daß ich daran denke, es ist Zeit, wir müssen dahin gehen. Ich möchte gerne das Duet in der fünften Handlung singen hören. Kommen Sie; fort; geschwind. Die letztern Worte sang der junge Herr, eilte mit schnellen Schritten, und ich hatte alle Noth, daß ich ihm nach kam. Da wir auf der Gasse waren, sang er immer noch. Ich dachte, bey dem Eintritte in den Wagen würde er doch wohl aufhören; allein er fuhr fort zu singen;

Wir langten bey der Oper an, und da hatte er noch nicht aufgehört. In welcher Handlung sind sie? Fragte er an der Thüre. In der dritten; mein Herr, war die Antwort. Was Henker, erst in der dritten! sagte er darauf. Wir müssen noch lange warten, ehe wir das Duet singen hören. Kommen Sie, fort, ins Nebenzimmer. Um nun mich zu vermögen, daß ich ihm folgen sollte, fing er an, mitten im Gehen oder vielmehr im Tanzen zu singen:

Kommt, sucht an diesem Ort der Freuden.
Die süßeste Zufriedenheit,
Vergnügen wird zu aller Zeit
Auf unsern Schritten uns begleiten,
Wer es nur will, dem ist es leicht,
Daß er die reizendste Zufriedenheit erreicht *).

Ja, mein lieber Constantinopolitaner, redte er mich an, in dem er mich bey der Hand nahm,

Hier ist der Aufenthalt
Vollkommener Glückseligkeit,
Hier

*) Cherchons la paix dans cet asyle,
Les Jeux suivront toujours nos pas.
Quand on le veut, il est facile,
De s'assurer un repos plein d'appas.

Hier ist der Aufenthalt,
Wo Scherz und Liebe uns erfreut *).

Hier kann man sich, ohne der Großherr zu seyn, um zehen Pistolen eine Schönheit wählen, der man das Schnupftuch zu werfen will. Sie können gar nicht glauben, wie viel Nutzen die Oper für einen jeden hat, der ein lebhaftes und leichtes Vergnügen sucht. Wie er mit diesem letztern Unterrichte fertig war, so befand er sich, fast ohne es zu wissen, von zehn bis zwölf Weibspersonen von der Schaubühne umringt. Auf einmal überzog eine neue Munterkeit sein Gesicht. Er machte gar nicht die zärtliche Mine, die er in der Comödie gezwungen angenommen hatte. Er bezeigte sich im höchsten Grade aufgeräumt lustig, läppisch, und lucker. Guten Tag, mein Kind, sagte er zu einem von diesen Mädchen. Ist es schon sehr lang, daß du den Marquis nicht gesehen hast? Mich dünkt er sey ein Flattergeist. Wilst du diesen Abend mit uns essen? Ich gebe dir mein Wort, er wird darüber nicht eifersüchtig seyn. Ueber dieses soll es bey uns sehr erbar zugehen. Es wird weiter nichts, als Champagnerwein vorgesetzt werden. Nichts wei-

*) C'est ici le sejour
De la felicité parfaite;
C'est ici le sejour
Des jeux, et des Amours.

weiter, bey meiner Ehre. Ich werde alle Tage gezogener, und wer weiß, ob nicht gar ein wenig fromm. Kaum hatte er ausgeredt, so wartete er nicht, biß er eine Antwort bekam. Er nahte sich einem andern Frauenzimmer. Sind Sie hier, meine schöne Saint Germain, schrie er mit einer Art von Verwunderung? Man hatte mich versichert, Sie wären in Gesellschaft anderer nach Engelland gegangen. Da sehen Sie einmal, was es für Lästermäuler giebt, und wie der Tugend öfters übel nachgeredet wird. Es hätte mich auch wundern sollen, wenn die kluge, die verständige Saint-Germain eine solche Thorheit begangen hätte, und nach London mit einem jungen Laffen gegangen wäre, der Sie vielleicht wohl nicht mit sich dahin genommen, sondern auf dem halben Wege sitzen gelaßen hätte. Nächst diesem ließ es auch das Mitleiden nicht zu. Dieses ist noch zu vergeben, daß Sie sich die Geldbeutel der Engelländer, so lange sie in Paris sind, zueignen. Wenigstens aber müssen sie doch in ihrem Vaterlande, in diesem Stücke eine Zuflucht und Sicherheit finden.

Der süße Herr war einmal in das Scherzen gekommen, und würde nicht so bald aufgehört haben, wenn die Operistinn, bey welcher er des Abends speisen sollte, nicht in das Neben-

zimmer hineingetreten wäre. Er lief ihr sogleich entgegen. Wie steht es, liebenswürdige Egle, sagte er, ich komme, Ihnen zu Ehren in die Hände zu klatschen. Sie stehlen allen das Herz. Ihre Stimme bezaubert und Ihre Augen bringen in Flammen — — Ich habe meinen Leuten befohlen, uns recht viel Champagner Wein zu bringen. Wenn die Oper geendiget ist, so werden Sie so gütig seyn, und in meinen Wagen mit mir nach Ihrem Hause fahren. Die Operistinn nahm die Anerbietung des Grafen mit Vergnügen an. Sobald sie nichts mehr auf dem Schauplatze zu singen hatte, so giengen der Graf, sie, der Ritter von Maisin, und ich zusammen fort zum Abendessen. Der Anfang des Gesprächs bey der Mahlzeit betraf die Oper und die Musik. Darauf erfolgten aber gar bald Gespräche von anderer Art, und es wurde von lauter Liebeshändeln des Frauenzimmers von der Oper gesprochen. Da erzählte man von zehen Liebhabern, die das ihrige darüber verthan hatten, von dreyßigen, welche betrogen und verrathen worden, von vierzigen, die so einfältig gewesen waren, daß sie geglaubt, sie würden im Ernste geliebt, und von funfzig andern, welchen man auf das verächtlichste den Korb gegeben hatte, weil sie nicht reich genug gewesen waren.

Da nun das ärgerliche Tagebuch von den Liebeshändeln der Oper zu Ende war, so wurde vorgeschlagen zu singen. Ich freute mich darauf, in Hoffnung, daß ich etwas von jenen vortreflichen Liedern hören würde, welche Bacchus und die Musen berühmten Dichtern eingegeben haben. Allein meine Freude dauerte nicht lange. Ich dachte, ich würde solche Gedichte hören, wie Anacreon, Sappho, Voiture, die Frau Des Houlieres und Coulange verfertiget haben. Dagegen wurden eine Menge schlechter Lieder gesungen, wie man sie auf der neuen Brücke zu hören hat, worüber mir Zeit und Weile lang wurde. „Dieses sind gar schöne Liedergen bey Tische, sagte der Graf zu mir; itzt sind jene erhabnen „Lieder ganz abgekommen; es klingt gar zu „altväterisch. Zu Ende der Mahlzeit wußte „man ehemals sonst nichts, als Liebe, Bacchus, „Iris, Phillis zu singen. Gegenwärtig hat „man alles dieses abgeschaft. Man will lauter lustige Sachen hören.“

He, öfne mir doch deine Thür,
Du kleine Javote;
Es ist itzt Mitternacht vorbey,
Mach doch, daß ich befriedigt sey;
Wohlan ihr Leute bringet mir
Gedämpft Fleisch mit Brode,

Es muß dabey auch Schinken seyn,
Denn bey demselben schmeckt der
Wein *).

Du kannst leicht denken, mein werther Isaak, wie sehr mich dieses befremdete. Was, sagte ich, sollen dieses etwan die sogenannten beliebten Abendmahlzeiten **) seyn. Wie fangen es denn nun die Schusterpursche und die gemeinen Soldaten an wenn sie sich lustig machen wollen, da die vornehmen Leute sich ihren Zeitvertreib zugeeignet haben? Sollten die so wohl gelittenen Schmaußbrüder, Saint-Evremont und la Chapelle heut zu Tage wieder auf die Welt kommen, so glaube ich, sie würden lieber das Gebetbuch in die Hand nehmen, als die itzige Lebensart mitmachen. Nein, würden sie sagen, unsere Gastereyen waren Schulen zu Verbesserung

*) Hé ouvre-moi ta porte,
Petite Javote:
Il est minuit sonné;
Je veux te raffistolè.
Oh ça, que l'on m'apporte
Du Boeuf à la mode,
La tranche du Jambon
Pour trouver le vin bon.

Alle luckere junge Herren haben dieses läppische und schlechte Lied gesungen, so wie sie es auch noch singen.

**) Soupés galans.

des Witzes; die gegenwartigen aber sind lauter Saufgesellschaften.

Bleibe gesund, mein lieber Isaak, lebe vergnügt und glücklich. Mache dir hieraus einen Begrif, was für ein unnützes Leben ein neumodischer Stutzer führt.

Paris.

Der hundert und fünf und neunzigste Brief.

Jacob Brito an Aaron Monceca.

Seit fünf bis sechs Tagen, mein lieber Monceca, bin ich in Malta angekommen, und werde nächster Tage wieder abreisen, um mich, so bald als es nur möglich seyn will, nach Konstantinopel zu begeben. Der Befehlshaber von dem Schiffe, auf welches ich mich verdungen habe, erwartet nur noch guten Wind, um unter Segel zu gehen. Die Zeit welche ich in dieser Stadt noch zubringen muß, wende ich dazu an, daß ich mich nach den Sitten und Gewohnheiten der Ritter erkundige.

Sie hegen für Leute von unserer Nation den heftigsten Haß. Ein Mensch von jüdischen

Stamme

Stamme kann nimmermehr in ihre Gesellschaft aufgenommen werden. Ja sie treiben es mit ihrem Abscheu noch weiter. Wenn einer von Adel, dessen Vorfahren ehedem Mitglieder des Ordens gewesen sind, eine Frau heyrathet, die mit einer jüdischen Familie verwandt ist, oder nur im geringsten von ihr abstammt, so können ihre Kinder niemals in den Maltheserorden aufgenommen werden, wenn sie gleich eine eben so eifrige Nazaräerinn wäre, als die heilige Ursel oder die heilige Adelgunde gewesen sind. Ihre Namen schreibt man in ein Buch, welches das goldne Buch genennt wird. Noch mehr, sobald eine Familie durch Verheyrathung jüdisch wird, oder eine, die es an sich bereits ist, einen Adelbrief, und solche Titel erhält, welche ihr in künftigen Zeiten das Recht geben könnten, Mitglieder des Ordens zu werden, so zeichnen sie dieselbe in das Verzeichniß der Verworfenen. Damit wollen sie den Unbeqvemlichkeiten vorbeugen, welche aus einer Vergessenheit, die durch eine lange Reihe von Jahren veranlaßt werden könnte, entstehen möchten. In der Sprache des Landes heißen Familien, die von ihren Vorfahren her Juden sind, Juden vom Stamme *), andere aber, die es durch Heyrathen erst werden, Juden vom Mutterleibe **). In verschied-

*) Juives du Tronc.

**) Juives de la Ventresque, ein Wort, das in Provence gebräuchlich ist, und so viel bedeutet, als Juives du ventre, oder Halbjuden.

schiednen Provinzen von Frankreich, Spanien und Portugall giebt es viele alte Häuser, die schon seit etlichen Jahrhunderten bey der nazaräischen Religion sind, und doch niemals in den Malteserorden treten können, weil sie sich in dem goldnen Buche eingeschrieben befinden.

Der Haß, den die Ritter gegen uns Juden haben, rührt von der Verrätherey eines Juden her, der die Ursache von dem Verluste der Insel Rhodis war. Es ist dir bekannt, daß die Ritter ehemals diese Insel hatten. Sie verlohren dieselbe unter der Regierung Solimanns, der sich derselben bemächtigte. Wider diesen Kayser waren sie nicht so glücklich, als sie ehedem wider Mahomet den Zweyten gewesen sind. Diesem so fürchterlichen Kriegshelde, dessen Waffen nichts widerstehen konnte, schlug es gleichwohl bey der Insel Rhodis fehl. Im Jahre 1480 ließ er diese Insel durch eine fürchterliche Armee angreifen, deren Anführer der Pacha Paläologus war. Die Flotte, auf welcher das Kriegsheer übersetzen sollte, bestund, die Lastschiffe ungerechnet, aus hundert und sechzig Segeln. Peter von Aubusson, Großmeister oder Oberhaupt der Ritter, vereitelte alle diese Anstalten, und vertheidigte Rhodis mit solcher Klugheit und Herzhaftigkeit, daß der Pacha Paläologus nach einem Verluste von dem ansehnlichsten Theile seines Kriegsheers sich genöthiget sahe,

mit

mit seinen Truppen wieder zu Schiffe und nach Hause zu gehen. Das Unglück, welches Mahomet der Zweyte gehabt hatte, schreckte den Solimann nicht ab. Er ließ eben diese Stadt im Jahre 1522 belagern. Die Ritter erinnerten sich der vortreflichen Vertheidigung, die ihre Vorfahren bewiesen hatten. Zudem ermunterte sie ihr Großmeister Philipp Villiers Lilidamus, daß sie sich gegen die oft wiederholten Anfälle der Feinde sehr tapfer wehrten. Allein ihre Tapferkeit wurde durch die Verrätherey des Andreas von Amarat, eines gebohrnen Portugiesen und Kanzlers des Ordens, vergeblich gemacht. Sein Haß gegen den Großmeister war unversöhnlich, weil er dachte, jener wäre ihm vorgezogen und solchergestallt zu der obersten Würde des Ordens erhoben worden. Aus Rache gegen seinen persönlichen Feind, und gegen die Ritter, welche jenen ihm vorgezogen hatten, gab er den Türken durch einem jüdischen Arzt Nachricht von der Festung, und von den Entschließungen des Kriegsraths, in welchem er vermöge seines Amts zugegen seyn durfte. Die Verrätherey wurde zwar entdeckt, und die Schuldigen gestraft; indessen beförderten die ertheilten Nachrichten gleichwohl das Unglück der Ritter, die sich, nach einer der schönsten Vertheidigung, wovon das Andenken in der Geschichte aufbehalten worden ist, genöthiget sahen, die Stadt zu übergeben.

Dieses

Dieses ist die Ursache, mein werther Monteca, warum die Malteserritter der jüdischen Nation so gram sind und eine so heftige Verordnung abgefaßt haben, worinnen alle, welche mit ihr auch nur in der geringsten Schwägerschaft stehen, auf ewig aus ihrem Orden ausgeschlossen sind. Es ist etwas entsetzliches, daß man über das Verbrechen eines einzelnen Menschen eine große Anzahl von adelichen und alten Geschlechtern um ihren guten Namen zu bringen gesucht hat, denen durch diese Ausschließung ein ansehnlicher Schandfleck angehangen worden ist. Hiermit hat man keine Juden bestraft, sondern Nazaräer, oder vielmehr abgefallene Juden. Wer in Europa ein Mittel hätte erdenken wollen, wodurch man alle reiche Familien, welche vielleicht durch die Ehrbegierde in ihrem Glauben wankend gemacht worden wären, bey dem jüdischen Glauben erhalten könnte, so würde man kein sicherers wählen können, als dieses, daß man Nazaräern, die ihr Geschlecht von Israeliten herleiten, dergleichen Schimpf anthat.

Nach der Einnahme von Jerusalem durch die Türcken, hatten die Ritter, welche damals Ritter des St. Johannes von Jerusalem, oder Johanniterritter hießen, die Insel Rhodis in Besitz genommen, und nannten sich nach diesem von ihr Rhodiser Ritter. Wie sie diese Insel hergeben mußten, so räumte ihnen Karl

der Fünfte Malta zu ihrem Aufenthalte ein. Daselbst sezten sie sich in gar kurzer Zeit in einen so guten Vertheidigungsstand, daß sie den Anfällen ihrer Feinde die Spitze bieten konnten. Sie hatten es höchstnöthig, diese Anstalten zu machen. Denn Solimann, welchem die Einnahme von Rhodis einen Muth gemacht hatte, nahm sich vor, Malta zu belagern. Im Jahre 1566 kam Mustapha, der Pacha von Buda auf der Insel an. Da er aber vier Monate daselbst zugebracht, und mehr als 20000 Mann eingebüßt hatte, so brachte er sein Kriegsheer wieder in die Schiffe und zog zurück. Seit dieser Zeit ist es den Türken nicht wieder eingefallen, Malta anzugreifen, und itzigen Umständen nach ist es unmöglich, daß sie sich derselben bemächtigen können.

Der Malteserorden, der heut zu Tage so im Flore und bey allen Nazaräern in Ansehen steht, ist bey seinem Anfange nicht sonderlich bekannt gewesen. Was seinen Ruhm anlangt, so hat er mit den alten Römern viel ähnliches. Denn er ist auch plötzlich groß worden, da er beym Ursprunge sehr gering und unansehnlich war Der Erbauer von Rom war ein junger, unter den Schäfern erzogner Mensch, der etliche Straßenräuber und Landstreicher zusammen rafte und ihr Oberhaupt wurde: und der Stifter des Malteserordens ist ein schlechter Bürger aus einer kleinen Stadt *), mit Namen

Johann

*) Les Martegues.

Johann Baptista Gerard, gewesen. Er war Aufseher über ein Armenhauß, das die Nazaräer zu Jerusalem errichtet hatten, ehe Gottfried von Bouillon dasselbe einnahm und daselbst gekrönt wurde. Nachdem die Türken daraus vertrieben worden waren, und dieser Fürst sowohl die Gutthätigkeit des Gerards, als auch die Mühwaltung derer, die unter ihm stunden, gegen die nazaräischen Pilgrimme, da die Califen von Egypten das jüdische Land noch in ihrer Gewalt hatten, erfuhr, so glaubte er, sein Ruhm und seine Frömmigkeit erfordere es, Leuten, welche dergleichen gute Werke thäten, Gnade zu erzeigen. Er wendete ihnen allerhand Wohlthaten zu, gab ihnen den Namen Hospitalier, und befahl ihnen, schwarze Kleider zu tragen, auf welchen sich ein weises achteckichtes Kreutz befand, wie dieses ist, dessen sich die Malteserritter noch heut zu Tage bedienen. Diese Hospitalier nahmen nachgehends die drey Gelübden auf sich, welche alle geistliche Orden haben, und machten sich, vermöge eines vierten, anheischig, die nazaräischen Pilgrimme, die nach Jerusalem kommen würden, aufzunehmen, zu verpflegen und zu vertheidigen. Von dieser Zeit an wurden sie nun ein Kriegsorden, und sahen sich gar oft genöthiget, für die Sicherheit der Straßen und frommen Wandersleute zu streiten. Viele vornehme Herren glaubten, da dieser Hospitalierorden mit lauter solchen Dingen sich beschäftigte, wo-

von

von Ehre zu erwarten wäre, so könnten sie mit gutem Rechte in denselben treten. Hiermit verwandelten sie sich nach und nach in Ritter. Nachdem die Nazaräer von den Türken aus Jerusalem vertrieben worden waren, so hielten sie sich die erste Zeit über in Akra auf. Nach diesem begaben sie sich in das Königreich Cypern, wo Gvido von Lusignan, der damalige König, ihnen einen Aufenthalt verstattet hatte. Da sie sich aber mächtig genug befanden, etwas wichtiges zu unternehmen, und gern einen Platz für sich allein haben wollten, so griffen sie die Saracenen auf der Insel Rhodis an, jagten sie heraus und blieben daselbst in einem blühenden Wohlstande, biß sie genöthiget wurden, diese Insel an Solimann zu übergeben, und nach Malta ihre Zuflucht zu nehmen.

Wer in den Orden aufgenommen werden will, derselbe muß, einer längst eingeführten Gewohnheit gemäß, die Beweise von seinem Adel aufzeigen, wie sie in den Grundgesetzen erfordert werden. Es gehören dazu sechzehn Ahnen, und also eben diejenigen, welche die Könige in Frankreich für die Ritter vom heiligen Geistorden ausgemacht haben. Wenn bey einem, der unter die Zahl der Ritter aufgenommen seyn will, in seinen Ahnen von weiblicher Linie eine ungleiche Heyrath befindlich ist, so kann er noch, woferne der Orden sich seiner annimmt, einen Freybrief vom Pabste, oder

von dem Ordenskapitel erhalten. Dieses geschicht gar oft, daß man ihnen von mütterlicher Seite ein wenig nachsieht; was aber die väterliche und gerade Linie anlangt, da muß durchaus nichts darwider einzuwenden seyn. Außerdem wird der, welcher sich meldet, abgewiesen. Es ist dieses etlichemal geschehen. Die Art und Weise, wie die Ritter angenommen werden, erzählen die Geschichtschreiber folgendergestallt: „Sie beweisen ihren Adel „durch Titel, durch Vergleiche, durch Zeu„gen, durch Grabschriften und andere Denk„mäler. Die Bevollmächtigten erkundigen „sich auch, ob die Anverwandten dessen, der „sich angiebt, nicht etwan durch Handlung, „Wechselbank und dergleichen, ihrem Adel Ein„trag gethan haben. Doch haben die Städte „Genua, Florenz, Siena und Lucca einiges „Vorrecht, daß es also dem Adel nicht Ein„trag thut, wenn auch einer darinnen im Gan„zen handelt. Sind die Beweise angebracht, „so tragen die Bevollmächtigten, die damit zu „thun gehabt haben, sie dem versammleten „Kapitel vor. Findet man sie für gut und „gültig, so werden sie mit dem Petschafte des „Großpriors nach Malta geschickt. Wenn „der, welcher Ritter werden will, auf der In„sel angelangt ist, so werden seine Beweise in „der Versammlung der Sprache oder Nation, „von welcher der Großprior ist, bey welchem „er sich angegeben hat, untersucht; hält man

„sie

„sie für genehm, so wird er als Ritter aufge„nommen, und rückt von demselben Tage an „in seinem Range fort, doch muß er die Reise„kosten bezahlen, welche 250 Goldthaler *) „betragen. Zuweilen werden die Beweise in „Malta verworfen. In solchem Falle gab „man sonst die bezahlte Geldsumme wieder zu„rück. Seit kurzen aber hat man neuere „Verordnungen, daß sie dem Schatze anheim „fallen solle **).“

Diese leztere Verordnung, mein werther Monceca, ist, meinen Gedanken nach, ungerecht. Wenn man einen Menschen nicht aufnehmen will, so sollte man doch wohl sein Geld nicht ihm vorenthalten. Vielleicht ist die Absicht der Ritter dabey diese, daß sie die, welche sich melden, behutsamer machen, und dem Verfahren der Kapitel in den verschiednen Provinzen, wo man zuerst seine Beweise anbringt, einen Riegel vorschieben wollen. Doch gesetzt, es wären auch die Verordnungen der Malteser nicht eine, wie die andre, völlig richtig, so muß man gleichwohl einräumen, daß wenig Leute für ganz Europa so viel Nutzen schaffen. Ohne sie würde das mittelländische Meer voll Freybeuter und Seeräuber seyn. Es ist gar nicht zu leugnen, daß sie die Ruhe

*) Eine Goldmünze von Ludwigen dem Dreyzehenden.

**) Moreri, unter dem Worte Malte.

der Handlung aller Nationen befördern. Ich bin zwar ein Jude, mein werther Monceca, und folglich bey den Malteserrittern auf das heftigste gehasset und verachtet. Gleichwohl aber kann ich mich nicht enthalten, ihrem tapfern Muthe Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und zu bekennen, daß sie für die Handlung aller Nazaräer, sie mögen von einer Sekte seyn, von welcher sie wollen, großen Nutzen haben. Da die Engelländer immer geneigt sind, alles gering zu schätzen, woran sie keinen Antheil haben, so scheint es auch, als ob sie aus den Maltesern nicht viel machten. Man sieht es aber gar leicht, daß Stolz und Hochmuth, ihre angebohrnen Laster, sie zu diesem Urtheile verleiten. Ich möchte doch gern wissen, ob sie glaubten, sie würden mit Salee, Algier, Tunis und Tripoli beständig in Friede leben; sprechen sie, nein, so müssen sie gestehen, es sey gut für sie, daß sie eine Menge Galeren und Kriegsschiffe haben, die ihnen nichts kosten, und den Schiffen, die nach Konstantinopel und in die Levante gehen, zur Bedeckung dienen. Behaupten sie hingegen, die afrikanischen Türken würden sich niemals getrauen, den Frieden mit ihnen zu stören, so gebe ich ihnen die Versicherung, daß sie sich zum Beweise ihrer Meynung weiter auf nichts, als auf ihre gegenwärtige Seemacht beruffen können. Allein sollten sie nicht denken, daß sie diese etwan einmal an verschiednen andern Orten

ken vonnöthen haben möchten? Es ist eben nicht so gar lange, daß sie dieselbe gegen die französische und spanische Seemacht bald nöthig gehabt hätten. Würden wohl die Engelländer, wenn die Algierer damals ihre Feinde worden wären, gleich Mittel, Zeit und Gelegenheit gehabt haben, eine Flotte vor Algier zu schicken? Die Holländer, welche in der Herrschaft zur See es den Engelländern gleich zu thun trachten, dabey aber offenherziger und aufrichtiger, als jene, sind, gestehen ungeheuchelt, was die Malteserritter ihnen für Vortheil verschaffen, und erkennen es heut zu Tage aus eigner Erfahrung. Wie oft weiß man nicht, daß die Algierer ihnen das Wort nicht gehalten haben? Sind sie nicht wirklich mit den Seeräubern von Salee itzt im Kriege verwickelt? Ihre Kauffartheyschiffe haben, wenn sie nach Egypten und dem Archipelagus gehen, in Malta einen sichern Hafen, wo sie einlaufen und sich vor den Corsaren in Sicherheit setzen können, welche hernach von den maltesischen Schiffen verjagt werden. Wenn man spricht, mein werther Monceca, die Ritter wären nicht allen handeltreibenden Nationen in Europa nützlich, so klingt es nicht anders, als wenn man sagte, es sey kein Nutzen, in Hölzern, wo die meisten Straßenräuber stecken, Feldwachten auszustellen, welche sie verscheuchen, uud solchergestallt die Straßen sicher machen.

Gleichwie aber die Kaufleute den Maltesern viel zu danken haben, also sind auch alle Liebhaber der schönen Künste in der ganzen Welt ihnen eben so sehr verbindlich: immaßen ihre Insel eine Vormauer ist, wodurch Italien gegen die Unternehmungen der Türken bedeckt wird. Da Karl der Fünfte den Rittern Malta einräumte, so war seine Absicht, sowohl daselbst, als auch in seinen Reichen Neapel und Sicilien Ruhe zu schaffen. Da die Engelländer von Natur Liebhaber der schönen Wissenschaften sind, und die Liebe dazu bey ihnen so hoch gestiegen ist, so ist es ihre Schuldigkeit, auf die Erhaltung von Italien, ob sie gleich sehr weit davon entfernt sind, bedacht zu seyn; sie müssen bedenken, daß es die Mutter der Künste gewesen ist, daß es dieselben überall in ganz Europa ausgebreitet hat, und daß es noch itzt eine große Menge von Schönheiten und vortreflichen Werken besitzt, die es werth sind, daß sie von allen, die sich eine Ehre draus machen, wenn sie anders, als der gemeine Pöbel, denken, vertheidiget, beschützt und erhalten werden. Ohngeachtet ich ein eifriger Jude und in dem Hasse gegen die nazaräische Lehre erzogen bin, so würde ich doch, wenn es in meinem Vermögen stünde, den Tempel des H. Peters wider die Anfälle der Türken schützen. Wie! würde ich sagen; das schönste Gebäude, welches die Menschen jemals aufgeführt haben, welches die

Werke

Werke der größten Männer in sich faßt, soll durch die Wuth eines rohen und wilden Volks zerstört und zernichtet werden? Wenn mir es gleich die Gottheit verbietet, an den Zänkereyen der Ungläubigen Antheil zu nehmen, so verlangt sie doch nicht, daß ich den Untergang der schönsten Denkmäler, und die dem menschlichen Geschlechte die größte Ehre machen, gelassen mit ansehen soll. Ich vertheidige gar nicht etwan die Arbeit des Raphaels, in soferne er ein Nazaräer, sondern in soferne er ein Mensch, und in seiner Kunst über alle andre erhaben ist. Sind Wissenschaften und Künste für alle Länder und für alle Religionen, so sind auch ihre Beförderer Liebhaber und Verehrer alle unter einander Brüder.

Bleibe gesund, mein lieber Monceca, lebe vergnügt und glücklich. Laß dich die Vorurtheile deines Volks und Glaubens niemals hindern, das zu loben, was wirklich lobenswerth ist.

Malta.

Der hundert und sechs und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Die Franzosen, mein werther Isaak, haben in ihrer Sprache ein Wort, welches die größten Thorheiten rechtfertiget, welches ihnen das Recht giebt, die allerbilligsten Sachen zu verwerfen, und Leute, die sich dessen bedienen, überall beliebt macht. Du wirst sogleich urtheilen, dieses Wort müsse unter den jungen Stutzern sehr gebräuchlich seyn. Eben diese gebrauchen es auch bey allen Gelegenheiten, und der Geschmack (le gout) (dieses ist das so gar viel bedeutende Wort) findet fast überall in den Gesprächen einen Platz, sie mögen so lächerlich seyn, als sie wollen. Dort macht ein Mensch allen, die ihn anhören, durch die Erzählung seiner Begebenheiten, und wie er hier oder da sein Glück gemacht hat, Zeit und Weile lang. Dieses geschicht alles, um es Leuten von Geschmacke nachzuthun. Hier redet einer auf eine abgebrochne

brochne Weise, und nicht demjenigen gemäß, was man ihm antwortet. Er redet alles durcheinander. Er pfeift. Er singt. Warum? Der Geschmack will es so haben. Ein großer Herr ziert sein Zimmer mit einer Menge von Gemälden aus, in welchen weder eine edle Erfindung, noch richtige Zeichnung ist, und giebt sie für besser aus, als Raphaels oder Titians Arbeit. Auch dieses erfordert der Geschmack. Vor Zeiten schätzten die unwissenden Leute die Mahlerkunst hoch, ohne etwas davon zu verstehen. Heut zu Tage ist es nicht mehr also. Der gute Geschmack verlangt es, daß man die schlechten Bilder des Vateau und Lancret den prächtigen Malereyen des Carrache und Timoret vorziehe. Wenn ein junger Laffe die Wissenschaften und ihre Beförderer verachtet, wenn er alle griechischen und lateinischen Schriftsteller, ohne sie gelesen zu haben, verwirft, so ist es abermal der Geschmack, der ihn zu einem so vernünftigen Urtheile veranlaßt. Dieser ist es, der ohne Arbeit und Mühe den Leuten zeiget, daß alle Menschen seit zweytausend Jahren so einfältig gewesen sind, und aus Schulfüchsen oder leeren Schwätzern viel gemacht haben.

Der Geschmack ist Ursache daran, daß der wahre Witz in einer gewissen Ordnung der Worte besteht, die öfters nur einen leeren Schall von sich geben. Doch dieser Schall ist

so annehmlich, diese Worte sind auf eine so sonderbare und außerordentliche Weise zusammen gefügt, daß eine ganz besondre Gabe dazu gehört, wenn man in dieser Kunst etwas vorzügliches thun will. Wer es darinnen zur Vollkommenheit gebracht hat, derselbe verachtet die großen griechischen und römischen Redner, und siehet sie für nichts anders an, als für einfältige und ungeschickte Leute, die zwar ziemlich gute Gründe, ihre Zuhörer zu überzeugen, vorbrachten; doch aber sich so tölpisch ausdrückten, daß es Leuten von Geschmacke, wenn dergleichen zu ihren Zeiten gewesen wären, unmöglich gewesen seyn würde, sie zu verstehen.

Die jungen Stutzer sind es nicht allein, welche denken können und sich auf eine so verständige Weise ausdrücken. Auch viele Schriftsteller sind dieser Meynung. Es ist nicht so gar lang, daß ein Buch hier zum Vorschein kam, worinnen behauptet wird, Cicero sey voll schwülstiger Reden und elender Scherze; er unterhalte gar öfters seine Leser mit niedrigen und schlechten Bildern; und wenn sich Leute von Geschmacke damals im Rathe befunden hätten, so würden ihm gar wenig Leute Beyfall gegeben haben. Seine Zuhörer hatten noch weniger Geschmack, als er. Cato war ein Schulfuchs, und Hortensius ein Mensch ohne Kopf *). Dieser leztern Worte, mein

*) Un colifichet.

mein werther Isaak, bedient sich ein Schriftsteller, der ohne Zweifel unter diejenigen gehört, welche diesen Geschmack, dem man die Erkänntniß so vieler vortreflichen Wissenschaften zu danken hat, im höchsten Grade besitzen. Gleich die Ueberschrift seines Buchs meldet den Lesern, was für Nutzen sie aus seiner Schrift schöpfen können. Es führt die Ueberschrift: Essai Historique & Philosophique sur le gout *), oder historischer und philosophischer Versuch vom Geschmacke. Der neuern Sprache nach heißt es eine Abhandlung, worinnen aus der Geschichte und Weltweißheit erwiesen wird, daß die Alten unwissend gewesen sind, daß die fremden Nationen kaum einen gesunden Verstand haben, und daß der wahre Witz in Paris anzutreffen ist, wo sich der einzige gute Geschmack befindet.

Vielleicht denkst du, mein werther Isaak, wenn ich die Ueberschrift dieses Buchs also erkläre, so lege ich dem Verfasser Gedanken bey, die er in seinem Leben nicht gehabt hat. Keinesweges. Ich thue weiter nichts, als daß ich mit wenigen Worten sage, was er weitläuftig ausgeführt hat. Ist Frankreich nicht ein glückliches Land, daß es solche Söhne erzeuget, die auf seinem Ruhm so eifrig bedacht sind? O glückseliges Volk, wo die Natur so geschickte Köpfe hervorbringt, deren Anweisungen

*) Gedruckt in Paris bey Prault 1736. 12.

sungen so nützlich und so heilsam sind? Was nützen Locke und Leibnitz? Es sind ja Leute ohne Geschmack, die ihre Landsleute weiter mit nichts, als mit tölpischen Begriffen unterhalten können, welche für Engelland und Deutschland eben so wenig Nutzen haben, als die Begriffe des Cicero für das alte Rom. Hingegen ein Mann, wie der Abt Cartaud von Villate, ist ein Held unter den Gelehrten, der deswegen in der Welt ist, daß er den Geschmack aller Leute in vollkommnen Stand setzen soll, wenn es anders der Natur gefallen hat, ihnen einigen Geschmack zuzuwenden.

Im Ernst zu reden, mein lieber Isaak, du glaubst es gar nicht, wie weit manche französische Schriftsteller ihre Thorheit und Ausschweifung treiben. Es hat das Ansehen, als hätten sie sich entschlossen, nicht nur die Wissenschaften in ihrem Vaterlande gänzlich zu verderben und zu zernichten, sondern auch noch ihre Mitbürger in ganz Europa verächtlich zu machen, da man nothwendig von solchen Leuten üble Begriffe bekommt, welche so blind und unwissend sind, daß sie die elenden Bücher, die alle Tage in Paris gedruckt werden, für gut achten. Gründliche Gelehrte laßen es dabey bewenden, daß sie dieselben verachten, und wollen sich nicht die Mühe geben, das lächerliche davon recht deutlich an den Tag zu legen. Sie thun aber unrecht. Denn daraus

kommt dieses, daß viele Leute ihr Stillschweigen also auslegen, als ob sie mit den Grundsätzen, die in solchen schlechten Büchern stehen, zufrieden wären. Dieses verleitet schwache Köpfe, Leute, die sich eine Ehre daraus machen, wenn sie die eingeführte Gewohnheit mitmachen, und solche, die an seltsamen Meynungen einen Gefallen haben, daß sie die Meynungen solcher armseligen Schriftsteller annehmen; dadurch thun sie nicht nur der Gelehrsamkeit, sondern auch allen Franzosen unsäglichen Schaden, indem man sie als Leute ansiehet, die ehester Tage wiederum in die Unwissenheit der Gothen und Vandalen gerathen werden.

Und wie kann man auch in auswärtigen Ländern anders denken, wenn man die meisten Bücher, die heut zu Tage zum Vorschein kommen, ansiehet? Es sind lauter Liebesgeschichte, und die besten darunter haben weiter keinen Nutzen, als daß sich einige junge Stutzer und eitles Frauenzimmer die Zeit damit vertreiben. Woferne diese Romanen gut, in einer ungekünstelten, natürlichen Schreibart, und so abgefaßt sind, wie es die Erzählung in dieser Gattung von Büchern erfordert, so darf man sich über ihre große Anzahl nicht beschweren. Denn, stiften sie gleich nicht viel Gutes, so thun sie doch auch keinen großen Schaden. Was muß man aber hingegen nicht zu solchen Schriften sagen, die dem Ansehen nach ledig-

glich

glich deswegen aufgesetzt sind, daß sie die Sprache verderben, die Leute an eine übertriebne lächerliche Denkungsart gewöhnen, ihnen zeigen, wie man sich seinem Leser unverständlich machen soll, und, kurz, Anleitung geben, wie man dem Verstande weiter nichts vortragen soll, als ein unnützes Gewäsche von Worten, deren Verbindung in ein Nachsinnen versetzt, und deren Sinn eben mit derjenigen Mühe aufgesucht werden muß, die ein Ausleger anzuwenden nöthig hat, wenn er aus einem Schriftsteller, der vor zwey biß dreytausend Jahren geschrieben hat, einige schwere Stellen erklären soll? Um solche schädliche Bücher zu entschuldigen, und so gar zu loben, sieht man alle Tage etliche neue Bücher nach der Art, wie die Schrift des Abt Cartaud ist, erscheinen. Damit sie dem unverständlichen Mischmasche und den unrichtigen Gedanken dieser sogenannten Leute von Geschmacke mehr Ansehen geben, so verachten und verwerfen sie auf die unverschämteste Weise alle alten Schriftsteller und alle diejenigen, die sich dieselben zum Muster gewählt haben. Vielleicht würde man von dem Cicero, Virgil, Homer, Demosthenes und andern in den leztern Zeiten niemals schlecht gesprochen haben, wenn es nicht geschehen wäre, einen Des-Marets, Perrault, la Motte und dergleichen in Ansehen zu bringen. Meine Meynung ist nicht diese, daß man diesen Schriftstellern allen Wiz

absprc=

absprechen soll. Sie haben viel Gutes, und sind in vielerley Absicht lobenswürdig. Doch da man ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, so hätte man doch auch auf der andern Seite dem Verderben steuern sollen, das sie in der Gelehrsamkeit haben einführen wollen. Sodann würden die unzählichen schlechten Schriftsteller zurück geblieben seyn, die vom Fontenelle und la Motte nur die sonderbare Schreib- und Denkungsart entlehnen, übrigens aber nicht so geschickt sind, daß sie das Gute und Lobenswürdige ihnen nachthun, und die hiermit die schönen Wissenschaften gänzlich verderben.

„Kann man z. B. in diesem Falle auf eine lächerlichere Weise ausschweifen, als es der Abt Cartaud von Villatte gethan hat? Dieser Schriftsteller, der sich für einen von den Aufsehern des guten Geschmacks ausgiebt, nach dessen Ausspruche Herodotus seine Geschichte so erzählt, wie es ein Betrunkener zu thun pflegt, der in dem Thucydides allerhand wichtige Fehler wahrnimmt, in dessen Gedanken die Lieder des Horazes keine gewisse Rundung haben, wie sie eigentlich in einem wohlausgeführten Entwurfe statt haben soll, vergleicht das Naturell der Italiener mit den Sprüngen einer Opertänzerinn. Die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind wahrhaftig dieser Vergleichung gemäß. Ich will sie dir, mein lieber Isaak, hier hersetzen. Du kannst dir hieraus

einen Begrif machen, was für eine Schreibart die Widersacher der Alten haben. Die Natur läßt alles mit sich anfangen, wenn man mit ihr von Jugend auf recht umzugehen weiß. Indessen kommt sie der Auferziehung bißweilen zuvor. Sie hat den Verstand der Italiener zu witzigen und unerwarteten Einfällen gebildet, wie etwan die Jungfer Camargo zu Sprüngen im Tanze. Sie sehen einen prächtigen Gedanken mitten in dem Schrecken der Verzweiflung auskriechen, wie man etwan im Schatten der Nacht Irrwische auf einem Meere erblickt, welches sehr stürmisch werden will *). Nicht wahr, mein werther Isaak; ein Mensch, der so zierlich schreibt, ist befugt, des Cicero Schreibart für tölpisch, und seine Scherze für elend auszugeben? Würde wohl dieser Römer so witzig gewesen seyn, daß

*) La nature se monte sur tous les tons, quand on sait la plier dès son enfance. Cependant elle previent quelquefois l'education. Elle a fait le genie des Italiens pour les saillies, & les cascades, comme elle a fait Mademoiselle Camargo pour les danses hautes. Ils voyent eclorre une pensée brillante au milieu des horreurs du desespoir, comme on voit pendant les ombres de la nuit des feux follets sur une mer, qui se dispose à des grandes tempêtes. Essai sur le goût, p. 248. Wie gekünstelt diese Schreibart sey, zeigt das Französische mehr, als die Uebersetzung.

daß er die Natur mit einem Claviere verglichen hätte? Würde er wohl gesagt haben, daß sie, wie es eigentlich nach den französischen Worten heißt, sich in alle Töne stimmen lasse? Würde er wohl die Kunst gewußt haben, die witzigen Einfälle der Italiener mit den Sprüngen der Camargo zu vergleichen? Würde er wohl auf einen so artigen und spaßhaften Ausdruck gerathen seyn, wie das Wort Cascade, statt eines witzigen Einfalls ist? Kann sich wohl in irgend einem Ausdrucke mehr Witz finden, als in den Worten les Cascades de l'Esprit? Was für Bilder stellt dieses nicht der Einbildungskraft vor? Es ist beynahe, als sähe ich, wie sich die Vernunft aller armen Italiener, wie ein schneller Strom über steile Felsen herab stürzt. Eben in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, mein werther Isaak, merke ich es recht, wie groß der Nachdruck und die Stärke dieses Ausdrucks ist; es fehlt nicht viel, daß er mich nicht über mich selbst erhebt, und in meinem Verstande einige Gedanken veranlaßt, die sich zu dem Gewäsche dieses Vorsitzenden unter den Aufsehern über den Geschmack schickt. Es ist gar nicht möglich, die leztern Worte in der angeführten Stelle ohne Rührung zu lesen. Sie sehen einen prächtigen Gedanken mitten in dem Schrecken der Verzweiflung auskriechen, wie man etwan im Schatten der Nacht Irrwische auf einem Meere

erblickt, welches sehr stürmisch werden will. Nachdrücklicher kann man sich wohl nicht mit Worten ausdrücken. Das Schrecken der Verzweiflung. Gewiß, ein großer Ausdruck, zum Erschrecken, zum Entsetzen! Und vermöge eines geheimen Kunstgrifs, den der gute Geschmack für sich allein behält, steht dieses große, erschreckliche, entsetzliche neben dem artigen und spaßhaften. Sie sehen einen prächtigen Gedanken auskriechen. Dieses klingt sehr aufgeräumt. Mitten unter den Schrecken der Verzweiflung. Hier ist die Sprache erschrecklich. Hat nun nicht einer von den neuesten Schriftstellern Recht gehabt, da er sagte, es geschehe in den Schriften der neuern Verfasser sehr oft, daß zwey Worte sich erstaunend verwunderten, daß sie einander begegneten? Seit dem sie erfunden waren worden, war ihnen dieses nicht wiederfahren; und sie machten sich die Rechnung nicht, daß sie einander jemals so nahe stehen sollten. Noch ein solcher, schlechter Ausdruck in dieser Stelle ist derjenige, wo der Verfasser in eben den Fehler gerathen ist, welchen die Aufseher des Geschmacks dem Homer so sehr vorgeworfen haben. Es muß dir bekannt seyn, daß Perrault unterschiedlichemal sich über die Vergleichungen dieses Dichters beschwert, und sie Gleichnisse mit einer langen Schleppe nennt. Hier dünkt mich, die Rede von dem Witze der Italiener,

welcher mit Irrwischen verglichen wird, die man in den Schatten der Nacht auf einem Meere sieht, welches sehr stürmisch werden will, sey im Hofkleide oder Staatskleide, um mich der Kunstworte zu bedienen. Doch, wie ist mir denn? Freylich ist Homer, als ein Dichter, nicht zu entschuldigen, daß er sich alle Mühe gegeben hat, sein Buch mit lustigen und zierlichen Bildern auszuschmücken; Leuten aber, die von Sachen aus der Geschichte und Weltweißheit handeln, ist dieses vollkommen anständig. Der Abt Cartaud durfte ganz füglich nach den Vorschriften des Geschmacks in seinem historischen und philosophischen Versuch verblümte Redensarten setzen, die aber Homer nicht hat brauchen sollen. Ja er hat sogar das Recht gehabt, die allervernünftigsten Gleichnisse der Alten zu verwerfen, und selbst die allerseltsamsten zu gebrauchen. Zum Beweise will ich dir nur folgende Worte aus seinem Buche anführen: Die Verse des Livius Andronikus sind Bildsäulen gleich, die nur aus dem gröbsten in einen rohen und mit Moose bedeckten Felsen ausgehauen sind. So neue Begriffe dem Leser vorzulegen, hatten Thucydides und Xenophon nicht Witz genug. Nur der Geschmack ist Ursache daran, daß man zwischen Versen und oben beschriebenen grob ausgehauenen Bildsäulen eine Aehnlichkeit findet.

Haben nun diejenigen, die so fein und natürlich denken, nicht das Recht, in der Lobrede des Plinius einen Witz wie etwan in den Italienischen Concetti zu finden, und zu entscheiden, was Virgil, und was Lukan für Gutes an sich haben? Man kann schon etliche Jahre dran wenden, um zu errathen, was der ungekünstelte, und artige Abt Cartaud von diesen Dichtern hat sagen wollen. Sollte es auch zehen Jahre kosten, so würde diese Zeit doch nicht verlohren seyn, wenn man nur von dem Geschmacke, den er im Verlage hat, etwas bekommen könnte. Lukan heißt es, hat etwas betäubenders, als Virgil. —— Es scheint, als sey die Begeisterung des Virgils durch den Rauch des Weyrauchs mitten in den wunderbaren Geberden des Tempels rege gemacht worden; da sie hingegen bey dem Lukan durch einen Donnerschlag entzündet zu seyn scheint *). Wer gern Räthsel auflößt, und sehr begierig in dem Mercure galant sucht, der kann eine Weile rathen, bis er herausbringt, was dieser Verfasser hat sagen wollen. Ich meines Orts, gestehe es aufrichtig; ich habe etliche Tage darüber nachge-

*) Lucain a quelque chose de plus étonnant, que Virgile —— —— L'enthousiasme de Virgile semble avoir été excité par les fumées de l'encens, au milieu des grimaces du Temple; et celui de Lucain semble avoir été allumé d'un coup de foudre.

gesonnen, und nicht herausbringen können was eine Begeisterung ist, die durch den Rauch des Weyrauchs mitten in den wunderbaren Geberden des Tempels rege gemacht worden, und was eine andre seyn soll, weche ein Donnerschlag entzündet hat. Vielleicht ist dieses eine neue Gattung von Redekunst, welche die Aufseher des Geschmacks zu Erfindern hat; da ich nun meine Grundsätze nirgends anders, als aus dem Quintilian her habe, der weiter nichts, als ein elender armer Schlucker ist, so glaubte ich, es sey meine Sache nicht, darauf zu denken, daß ich die Geheimnisse, die sich Leute von Geschmacke allein vorbehalten haben, ergründen dürfe. Kannst du, mein lieber Isaak, dasjenige einsehen, was mir einzusehen unmöglich ist, so bitte ich dich, mir davon Unterricht zu geben. Doch Nein. Du bist eben so, wie ich, ein guter einfältiger ausländischer Tropf, im Irrthume erzogen, und des guten Geschmacks auf immerdar beraubt. Ich will dir es also gar nicht rathen, daß du dir die Mühe geben solst, etwas, das über deine Kräfte ist, aufzusuchen. Indessen da du nun einmal einen Verstand bekommen hast, der so eingeschränkt, und gegen den Verstand der Aufseher des Geschmacks so weit herunter gesetzt ist, so bedenke zu deinem Troste, daß du Clarken, und Ditton in deinem Unglücke zu Kammeraden hast. Dieses sind, nach der Meynung des Cartaud, Leute,

die nichts als Muthmaßungen auf die Bahn bringen, die ihren Lesern nichts neues sagen. Locke, Newton, und Marsham sind zwar allerdings einiges Lob werth; indessen leidet dieses noch allerhand Einschränkungen. Sogar unter den französischen Gelehrten giebt es Schriftsteller, die eben nicht mehr Geschmack, als du haben. Des-Preaux z. B. war ein Mann von trauriger Gemüthsart, ein Mann voll wunderlicher Einfälle, der durchaus den Obergebieter auf dem Parnaß vorstellen wollte. Unter den Fehlern seiner Schmähsucht war auch dieser, daß es ihm an Feinheit, und Wahrheit fehlte. Seine Aufsätze waren in der Sprache rein, nur hart, und ohne witzige Einfälle. Da diejenigen, die den Geschmack ganz und gar in ihrer Gewalt haben, uns mit dem Locke, und Des-Preaux in einerley Classe setzen, so wollen wir uns, mein werther Isaak, eben nicht über unser Unglück grämen.

Doch ich habe genug gespaßt. Hiermit schließe ich meinen Brief, und bedaure aufrichtig, daß die Wissenschaften in Frankreich ihrem Verfalle so gar nahe sind, und zwar gerade zu der Zeit, da es scheint, daß sie in Engelland aufs neue zu Kräften kommen wollen.

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich; und lache, so wie ich es thue, über den so genannten guten Geschmack.

Paris.

Der

Der hundert und sieben und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

In meinem letzten Briefe habe ich dir, mein werther Isaak, gemeldet, was für großen Einfluß, das, was man Geschmack *) nennt, in Frankreich in die Wissenschaften habe.

Eben so wichtig ist es auch für die schönen Künste, und für die Malerkunst ist es eben so gefährlich, als für die schönen Wissenschaften. Die Malereyen des Poußin, des le Brün, und des le Süeur werden heut zu Tage nicht sonderlich gesucht. Maler, die nach dem Muster dieser großen Meister arbeiten, und darauf sehen, daß sie ihren Zeichnungen etwas erhabenes, und sich zusammen schickendes geben, welches doch die Seele der Zeichnung ausmacht, finden viel weniger Beyfall, als andere, welche solche Gemälde entwerfen, die man in den vorigen Zeiten kaum in dem Vorzimmer aufgestellt

*) Hierunter versteht der Verfasser, die Liebe zu Kleinigkeiten, und den schlechten Geschmack. Siehe den vorigen Brief.

stellt haben würde. Vateau ist der Marivaux, und Lancret der La Motte in der Malerkunst gewesen. Diese beyden Herren hatten nicht so viel Geschicklichkeit, daß sie es großen Mustern gleichthun konnten. Bloße Nachahmer wollten sie auch nicht seyn. Also gaben sie sich Mühe einen neuen Geschmack zu erfinden, und erwählten denjenigen, welcher, nach ihren Gedanken, ihrer Nation, die bereits auf die schlimme Seite gerathen war, und sich fast mit nichts weiter, als mit Kleinigkeiten etwas zu schaffen machte, nothwendig gefallen müßte. Sie malten Arlequine, Mezetins, Scarmuze, und andere dergleichen läppische Bilder. Diese unächten und lächerlichen Geburten hat man zur Schande der gesunden Vernunft, und des guten Geschmacks angenommen und gebilliget. Ja, was noch schlimmer ist, man hat sie thörichter Weise den Ausarbeitungen der geschicktesten Männer, und vorzüglichsten Maler vorgezogen. Dieser schlechte Geschmack kam gar bald von den Vornehmen auf die Leute von mitlerm Stande. Heut zu Tage trift man in den Zimmern lauter elende Bilder an, die nicht sowohl würklichen Schildereyen, als schlechten Fechern ähnlich sind.

Die meisten Maler mußten, wenn sie ihre Arbeit verkaufen wollten, sich nach dem größten Haufen richten, in gewissem Maaße von ihrer ersten Weise abgehen, und sich die neue angewöhnen.

wohnen. Le Moine, der es zu anderer Zeit vielleicht eben so weit, als le Süeur gebracht haben würde, malt öfters weiter nichts, als dergleichen Lumpereyen. Vanlo und Caze, zween herzhaftere Männer, sind jetzt die einzigen, welche gegen das allgemeine Verderben standhaft ausgehalten, und ihres Namens Ehre gerettet haben. Sie sind fest bey dem guten Geschmacke geblieben; in keiner von ihren Schildereyen haben sie an die Stelle der malerischen Einkleidungen Säcke und Körbe, oder an statt edler und angenehmer Gesichtsbildungen, gezwungene Fratzengesichter mit seltsamen Geberden setzen wollen. Diese Standhaftigkeit, und edle Ruhmbegierde ist ihnen theuer zu stehen gekommen. Denn sie verdienen lange nicht soviel Geld, als die andern Maler; ihre Geschicklichkeit wird durch weiter nichts, als durch das Lob rechter Kenner vergolten.

Fremde, die nach Paris kommen, wundern sich ganz entsetzlich, daß der schlechte Geschmack seit dem Tode Ludwigs des Vierzehnten so sehr überhand genommen hat. Sie können kaum begreifen, wie es zugeht, daß man so gähling nach dem Brün, Poußin, Bourdon, Jouvenet, Boulogne, und andere für den Vateau, Lancret, Pater, und andere solche Puppenmaler so gar sehr eingenommen ist. Nur alsdenn nimmt ihre Verwunderung ein wenig ab, wenn sie wahrnehmen, wie weit sich bey

den Franzosen, und besonders in Paris die Liebe zu dem Neuen, und zu Kleinigkeiten erstreckt.

Daß dieser neue Geschmack so sehr eingerissen ist, dieses darf man nicht etwan guten Malern zurechnen. Es ist kein Mensch genöthiget worden, ihn deswegen sich anzugewöhnen, weil sich etwan niemand gefunden hat, der es mit dem Alten hielte. Noch heut zu Tage giebt es in Paris vortrefliche Maler. Caze, die zween Vanlo, und noch etliche sind billig als sehr geschickte Männer anzusehen. Mancher wird zwar vielleicht sagen, daß sie dem Poußin, und Süeur gar nicht gleich kommen. Dieses räume ich gar gern ein; indessen, wenn auch ein Dichter nicht so gut, als Homer ist, so kann er doch immer unter den Gelehrten einen vorzüglichen Rang haben. Julius Romanus und andere Schüler des Raphael malten nicht so vollkommen, und geschickt, als ihr Meister. Immittelst hat man in Italien gleichwohl nicht unterlassen, sie wegen ihrer Geschicklichkeit gebührend hoch zu schätzen. Deswegen, weil sie es dem größten Zeichenmeister in der Welt nicht nachthun konnten, ist man nicht in einen neuen Geschmack gerathen, der noch viel weiter, als die Bilder dieser Maler, von der Vollkommenheit entfernt ist.

Ein Engelländer, mit welchem ich vor etlichen Tagen bey einem Bilderhändler war, sagte mir einige sehr kränkende Worte für die Fran-

zosen.

zosen. Wie er eine große Menge Schildereyen besehen hatte, auf welchen die Vorstellungen der italienischen Lustspiele Tänze und Luftsprünge abgemalt waren, so fragte er mich: Wie gefallen Ihnen alle diese schönen Sächelgen. Ich kann mich, war meine Antwort, nicht sattsam verwundern, daß man jetzt so viel darauf hält. Ich fürchte daher, es möchte die Malerkunst hier zu Lande ganz und gar in Verfall gerathen. Ihre Furcht, erwiederte er, hat völlig Grund. Es sagen schon viele Leute voraus, daß man in Frankreich nach Verlauf von zwanzig Jahren zwey Gemälde des Raphael gegen einen Fecher des Vateau vertauschen werde.

Ohngeachtet dieser Tausch sehr wunderlich zu seyn scheinet, so hat man doch in Engelland darüber schon etliche Wetten angestellt. Manche können immer noch nicht glauben, daß dieser Tausch möglich sey, und halten es für ungereimt, zu glauben, daß Menschen, die nicht ganz und gar alle Vernunft und Verstand verlohren haben, die Ausschweifung so weit treiben können. Welche aber behaupten, daß er möglich sey, und statt finden werde, dieselben berufen sich auf ein Beyspiel, welches ihnen dem Ansehen nach, die Versicherung giebt, daß ihre Wette gewonnen sey. Sie sprechen: Wenn jemand vor funfzig Jahren behauptet hätte, daß die Franzosen Bücher schreiben

ben würden, worinnen lauter närrisch zusammengefügte Worte stehen sollten; daß sie diese Bücher für vollkommen ausgeben würden; und daß die Schriften des Virgils, Cicero, Ovids, Livius, Tacitus, u. a. m. erbärmliche Schmierereyen in ihren Gedanken wären, denselben würde man für verruckt im Kopfe gehalten haben. Indessen ist es gleichwohl geschehen. Dem Raphael kann es also ganz leicht eben so gehen, wie dem Virgil, und dem Wateau wie dem Terrasson, und Cartaud von Villate. Wenn ein Franzoß, fahr dieser Engelländer weiter fort, mir beweisen will, daß die Schriften des la Motte vor den Alten den Vorzug haben, so ist es eben, als käme mir der rasende Roland entgegen, schleppte sein todtes Pferd hinter sich her, machte viel Rühmens davon, wollte mich zwingen, es gegen ein lebendiges zu vertauschen und sagte mir im Vertrauen, es habe dieses Pferd weiter keinen Fehler, als daß es todt sey. Mich dünkt, der Vertheidiger des la Motte sage zu mir in der gekünstelten Schreibart seines Helden: „Meine Lieder haben, etwan eine Mandel ausgenommen, freylich wohl nicht das Feuer, und den Wohlklang, der die Haupttugend an dergleichen Aufsätzen ist. Dagegen aber findet man darinnen einen runden, einschläfernden Vortrag, welcher für solche Leute sehr nützlich ist, die des

„Nachts

„Nachts nicht schlafen können. Meine Fabeln „sind in einer Sprache abgefaßt, die bisher „niemanden, außer mir, bekannt gewesen ist. „Man lernt darinnen, wie man den allergemeinsten Dingen die allergekünsteltsten Namen geben soll. Kohl, heißt nicht mehr „Kohl, sondern eine Gartenerscheinung *). „Eine Sonnenuhr heißt ein Sonnensekretarius **). Sind diese Ausdrücke nicht hundertmal mehr werth, als alle altväterischen „und tölpischen Schönheiten im Homer?" Glauben Sie denn, sprach er ferner, daß Leute, welche dergleichen abgeschmacktes Zeug den wahrhaften Schönheiten der Griechen und Römer vorziehen, nicht auch einmal im Stande sind, den Lancret und Vateau über den Raphael, und Corregio zu setzen? Ich meines Orts finde an der Wette, wovon ich Ihnen gesagt habe, gar nichts auserordentliches. Der Fortgang, welchen der schlechte Geschmack in Frankreich gehabt hat, fällt mir so sehr in die Augen, daß es ihm, meinen Gedanken nach, möglich ist, es soweit zu treiben, als er nur will.

Ich wollte herzlich wünschen, mein werther Isaak, daß die Franzosen von den Betrachtungen dieses Engelländers etwas erführen, und sie zu ihrem Nutzen anwenden möchten. Ein jeder

*) Phenomene potager.

**) Greffier solaire.

jeder Liebhaber der Künste, und Wissenschaften ist auf ihre Erhaltung bedacht. Es sollte doch etwan ein geschickter Mann, so wie ehemals Des-Preaux war, darauf denken, wie er dem Laufe des schlechten Geschmacks Einhalt thäte, und sich den Unordnungen, welche er veranlaßt, entgegenstellte.

Ich wende mich nunmehr wiederum zu den Malern, mein lieber Isaak. Diejenigen, welche in der Malerey der Personen etwas voraus haben, sind von dem Ruhme des Titian, und Vandyck noch nicht abgewichen. Da in Paris noch niemand den Einfall gehabt hat, sich als Arlequin oder Columbine malen zu lassen, so hat der Geschmack des Vateau noch keinen Largillier, Rigaud, oder Troyes verderbt. Die Arbeit dieser geschickten Maler übertrift alles, was andere in ganz Europa von dieser Gattung gegenwärtig verfertigen. Die allerberühmtesten Portraitmaler sowol in Italien, als in Deutschland und Holland, sonderlich aber in Engelland, sind gegen die, welche ich jetzt genennt habe, nur ganz mittelmäsig und von der gemeinen Gattung. Es ist nicht gewiß, ob auch Frankreich diesen Vorzug lange behalten wird. Es darf nur einer Hofdame, oder einem nasenweisen jungen Herrn einmal einfallen, sich als einen Hanswurst, oder als Marinette malen zu lassen, so wird bald ganz Frankreich über diesen edlen Einfall in Entzückung gerathen, und sich auf die lächerlichste

Weise

Weise in die Gestalt des italienischen Schauplatzes einkleiden laßen. Es steht also der gute Geschmack in der Malerey der Personen auf gar schwachen Füßen; er fängt schon an, hier und da allerhand Abbruch zu leiden. Gewiß, eine große Thorheit, daß Fontenelle und Steele sich haben ohne Peruke und in der Mütze malen laßen! Dergleichen gemeine Tracht steht den Leuten gar nicht an, und man kann sich niemals geziemend genug öffentlich sehen laßen. Sonst wollten vornehme Manns- und Weibspersonen durchaus nicht anders, als in Mönchs- und Nonnenkleidern gemalt seyn. Man bekam also überall lauter Marqvis in Mönchskappen und Kutten, lauter Herzoginnen im Nonnenschleyer zu sehen. Zum Glücke hat diese närrische Gewohnheit nicht lang gedauert; doch wer weiß, ob nicht nächster Tage eine noch viel lächerlichere aufkommen wird.

Die Bildhauerkunst erhält sich hier zu Lande noch so ziemlich. Freylich giebt es eben nicht Bildhauer, wie Püget und Girardon. Indessen bestreben sich doch die, welche in dieser Kunst vor andern etwas thun wollen, großen Meistern nachzuarbeiten. Sind gleich ihre Arbeiten nicht vollkommen, so haben sie doch große Schönheiten an sich. Die Bildhauerkunst richtet sich nicht so sehr nach der Mode, als die Malerkunst. Daher hat es das Ansehen, als werde sie sich nicht so leicht von dem guten Geschmacke entfernen. Freylich ist es

nichts

nichts unmögliches, daß die Leute etwan einmal in Frankreich lauter Pantalone und Pulizinelle in die Gärten setzen werden. Man hat es schon mehr als einmal im Sinne gehabt, die Columbine an die Stelle der mediceischen Venus und statt des farnesischen Herkules den Skarmuz zu setzen. Doch hat dieser lächerliche Unsinn keine lange Dauer gehabt. Wiewohl was heute nicht beliebt worden ist, kann doch wohl morgen Liebhaber finden. Alsdenn werden die Bildhauer nicht mehr so gar viel Fleiß anwenden, die gehörige Ausmessung zu beobachten; ihre Hauptbeschäftigung wird darauf ankommen, daß sie ihren Bildern recht poßierliche Stellungen geben. Hiermit werden sie die Känntniß des natürlichen Schönen verlieren; aus den poßierlichen Gestallten werden nach und nach ungestallte Bilder werden, wie ehemals die Unwissenheit in den gothischen Zeiten veranlaßte. Wenn die Künste einmal angefangen haben, in Verfall zu gerathen, so ist es nicht anders, als sey eine gewisse heimliche Gewalt vorhanden, die eine nach der andern fortreißt und sie gänzlich zum Untergange befördert. Cicero macht die sehr gründliche Anmerkung, daß die Wissenschaften in genauer Verbindung untereinander stehen, und sobald der schlechte Geschmack eine davon antastet, auch die andern es gar bald zu empfinden haben. Eben diese Bewandniß hat es auch mit den Künsten.

Die Singekunst, mein werther Isaak, hat in Frankreich eben soviel, als die Malerkunst, verlohren. Man hat den italienischen Geschmack mit dem französischen verbinden wollen. Auf solche Art ist weder gute italienische, noch gute französische Musik worden. Die neuen Opern, welche alle Tage vorkommen, sind lange nicht so gut, als die Opern des Lulli und Campra. Ohngeachtet die Franzosen so gar gern immer etwas neues haben wollen, so haben sie doch wieder die alten hervorsuchen müssen. Phaeton, Theseus, Armide gefallen den Leuten alle Tage und erhalten überall Beyfall. Pyramus und Thisbe, die Elemente, Jephta, der Musentanz sind nur für solche schön, die gern etwas neues sehen. Doch diese Leute räumen es selbst ein, daß Lulli alle heutigen Tonkünstler übertrift.

Die Instrumentalmusik ist in Paris viel vollkommner, als die Vocalmusik. Es darf aber niemand denken, sie sey von den Franzosen zu solcher Vollkommenheit gebracht worden. Sie haben weiter nichts gethan, als nach italienischen Mustern gearbeitet, und um diesen desto näher zu kommen, sind sie sogar von dem französischen Geschmacke abgegangen. Die Sonaten des le Clerk sind von den wohlklingenden Stücken des Lulli viel weiter entfernt, als von der Arbeit des Corelli. Wenn diejenigen, welche Stücken für die Geige aufgesezt

haben, sich hätten nach Leuten richten wollen, welche neue Opern verfertiget haben, und wenn sie solchergestallt den französischen und italienischen Geschmack miteinander zu vereinigen gesucht hätten, so würden sie etwas sehr schlechtes zuwege gebracht haben. So lange sie hingegen genau bey der Einrichtung bleiben, die sie sich gemacht haben, so werden sie den großen Meistern sehr nahe kommen, und es vielleicht ihnen gleich thun. Immittelst ist zu befürchten, daß sie wohl etwan gezwungen werden, ihren Geschmack zu ändern, immassen viele Leute anfangen, ihre Arbeit zu tadeln, und dieses lediglich aus dem Grunde, weil sie gar zu sehr nach italienischen Geschmacke, das ist, gar zu gut eingerichtet ist.

Die Franzosen rühmen sich, daß die Tanzkunst bey ihnen so hoch, als es nur möglich ist, gebracht sey. Ausländer hingegen sprechen, in der Oper zu Paris werde nicht mehr getanzt, sondern Kreuzsprünge gemacht. Eben so reden auch bißweilen gebohrne Franzosen. Sie sagen, die Prevottänze, die Camargosprünge und die Mariette mache seltsame Geberden. Ihrer Meynung nach, muß in allen Sachen, wenn sie vernünftigen Leuten gefallen sollen, etwas geziemendes und bescheidenes seyn. Eine Weibsperson, die wie ein Luftspringer, wie ein Pickelhäring tanzt, mag im übrigen noch so schöne und wundernswürdige

Schritte

Schritte im Tanze machen, so verhält sie sich ihrem Stande doch nicht gemäß, und setzt die Leute mehr in Erstaunen, als daß sie es ihnen recht macht. Die Prevot sahe jedermann mit Vergnügen tanzen, die Camargo hingegen mit Erstaunen springen; Allein dieses Erstaunen veranlaßt keinesweges in der Seele jene stille Aufmerksamkeit, und hinterläßt dem Herze jene heimliche Zufriedenheit nicht, welche durch die Annehmlichkeiten der Prevot veranlaßt wurden.

So steht es nun, mein werther Isaak, in Frankreich mit den schönen Künsten. Hieraus kannst du abnehmen, wie viel sie seit zwanzig Jahren verlohren haben, und wie sehr man zu befürchten hat, daß sie alle Tage mehr ins Abnehmen gerathen. Ein Trost für ihre Liebhaber ist dieses, daß sie sich in der Zeit, daß sie in Paris herunter kommen, anderwärts dagegen erheben. Mit den Wissenschaften und Künsten geht es, wie mit der Natur, deren scheinbarer Verlust, zu Hervorbringung eines andern Geschöpfes Anlaß giebt. Die Engelländer, die Deutschen u. a. m. machen sich die nachtheiligen Zufälle der Franzosen eben so, wie diese die Einbusen der Italiener zu Nutzen. Wie Petrarcha, Boccacio, Ariost, Tasso, Raphael, Michelangelo, Correggio und Titian lebten, so hatten die Franzosen unter ihren Landsleuten niemanden weiter aufzuweisen, als Leute, die weit unter jene geschickten

Männer zu setzen waren. Einige Zeit darnach befanden sich bey den Italienern lauter nur mittelmäßige Köpfe, da hingegen Frankreich einen Corneille, Racine, Des = Preaux, Moliere, Mallebranche und dergleichen aufstellen konnte. Unter dieser Zeit hatten die Engelländer noch keinen Newton, Locke, Addison, Pope u. a. m. gehabt. Diese haben sie nun gehabt, und bey den Franzosen kommt itzt die Zeit, daß sie weiter niemanden, als einen Partaud, Beauchamp, Carfait und Mouhi haben. Dieser Umlauf der Wissenschaften und schönen Künste muß Leuten, die sich für Bürger in der ganzen Welt ansehen, und dem Schönen und Guten überall nachgehen, wo sie es nur antreffen, ein Gegenstand eines wahren Vergnügens seyn. Ein Franzoß, der also denkt, genießt mitten in Paris alle diejenigen Vortheile, die man an andern Orten, wo die Wissenschaften zur Vollkommenheit gebracht worden sind, zu genießen hat. Es giebt nur so gar wenige, denen es ihr Vorurtheil verstattet, daß sie ihre Wissenschaft so vernünftig gebrauchen.

Sey gesund, lieber Isaak, lebe wohl und glücklich; halte dich weiter an nichts, als an wirklich vernünftige Schriften.

Paris.

Der hundert und acht und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Nach vieler Mühe und Arbeit habe ich endlich, mein werther Isaak, alle Verrichtungen, die ich in Paris hatte, zu Stande gebracht. Morgen gehe ich von hier weg nach Marseille, und mache mir Hoffnung, daselbst ein Schif zu finden, welches bald nach Konstantinopel auslaufen wird. Ich werde dir also nicht eher schreiben können, als biß ich daselbst angekommen bin, und hoffentlich wird Jakob Brito schon wieder allda zurück gekommen seyn. In den lezten Briefen, die ich von ihm erhielt, hat er mir gemeldet, daß er seine Rückreise ehestens dahin antreten würde.

Wir wollen nun beyde nach einer mühsamen, doch lehrreichen Reise in unserm Vaterlande das Vergnügen genießen, unter unsern Anverwandten, Freunden und Landsleuten zu seyn. Unsere Bemühung soll dahin gehen, daß wir von unsern, über die Sitten, Ge-

wohnheiten und besondern Eigenschaften der Völker angestellten Betrachtungen Vortheil ziehen. Sie werden uns Stof genug an die Hand geben, und zur Vollständigkeit unserer philosophischen Erkänntniß nicht wenig behülflich seyn. Nunmehr wissen wir aus eigner Erfahrung, wie weit sich die Vorurtheile des menschlichen Verstandes erstrecken. Die traurigen Wirkungen davon haben wir bey den gelehrtesten und gesittetsten Völkern wahrgenommen.

Vor meiner Abreise von Paris hat, dem Ansehen nach, der Himmel mir noch zulezt einen Unterricht geben wollen, der viel nachdrücklicher, als alle die übrigen ist, und Schelmerey, Tücke, Aberglauben, Schwärmerey, Schwachheit, Staatslist, Raserey und Rache in vollem Lichte darstellt. Alle diese verschiednen Leidenschaften befinden sich beysammen, ob sie schon einander völlig entgegen gesezt zu seyn scheinen; und wenn ich in meinem ganzen Leben nur einen einzigen Tag in Paris gewesen wäre, und die Begebenheit gesehen hätte, die vor einigen Tagen geschehen ist, so würde ich Anlaß genug haben, über die Blindheit des Volks und über die Schalkheit seiner Vorgesezten mein ganzes Leben hindurch Betrachtungen anzustellen.

Von den Molinisten, von den Jansenisten, und von der leztern ihrem heiligen Paris, habe

ich

ich dir oft gesagt. Eben dieser vermeynte Heilige ist der Hauptgegenstand in dieser Begebenheit. Damit du diese vollkommen verstehest, muß ich kürzlich wiederholen, was diese zwo unruhigen Partheyen seinetwegen für Anstalten auf beyden Seiten gegeneinander gemacht haben.

Die Jansenisten hatten vor geistlichen und weltlichen Gerichten den Kürzern gezogen, und wollten ihre Parthey gern durch einen in die Augen fallenden Streich in Ansehen bringen. Sie geriethen also auf die Gedanken, ihre Zuflucht zu Wunderwerken zu nehmen, und hiermit theils die Schwachheit derer, die ihnen bereits mit voller Andacht zugethan waren, zu unterhalten, theils sich neue Anhänger zu verschaffen. Das erstemal gelung es ihnen mit ihrer blutflüßigen la Fosse gar schlecht; doch mit ihrem Abte Paris gieng es ihnen glücklicher. Dieser war einer von ihren Kaplanen, hatte sehr erbaulich gelebt, war eben so gestorben, und schien ihnen zu Beförderung ihres Vorhabens der rechte Mann zu seyn. Sie sezten ihn daher eigenmächtig in die Zahl der Heiligen, und legten ihm nicht nur mit aller Gewalt die Kraft Wunder zu thun bey, sondern ließen ihn auch deren eine große Menge thun. Gleichwie der Pöbel allezeit dumm und leicht zu verführen ist, also nahm er auch diese neue Wundergeschichte in allem Ernste und mit völligem Beyfalle an, er lief sogleich hau-

fenweiß dem neuen Heiligen nach und rufte ihn unaufhörlich um Hülfe an.

Die Molinisten besorgten, dergleichen Mißbrauch möchte schlimme Folgen haben, und unterließen nicht, sich aus allen Kräften darwider zu setzen. Wenn wir dieses leiden, hieß es, daß unsere Feinde auf solche Art das Recht gewinnen, sich in den Himmel einzudrängen und Wunder zu thun, so werden wir darüber das Recht verlieren, sie für Ketzer zu erklären. Also ist es zur Aufrechterhaltung der ganzen molinistischen Parthey, und hauptsächlich den Jesuiten zum Besten, schlechterdings nöthig, daß der Abt Paris für einen Unterthanen des Beelzebub geachtet, und als ein wahrhaftes Wildpret der Hölle angesehen werde. Zu solchem Ende muß man steif und fest behaupten, daß alle seine Tugenden weiter nichts, als wahre Verstellungen und bloße Schelmereyen gewesen sind. Nun fiengen sie an von allen Seiten her Lärmen zu machen, und auf den Abt Paris zu schimpfen.

Die Jansenisten aber behaupteten eben so herzhaft, er thäte alle Tage erstaunende Wunder, er vertreibe unheilbare Krankheiten, er mache die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Stummen beredt u. s. w. Alle diese Wunder wirke er also, daß er die Kranken veran-

lasse zu tanzen, zu hüpfen, zu springen, eben so, wie man in Italien diejenigen durch die Musik wieder gesund macht, die von Taranteln gebissen sind.

Ueber diese seltsame Art, den Leuten die Gesundheit wieder herzustellen, haben die Molinisten gar entsetzlich geschmähet. Sie haben mit großer Heftigkeit behauptet, es sey entweder mit allen diesen vorgegebnen Wunderwerken eine bloße Gaukeley, oder der Teufel müßte im Spiel seyn; ehe der Abt Paris den Leuten zu ihrer Gesundheit verhelfe, mache er sie vorher närrisch, verwirrt und rasend; diese Art, die Leute durch Sprüngen und Heulen gesund zu machen, habe sehr viel ähnliches mit den Zuckungen und Geberden der Besessenen.

Durch diese Einwendungen haben sich die Jansenisten von ihrem Vorhaben gar nicht abbringen laßen. Sie haben allemal standhaft behauptet, es komme bloß auf die Gottheit an, wie sie ihre Handlungen einzurichten für gut befinde; elenden Sterblichen gezieme es gar nicht, sich in ihre Wege und Absichten zu mischen; der heilige Paris wisse wohl, daß seine Landsleute gern tanzten und etwas neues sähen: Er verrichte also seine Wunder auf eine solche Art, wodurch die Neugier der Leute erweckt und ihr Herz nachdrücklich gerührt werden könne. Sie sagten: Die

ehemalige Art, Wunder zu thun, ist itzt ganz und gar abgekommen; es werden also dergleichen altväterische Wunderwerke wenige Liebhaber finden, und es ist doch wirklich etwas sehr seltsames, daß die Molinisten glauben, der heilige Ignatius habe sich zur Heilung der Besessenen der Verse des Virgils bedient *), und hingegen es für unrecht achten, daß der heilige Paris einige gewaltsame Schritte aus dem Tanze der Tänzerinn Camargo, und einige heftige Bewegungen des Allard **) dazu braucht. Entweder man muß einräumen, daß die, von heiligen Molinisten verrichteten Wunder mit Hülfe der Hölle verrichtet werden, oder es hat seine Richtigkeit, daß die seeligen Jansenisten dergleichen Hülfe nicht nöthig haben; immaßen die Heiligen auf einer Seite so gut, als auf der andern, zu Wiederherstellung der Gesundheit außerordentliche Mittel gebrauchen.

Die Molinisten haben sich durch diese Gründe nicht irre machen laßen, sondern immerfort öffentlich auf den Abt Paris schimpfliche Reden ausgestoßen. Dieses hat aber die Jansenisten nicht abgehalten, immer neue Wunder öffentlich bekannt zu machen. Das leicht-

*) S. oben den 58ten Brief.

**) Ein berühmter Sprünger und Seiltänzer.

leichtgläubige Volk, das sich wohl allemal von einem jeden täuschen laßen wird, wer sich nur die Mühe geben will, es zu betrügen, hat sich blindlings zu allen lächerlichen Stellungen und Geberden von den Oberaufsehern dieser Gaukeleyen verleiten laßen. Solchemnach sahe man um das Grab des Paris herum alle Tage eine entsetzliche Menge Menschen. Einer schrie und heulte, der andere tanzte und sprang: Manche ließen es dabey bewenden, daß sie solche närrische Handlungen mit ansahen. Nachdem nun die nichtswürdigen Stifter dieses ganzen Possenspiels diesen armen Schlachtopfern des Aberglaubens die Köpfe verrückt und sie zu Narren gemacht hatten, so genossen sie in vollem Maaße das süße Vergnügen, daß sie sahen, wie ihre Schelmereyen sogar vor den Augen ihrer abgesagtesten Feinde die Oberhand behielten.

Jene saßen indessen gleichwohl auch nicht stille. Sie machten sich die Hoffnung, es würden die Thorheiten der Gaukler den Abt Paris doch bey allen denen, die ihre Vernunft noch ein wenig gebrauchten, völlig um sein Ansehen bringen. Diese Hoffnung aber betrog sie. Der Aberglaube und die Schwärmerey kam von dem gemeinen Volke weiter unter die Vornehmen. Es fanden sich viele von ihnen bey dem Grabe des Abts Paris ein, und suchten durch seine Vorbitte bey dem Himmel

Gnade zu erlangen. Der heilige Jansenisté hatte bey diesen ohngefähr eben das Glück, welches die Sterndeuter haben, die unter einer grossen Menge von Lügen, welche sie den Leuten vorsagen, gleichwohl auch zuweilen von ohngefähr eine oder die andre Wahrheit vorbringen. Es fanden sich also unter einer unzählichen Menge von Kranken, die nicht die mindeste Hülfe empfanden, doch etliche, welche die Zeit, der ungefähre Zufall, und vielleicht auch wohl eine starke und mit Vorurtheilen behaftete Einbildung von ihren üblen Zufällen erlößten.

Dieses reichte schon zu, dem Schutzherrn der Kapriolenschneider einen überaus guten Namen zu verschaffen. Von nun an schrieb man ihm die Genesung der allergefährlichsten Kranken zu, ohngeachtet er in den meisten Fällen mit seiner Kunst betteln gieng. Wenn man seine Anhänger deswegen auslachte und fragte, woher es denn käme, daß der Abt Paris nicht einen so gut, als den andern, jederzeit gesund machte, so antworteten sie, wie man in allen Religionen antwortet, wo der Glaube an die Wunder festen Fuß gefaßt hat: Es kommt daher, weil sich bey solchen, die gar keine Hülfe empfinden, kein Glaube befindet. Man wendete ferner ein: Wie geht es aber zu, daß zuweilen Leute eine lange Zeit mit sich machen laßen, was man will, und doch nicht zur Gesundheit gelangen? Diese

Schwierigkeit wurde wiederum damit gehoben, daß man sich auf den Mangel des Glaubens berufte. Auf solche Weise wurde ihnen kein einziger Einwurf gemacht, den sie nicht hätten beantworten können. Solchergestalt aber ist wohl nichts so ungereimt das sich nicht das gemeine Volk leicht bereden läßt.

Hiermit kam die jansenistische Lehre durch diese Wunder ins Aufnehmen, und die Molinisten wollten darüber fast verzweifeln. Sie befürchteten, wenn das Ansehen des Abts Paris weiter so fort immer zunähme, so würde es ihnen zuletzt unmöglich werden, zwo Meynungen, die ihnen ganz besonders am Herzen liegen, als Glaubensartikel zu behaupten: die erste: Der Pabst ist untrüglich, auch wenn er unvernünftige Dinge sagt. Die Zweyte: Sein Pantoffel ist heilig, und muß sogar von den größten Königen der Erde mit der größten Demuth geküßt werden. Denn seitdem die Wunderwerke des Paris berühmt worden waren, so konnten die Pantoffel des Abts gar leicht den Pantoffeln des Pabsts den Rang streitig machen. Die Jansenisten gaben die Versicherung, man könne mit dem Wasser, in welches sie eingetaucht wären, alle mögliche Krankheiten heilen. Der parisische Pantoffel beförderte also nach und nach den Untergang des Päbstlichen. Da nun die Jansenisten in der wichtigen Streitigkeit zwischen diesen zween

Pantoffeln auf geschickte Art einen Vorsprung gethan, und die gemeinen Leute auf ihre Seite gezogen hatten, so schiene es, als ob dem Himmel selbst an der Entscheidung dieser Streitigkeit etwas gelegen wäre.

Wie die Molinisten also sahen, daß sie einen großen Fehler begangen hatten, so faßten sie endlich den Schluß, den Lauf der vorgegebenen Wunderwerke der Jansenisten mit Gewalt zu hemmen. In dieser Absicht wendeten sie sich an die Unterpäbste; oder Bischöffe, bey welchen sie sehr viel gelten. Diese thaten am Hofe die Vorstellung, es sey für die Religion sehr nachtheilig, daß man mitten in Paris, und vor dem Angesichte des Landesherrn die Schelmerey und den Betrug so sehr überhand nehmen ließe: die Wohlfahrt des Staats, und so gar das Christenthum erfordere, daß man diejenigen ernstlich strafe, die dergleichen gefährliche Irrthümer, welche gerades Weges zur Schwärmerey führten, immerfort unterhielten. Auf diese Vorstellungen gab der königliche Minister die Verordnung, man sollte das Thor zu dem Begräbnißplatze, wo sich das Grab des Abts Paris befände, vermauern, damit der Pöbel nicht mehr dahin laufen könnte.

Diesem Befehle ist man eine Zeitlang genau nachgekommen. Allein die Zahl der Luftspringer hat sich deswegen nicht verringert. Die alten Lumpen von dem heiligen Jansenisten, das

Wasser aus dem Brunnen in dem Hause, wo er gewohnt hat; die von seinem Grabe genommenen Stückgen Erde, und andere dergleichen heilige Spielwerke haben nur gar zusehr zur Unterhaltung der Thorheit und des Aberglaubens gedient. Indessen haben die Anhänger des vorgegebenen Heiligen ihre Ausschweifungen so weit getrieben, daß allerhand Personen von Stande darüber auf andere Gedanken gekommen sind. Jemehr das Ansehen dieses Abts, seit der Versperrung seines Grabes bey dem gemeinen Volke zunahm, desto mehr verlohr er davon bey vernünftigern Leuten. Die Jansenisten haben einige Bücher drucken lassen, worinnen das Leben des heiligen Paris, nebst der Geschichte, und den lächerlichen Wundern der hauptsächlichsten Schwärmer beschrieben wird. Dadurch haben sie denen, die nicht ganz und gar ihrer Vernunft beraubt worden sind, die Augen vollends geöfnet; die Jesuiten haben die Gelegenheit, ihren Feinden einen tödlichen Streich beyzubringen, und ihre Verachtung bey vernünftigen Leuten vollständig zu machen, vortreflich in acht genommen.

Um sie zu gleicher Zeit bey Hofe verhaßt zu machen, ließen sie durch ihre Kundschafter unter der Hand überall bekannt machen, daß der Körper des Paris entweder wunderbarer Weise, oder durch seine Widersacher weggeschaft werden würde. Hierüber geriethen alle Schwär-

Schwärmer in den Harnisch, und sprangen und schrien noch einmal so arg, als vorher. Durch solche schwärmerische Eindrücke ließ sich der Pöbel aufhetzen, wurde unruhig, lief haufenweise nach dem versperrten Grabe des Kaplans, und machte ein entsetzliches Getümmel.

Unter dieser Gattung von Aufruhr, welche mehr die Betrügerey der Jesuiten, als die Schwärmerey der Jansenisten veranlaßt hatte, empfanden die Molinisten eine herzliche Freude. Sie sahen wohl ein, wie vortheilhaft die Thorheiten ihrer Feinde für sie wären, und wie leicht es ihnen weiterhin werden würde, sie ganz und gar unglücklich zu machen. Ihre Staatslist ist zu groß, als daß sie sich dieses nicht so gut, als sie nur können, zu Nutzen machen sollten. Selbst die Jansenisten sind ihnen, dem Ansehen nach, in ihren Absichten behülflich. Nichts schickt sich besser dazu, als das rächerische Wunderwerk mit den zerschlagnen Glasfenstern, welches würklich ein läppisches und kindisches Verfahren ist. Eben so ist es auch mit dem armseligen Einfalle des guten einfältigen Parlamentsraths, der eben kürzlich dem Könige eine Schrift unter dem Titel: Die erwiesene Wahrheit *) überreicht hat, und zur Belohnung, in die

*) La verité des Miracles opérés par l'intercession de M. de Paris, demontrée contre M. l'Archevêque de sens, par M. Carré de Montgeron, Conseiller au Parlement de Paris, groß 4. etwan 100 Blätter.

die Bastille gesetzt worden ist. Es ist daher wohl zu vermuthen, daß die Feinde des heiligen Paris in kurzer Zeit ihren Wunsch völlig erreichen, und seine Anhänger in die größte Verachtung gerathen werden.

Wie viel Stof giebt es nicht zu Betrachtungen, wenn man die Leichtgläubigkeit des Volks, und die Schalkheit derer, die sie misbrauchen, bedenkt! Was sind doch die Menschen, mein lieber Isaak? Geschöpfe; die entweder betrügen, oder betrogen werden. Kaum finden sich darunter einige, welche diejenigen Irrthümer erkennen, worein andre ihres gleichen gerathen sind. Wieviel giebt es leichtgläubige, wieviel Schelme, wieviel Betrüger gegen einen einzigen Philosophen, gegen einen nur verständigen Mann? In allen Ländern giebt es Leute, die den Molinisten und Jansenisten nichts nachgeben In Engelland sind es die Bischöflichen und Presbyterianer, in Spanien Priester und Mönche, in Italien sind Geistliche, und in der Türkey

ter. Es ist ganz voll von eben so lächerlichen, als erdichteten Wundern, von Beweisen, die nichts darthun, als daß die Anhänger dieser Parthey Schwärmer sind, und von ziemlich gut gestochnen Bildern, aus welchen erhellet, daß es diese Leute an nichts fehlen lassen, damit sie ihrer Eitelkeit, ihrem Aberglauben, und allem Vermuthen nach, ihrer Betrügerey Genüge leisten.

Türkey die Dervische. Alle diese Leute brauchen die Religion zu Beförderung ihrer Absichten, und mißbrauchen leider gar zu schändlich den heiligen Namen Gottes, den leichtgläubigen Pöbel zu betrügen, und Dinge glaubwürdig zu machen, die dem natürlichen Gesetze gänzlich zuwider sind. O! lieber Isaak, warum hat doch der Himmel den schwachen Sterblichen nicht irgend ein sichres Mittel verliehen, wodurch sie die Betrüger, ohngeachtet ihrer Verstellung, gewahr werden können, wie er den Goldschmieden den Probierstein gegeben hat, woran sie das Gold von dem Kupfer unterscheiden, ohngeachtet sie einander an Farbe ziemlich gleich sind?

Bleibe gesund, werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich. Erwarte von mir weiter keine Briefe.

Paris.

Der hundert und neun und neunzigste Brief.

Aaron Monceca an Jacob Brito.

In Frankreich wird die Gerechtigkeit noch mit ziemlicher Klugheit, und Weisheit verwaltet. Ausländer finden freylich wohl, daß

daß es bey ihrer Handhabung ein wenig zu langweilig zugeht, und daß eine Menge von Umständen, und eingeführten Gebräuchen, dabey vorkommen, wodurch die Partheyen aufgehalten, und die Entscheidung ihrer Rechtshändel verzögert wird. Indessen würde dieses langweilige Verfahren, welches man den französischen Gerichtsstätten vorwirft, vielleicht an vielen Orten sehr nützlich und nöthig seyn, wo eine gar zu übereilte Entscheidung der bedenklichsten Fragen sehr oft Fehler veranlaßt, die man zwar nicht gern begeht, gleichwohl aber deswegen nicht weniger Schaden damit anrichtet. Die Menschen können durchgängig nicht mißtrauisch genug auf ihre wenigen Einsichten seyn. Obrigkeiten sind noch mehr verbunden sich in Acht zu nehmen, daß sie nicht allerhand Dinge versehen, die um soviel gefährlicher sind, da sie mit dem Deckmantel der Gerechtigkeit und Billigkeit verhüllt werden.

Ich kann unmöglich anders, als einen Richter loben, der sich zu seiner Entscheidung Zeit nimmt, eine Sache von allen Seiten recht untersuchet, und aus den verschiednen Gesichtspunkten betrachtet; der sich für seinen Leidenschaften und Vorurtheilen fürchtet; der deswegen durch eine reifliche Ueberlegung, und durch ein dem Ansehen nach langsames Verfahren, das aber weise und verständig ist, sich gegen alle Fehler, die ordentlicher Weise aus der

Uebereilung erfolgen, in Sicherheit zu setzen trachtet.

Wenn es möglich wäre, die Streitigkeiten gleich in dem Augenblicke, da sie angebracht werden, zu entscheiden, so bin ich gar nicht in Abrede, daß derjenige, der es thäte, ein vortreflicher Mann wäre. Doch die menschliche Schwachheit ist nun einmal so groß, daß sich fast kein Rechtshandel findet, der nicht zwo Seiten hat, die sich auch beyde dem Gesichte darstellen. Prüft man sie nun nicht mit aller Aufmerksamkeit, so steht man in Gefahr zu verfehlen, und das falsche statt des Wahren zu wählen.

Inzwischen muß sich doch eine Obrigkeitsperson hüten, daß sie dabey nicht in einen Fehler gerathe. Zwischen der Schläfrigkeit, und einer verständigen Langsamkeit ist ein großer Unterschied. Wenn ich von einem Richter verlange, daß er, ehe er sich zu etwas entschließt. eine gewisse Vorsicht gebrauchen soll, so ist meine Meynung gar nicht, daß er einen Rechtshandel zehen Jahre lang aufhalten, und entweder aus Geiz, oder um unnützer Gebräuche willen, das Endurtheil von einer Zeit bis zur andern verschieben dürfe. Man kann die gar zu geschwinde und eilfertige Entscheidung eines türkischen Kadi vermeiden; deswegen muß man es nicht dem geizigen und trägen Verfahren eines normandischen Richters nachthun, der öfters durch die unzähligen unnützen Gebräu-

che, die er vor Gerichte beobachtet, den Parthenen Waffen in die Hände giebt, und ihnen die Mittel verschaft, wodurch sie die allerdeutlichsten Sachen verwirren. Zuweilen sind Richter dem Laufe der Gerechtigkeit mehr hinderlich, als beförderlich. Sie lassen sich zu Werkzeugen gebrauchen, wodurch arglistige Leute das Recht verdrehen. Die Ordnung, deren sie sich in ihren Gerichten bedienen, ist viel schädlicher, als die Verwirrung und die Unordnung. Daß dergleichen Verfahren mit der Vernunft und sogar mit der Billigkeit streitet, ist ihnen gar nicht unbekannt. Sie sind vollkommen davon überzeugt, und es wird ihnen schon in ihrer zartesten Jugend gesagt, daß man oft dadurch die größte Ungerechtigkeit begeht, wenn man den, durch die hergebrachte Gewohnheit vorgeschriebenen, Regeln gar zu genau folgt. Indessen entschuldigen sie sich, und rechtfertigen ihre Fehler mit einer abergläubischen Liebe zu Gebräuchen, die am unrechten Orte angebracht, doch aber zu Vermehrung der Einkünfte ihrer Aemter nützlich sind.

Wer zwischen einer allzugroßen Uebereilung, und einer übelangebrachten Sklaverey unnöthiger Gerichtsgebräuche die rechte Mittelstraße treffen will, derselbe hat besondere Klugheit, und eine vernünftige Känntniß vonnöthen. Dieses ist eine von den Haupteigenschaften einer geschickten und billig denkenden Gerichts-

 person.

person. Sie hat diese eben so sehr nöthig, als, daß sie weis, wie weit sich die Strenge des Gesetzes erstrecken muß, und bey was für Gelegenheit man Bedenken tragen kann, und sogar soll, demjenigen, was das Gesetz vorschreibt, genau nachzukommen. Diese leztere Wissenschaft ist sehr unentbehrlich, doch schwer zu erlangen. Denn man muß die größte Behutsamkeit und Vorsicht gebrauchen, wenn man sich von den Verordnungen und Gesetzen entfernen will, welche bey der allgemeinen Entscheidung der Rechtssachen zum Grunde liegen. Auf diese muß man viel mehr halten, als auf den eingeführten Schlendrian. Denn dieser hat in die gute Ordnung unter der bürgerlichen Gesellschaft nicht so vielen Einfluß, als jene. Wenn man sich weiter nach nichts, als nach der bloßen Billigkeit richtet, und von den geschriebenen Gesetzen abgeht, so steht man in Gefahr, sich zu verirren, ohne daß man es weis und wissen kann. Diese Billigkeit, der wir, nach unsern Gedanken, gemäß handeln, und deren Stimme wir in dem Innersten unsers Herzens zu hören meynen, redet öfters mit einer nur ganz unvernehmlichen Stimme, welche wir wegen der Leidenschaften deutlich zu verstehen, gehindert werden. Wer in den Gesetzbüchern lieset, derselbe findet darinnen den Willen des Gesetzgebers mit ausdrücklichen Worten. Was aber die Billigkeit uns zu eröfnen scheint, dasselbe siehet

man

man öfters nicht anders, als durch den Schleyer der Vorurtheile.

Ueber dieses ist es etwas schweres, sich von dem Ansuchen und Bitten solcher Leute, denen wir gewogen sind, nicht verführen zu laßen. Dafür müssen wir uns wenigstens eben so sehr, als für unsern Vorurtheilen in Acht nehmen. Nichts ist für einen Richter so gefährlich, als Liebe oder Freundschaft. Wenn er gegen diese zwo Leidenschaften auf seiner Hut seyn will, so muß er einen sichern Leitfaden haben, der ihn für ihren Anfällen in Sicherheit setzt und ihm unaufhörlich zeigt, was für einen Ausspruch er thun müsse. Diesen Ausspruch nun findet er allemal auf eine entscheidende Weise in der Sammlung geschriebener Gesetze. Will er sich nach willkührlichen Gesetzen richten, so ist es ihm unmöglich, sich nicht von dem rechten Wege zu verirren. Es vereinigen sich zu seiner Verführung gar zu viele Sachen. Er muß sich theils gegen sich selbst, theils gegen andere in gute Verfassung setzen.

Arme Leute haben weiter niemanden, der ihre Sache führt und sich ihrer annimmt, als den Codex und die Pandecten. Diese Bücher reden für sie und für ihre gute Sache. Wie geht es diesen Unglücklichen, wenn man auf sie gar nicht achtet? Was bleibt ihnen weiter für Hülfe übrig, daß sie nicht unter den eifrigen Bemühungen und Ränken der Sachwalter,

 und

und unter den arglistigen Schlußfolgen der Rechtsgelehrten unterliegen und ihre Sache verlieren? Gleichwohl soll ein Richter hauptsächlich dahin trachten, wie er den Elenden wider diejenigen schütze, die ihn unterdrücken wollen. Ein sehr gründlicher Schriftsteller spricht *): „Die wichtigste Pflicht und die „vornehmste Beschäftigung der Obrigkeit ist „diese, daß sie es, soviel in ihrer Macht steht, „verhindert, damit die Armen nicht durch die „Reichen unterdrückt werden, und daß sie beständig zwischen den starken und schwachen „das Gleichgewicht hält. Worauf denken die „meisten Leute, wenn sie richterliche Aemter „kaufen? Etwan auf die Handhabung der Gerechtigkeit? Keinesweges. Sie sehen bloß „auf das damit verbundene Ansehen, ohne zu „betrachten, daß dieses Ansehen ihnen nicht „gegeben wird, damit sie den Großen helfen, „oder sich gute Freunde machen. Sie sollen „sich vielmehr der Gewaltthätigkeit widersetzen, „Arme schützen, wenn die Reichen ihr Vermögen haben wollen, und so viele unschuldige Opfer, die sie theils ihrer Ehrsucht, theils „ihrer Rache aufopfern wollen, ihrer Wuth „entziehen. Dieses ist es, worauf ein angehender Richter sein Augenmerk richten muß. „Findet nun jemand, daß er nicht Muth oder

„Red=

*) Amelot de la Houssaye, Remarqves Politiqves & Historiqves sur les Annales de Tacite L. III. T. V. p. 192.

„Redlichkeit genug hat, es unter solchen Be„dingungen zu seyn, und folglich so, wie je„ner Cassius ein Fels des Anstoßens für alle „Verbrecher zu werden, so muß er niemals „ein richterliches Amt annehmen. So laßet „euch nun weisen ihr Könige, und laßet „euch züchtigen, ihr Richter auf Er„den*) ꝛc.“

Sollte man viele richterliche Urtheile, die dem ersten Ansehen nach sehr gerecht scheinen, mit einem philosophischen Auge prüfen, so würde man mit Erstaunen gewahr werden, daß eine Schöne, wenn sie den Richter bittet, ein Gewissensrath, ein Freund, ein Anverwandter oft mehr gelten als Cujacius, Bartolus und Moulin. Man malt die Themis ordentlicher Weise mit verbundnen Augen. Diese Göttinn sollte also gar keinen Unterschied zwischen einem Juden und Heyden, zwischen einem Jansenisten und Molinisten machen. Wie gut wäre es, wenn dieses sich also befände. Zum Unglücke aber hebt diese Göttinn zuweilen die Binde auf, schielt darunter hervor, und scheint eine Buhlschwester worden zu seyn, die beym Blindekuhspiele betrügt.

Lebe wohl, mein werther Brito, und erwarte von mir weiter keine Briefe.

Paris.

Der zweyhunderte Brief.

Isaak Onis, ein Caraite und ehemaliger Rabbi von Constantinopel an Aaron Monceca.

Ich hoffe, mein werther Monceca, dieser Brief werde dich noch zu Marseille antreffen. Woferne du dich in dieser Stadt eine Zeitlang verweilest, so wirst du allerhand Dinge zu sehen Gelegenheit haben, die es wohl werth sind, daß sich Reisende darum bekümmern, und um welche du dich bey deiner ersten Ankunft in Frankreich aus Mangel der Zeit nicht genau genug hast bekümmern können.

Provence hat sowohl in den Künsten, als in den Wissenschaften unterschiedne große Männer aufzuweisen. Manche haben das Glück gehabt, in ganz Europa bekannt zu werden. Andere hätten es zwar auch recht sehr verdient, doch sind sie nur bey ihren Landsleuten bekannt worden.

Ein Kaufmann aus Provence, ein Mann der viel Witz besitzt, und sich seit zehen Jahren in Cairo aufhält, wie ich ihn denn sehr oft spreche, hat mir mehr als einmal von etlichen berühmten Gelehrten gesagt, die bloß deswe-

gen

gen unter den Gelehrten fast gar unbekannt sind, weil sie nichts haben drucken laßen.

Unter diesen Gelehrten setzte er den verstorbenen Herrn Masauge, einen guten Freund des berühmten Peirescius, dessen Leben Gassend geschrieben hat, oben an.

Desgleichen machte er überaus viel aus dem verstorbenen Herrn von Boyer von Aigvilles, einem geschickten Rechtsgelehrten, der durch das Parlament von Provence abgeschickt wurde, daß er um die Absetzung des ersten Präsidenten *) vom Amte anhalten sollte; welches er auch erhielt, ob er wohl sehr viele Schwierigkeiten dabey zu überwinden hatte. Von diesem gelehrten Manne giebt Tournefort im Anfange seiner Reisebeschreibung eine sehr rühmliche Nachricht, und in den Alterthümern der Büchersammlung von der heiligen Genevieve hat man seinen vorzüglichen Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren laßen. Dieser Büchersammlung hat er mit einem alten Grabmale ein Geschenk gemacht, und selbiges ist nebst den andern daselbst befindlichen Seltenheiten in Kupfer gestochen worden. Diese berühmte Obrigkeitsperson hatte eine Känntniß von allen schönen Künsten und Wissenschaften. Er besaß alles, was man witzig nennen konnte. Er hatte eine Sammlung von schönen Schildereyen, die unter seiner Aufsicht in Kupfer

*) Herr Marin.

pfer gestochen, und in hundert großen Tafeln zum Vorschein gekommen sind. Die Titelblätter zu den Bänden hatte er selbst gezeichnet.

Ferner hat mir dieser Kaufmann aus Provence noch zween andere itzt lebende Männer genennt. Der eine ist ein Mann, der zu den Geistlichen des Oratoriums gehört, mit Namen Bougaret. Er arbeitete an einer Geschichte berühmter Männer seines Vaterlands, unter welchen er sich, durch sein vortreflich geschriebenes Buch, eine vorzügliche Stelle verdienen wird. Der andre, Chalamont von Viselee, hat etliche Gedichte herausgegeben, die sehr wohl aufgenommen worden sind. Das darinnen hervorleuchtende gute Herz ist eben so schätzbar, als sein Witz. Er ist freundlich, leutselig, demüthig, sittsam, und besitzt allerhand Tugenden, die unter den Gelehrten nicht eben sonderlich gemein sind. Woferne du dich einige Zeit in Marseille aufhalten solltest, so rathe ich dir, daß du mit diesem so vortreflichen Manne dich bekannt zu machen suchest. Vielleicht wirst du dadurch Gelegenheit haben, mit allen Leuten, die deiner Aufmerksamkeit werth sind, bekannt zu werden.

In Provence, mein lieber Monceca, haben sich allerhand, in den Künsten sehr geschickte, Leute befunden, denen es eben so gegangen ist, als diesen zwo gelehrten Obrigkeitspersonen,

wovon ich dir gesagt habe. Ohne Zweifel weißst du schon, daß Püget, jener berühmte Bildhauer, aus Marseille gebürtig war. Dieses aber wirst du wohl nicht wissen, daß ein Verier auf der Welt gewesen ist. Dieser Verier war ein Schüler des Püget, und verfertigte eben so schöne Sachen, als sein Lehrmeister. Er kam aber nie aus seinem Vaterlande. Er erschien nicht auf dem großen Schauplatze; er arbeitete nicht für den Hof; und von seiner Geschicklichkeit wußte weiter niemand etwas, als einige unter seinen Landsleuten.

Fauchier war ein eben so großer Maler, als Rigaud, ja vielleicht lüge ich nicht, wenn ich sage, so groß, als Vandyk. Bey einem Kaufmanne habe ich hier zwey Bilder gesehen, die es wohl verdienen, daß man sie vorzüglich in die allerseltensten Sammlungen setzt. Dieser große Maler ist ganz und gar nicht, wenigstens nicht weiter, als in seinem Vaterlande bekannt gewesen, immaßen er sich nie aus demselben entfernt hat.

Den großen Namen, mein lieber Moncera, den dieser und jener in der Welt hat, muß man nicht allemal seiner Geschicklichkeit zuschreiben. Oefters hat der ungefähre Zufall vielen Theil daran. Wieviel berühmte Leute, Gelehrte, gute Maler, große Bildhauer, vortrefliche Baumeister sind unbekannt geblieben, weil es ihnen an einer günstigen Gelegenheit,

ihre

ihre Wissenschaft und Geschicklichkeit in Europa kundbar zu machen, gefehlt hat? Von manchem Manne wird man gar nichts hören, weil er in Senez oder Castelane gebohren ist. Hätte er das Glück gehabt, in London, Paris, Amsterdam auf die Welt zu kommen, und hätte sich bekannt zu machen Gelegenheit gefunden, so würde man viel Rühmens aus ihm machen.

In meinen Augen sind die Menschen insgesammt wie die Schauspieler. Solche, die in Städten wohnen, welche von Höfen entlegen sind, befinden sich unter Gesellschaften, die auf dem Lande herumziehen. Man erfährt von ihnen nicht eher etwas, als biß sie ein ungefährer Zufall einmal auf den Schauplatz nach Paris bringt.

Vermuthlich hast du, mein lieber Monceca, auf deinen Reisen angemerkt, daß es in allen Ländern viele sehr schätzbare Leute giebt, und daß ein Gelehrter deswegen nicht weniger Hochachtung, als ein anderer verdient, weil er nicht so sehr in der Welt bekannt ist. Wenn dich also die Winde nöthigen sollten, etliche Tage in Marseille zu verweilen, so gieb dir Mühe, alle dasigen Leute, die es verdienen, kennen zu lernen. Sobald du in Konstantinopel angelangt seyn wirst, so gieb mir sowohl von dir, als von dem Jakob Brito angenehme Nachricht.

Lebe wohl, mein lieber Monceca, und der Gott unserer Väter überschütte dich mit Heil und Wohlergehen.

Cairo.

* *

Der zweyhundert und erste Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Du verlangst von mir, werther Isaak, Briefe. Die Veränderungen, die in Europa vorgefallen sind, hast du durch unsere guten Freunde, die Missionarien, erfahren. Von mir aber verlangst du eine genaue Nachricht, und daß ich dir den Ursprung so vieler Begebenheiten entdecke, die ganz außerordentlich scheinen, und als etwas sonderbares, dem Ansehen nach, werth sind, daß sie mehr in Romanen, als in Geschichtsbücher eingerückt werden. Indessen, mein lieber Isaak, hat es mit diesen Begebenheiten seine völlige Richtigkeit. Man darf nur die Gemüthsverfassung und die Sitten der Europäer aus dem Grunde verstehen; man darf nur die Geschicklichkeit haben, in ihre einzelnen Staatshandlungen

und heimlichen Veranstaltungen eine Einsicht zu gewinnen, so kommt es uns nicht befremdlich vor.

Da der Kayser Karl der Sechste von dem Hause Oesterreich starb, so glaubte Frankreich, nunmehro sey die Gelegenheit und der Zeitpunkt vorhanden, da es eine Macht gänzlich über den Haufen werfen könne, gegen welche es seit 250 Jahren einen unversöhnlichen Haß hegte. Dieses Vorhaben war nach den Regeln der Staatskunst sehr weislich. Indessen hatte Frankreich dem Kayser Karl dem Sechsten, gegen Abtretung eines ansehnlichen Landes, für seine älteste Prinzeßinn eine völlige und ruhige Erbfolge in allen seinen Staaten gewähret.

Fürsten und ihre vertrauten Räthe suchen darinnen, daß sie Philosophen sind, eben keine sonderliche Ehre. Allem Ansehen nach würde ein König, der in Europa den Grundsätzen der Staatskunst entsagen wollte, gegen das, was seine Nachbarn dächten und entwürfen, mit seinen philosophischen Gesinnungen sehr schlecht fortkommen. Dieses hielt man in Frankreich gar nicht für unrecht, daß der Hof sich einen Vorfall zu Nutzen zu machen suchte, welcher ihn in den Stand setzte, seinen Nachbarn auf immer Gesetze vorzuschreiben, und sich seinen Feinden furchtbar zu machen.

Da die Franzosen sich einmal einen so großen Entwurf gemacht hatten, der sonderlich deswegen so vortreflich war, weil ihnen die Ausführung desselben bey damaligen Umständen ganz leicht wurde, so war es ganz natürlich, daß sie ihn unverzüglich und mit Nachdruck hätten ins Werk richten sollen. Doch sie thaten gerade das Gegentheil; anstatt hunderttausend Mann über den Rhein gehen zu laßen, wie sie gar leicht thun konnten; anstatt ihre Feinde auf einmal mit der größten Macht zu überfallen, die bereits in Schlesien von dem Könige von Preußen angegriffen waren, schickten sie nur kleine Haufen nach Deutschland, die mit einer solchen Unternehmung, welche bloß und allein durch die größte Geschwindigkeit einen glücklichen Ausgang haben konnte, nicht im Stande waren, fertig zu werden.

Diese kleinen Heere wurden nach der Zeit, theils durch den erlittenen Abgang, theils durch den weitläuftigen Umfang der Länder, die sie besetzen mußten, so sehr geschwächt, daß zuletzt gar nichts daraus wurde, und sie nicht das Vermögen hatten, der Macht eines Feindes zu widerstehen, der ihnen an Zahl überlegen war, und desto heftiger fochte, weil er für sein Vaterland stritte.

Hätten die Franzosen gleich anfangs achtzig oder hunderttausend Mann über den Rhein gehen laßen, so würden sie gar leicht und ohne

die geringste Schwierigkeit biß nach Wien gekommen seyn. Aber, da sie verbunden waren, Böhmen und fast ganz Oesterreich zu besetzen, so wurden sie bey Linz geschlagen, und genöthiget, einen Theil von ihren Eroberungen fahren zu laßen. Kurz darnach hatten sie alle mögliche Unglücksfälle auszustehen. Ihr Bundsgenosse, der König von Preußen, der zwo Schlachten gewonnen, und ganz Schlesien, ein Land, das mehr als hundert Meilen im Umfange hat, erobert hatte, machte jähling mit der Königinn von Ungarn Friede; durch den Friedensvergleich behielt er alles, was er erobert hatte, und erhielt darüber von den Engelländern und Holländern die Versicherung. Diese würde freylich ziemlich schwach gewesen seyn, und ihm gar nichts geholfen haben, wenn er sich genöthiget gesehen hätte, seine Zuflucht dahin zu nehmen. Dieses ist richtig, daß die Engelländer und Holländer in der Absicht, den Franzosen Abbruch zu thun, dem Könige von Preußen alles versprachen. Doch bey gegebener Gelegenheit würden sie ihm gewiß nichts gehalten haben, da ihnen sehr viel daran lag, daß dieser Herr nicht so mächtig würde, als er nun ist.

Es ist in Europa sehr viel von den Bewegungsgründen gesprochen worden, die den König von Preußen genöthiget haben, Friede zu machen. Die Meynungen darüber sind sehr verschieden gewesen.

Diejenigen, die auf seiner Seite sind, sprechen, er wäre gezwungen worden, den Franzosen zuvor zu kommen, welche ebenfalls auf den Frieden bedacht waren, und sich um ihn sehr wenig bekümmerten. Dieses ist gewiß, daß der Kardinal von Fleuri, so lange es in seinem Vermögen stund, den Anfang des Kriegs immer von einer Zeit zur andern aufschob, hernach aber sich sehr schläfrig und saumselig verhielt. Dieses war aber, wie man in der Folge sahe, für ihn ein unersetzlicher Schaden, und hat ihm viel Blut gekostet. Er betrachtete nicht, daß man am allersichersten einen baldigen Frieden erhalten könne, wenn man den Krieg mit vollen Kräften führt, und seinen Feinden keine Zeit läßt, sich zu besinnen und dem Streiche auszuweichen. Diese Wahrheit wurden die Franzosen erst zwey biß drey Jahre darnach inne, und machten sich dieselbe zu Nutzen.

Auf der andern Seite haben die Feinde des Königes von Preußen in der Welt bekannt gemacht, er habe durch den Frieden ein Mittel gefunden, sein erobertes Land zu behalten; daher habe er sich aus dem Bündnisse mit Frankreich wenig gemacht, in der Hoffnung und gewissen Vermuthung, daß die Oesterreicher und Franzosen sich so lange schlagen würden, biß sie einander recht geschwächt hätten. Mittlerweile könnte er mit guter Ruhe seine eroberten

Plätze befestigen, seine Schatzkammer bereichern und sein Kriegsheer vermehren.

Ich bin ziemlich geneigt zu glauben, der König habe bey dieser Gelegenheit gar nicht nach diesem Bewegungsgrunde gehandelt. Sollte er denn, da er ein Herr von so großer Einsicht ist, die ihm seine Feinde selbst zugestehen müssen, die Gefahr nicht vorausgesehen haben, da er vielleicht alle seine Eroberungen wieder verlieren konnte, wenn etwan Frankreich einen nachtheiligen Frieden machte? Die beyderseitige Entkräftung der Franzosen und Oesterreicher konnte ganz wohl unterbleiben. Noch mehr, wenn die leztern es so weit hätten bringen können, daß sie ihren Feinden Gesetze vorschreiben durften, so würden sie gleich hinterdrein auf den König von Preußen loßgegangen seyn, und ihm Schlesien wieder abgenommen haben. Da dieses Land die Gränze zwischen Böhmen und Mähren ausmacht, so lag ihnen daran mehr, als an der Erhaltung der ganzen Niederlande. Er that sehr klug, wenn er bey diesen Gedanken steben blieb und nichts wagte. Siehe nur, mein werther Isaak, auf einer Landkarte von unsern guten Freunden, den Mißionarien nach, wie Schlesien liegt; so wird dir das, was ich hier sage, von sich selbst in die Augen leuchten.

Ich

Ich meines Orts glaube, daß hauptsächlich zwo Ursachen den König von Preußen zu einem besondern Frieden veranlaßt haben.

Die erste und die Hauptursache besteht darinnen, daß er befürchtete, die Franzosen möchten Frieden machen, und er nach diesem seine Eroberungen, worinnen er noch nicht Zeit gehabt hatte, sich fest zu setzen, wieder hergeben müssen. Und freylich darf man gar nicht zweifeln, daß er gewiß wußte, es würde der Kardinal von Fleuri, sobald er könnte, dem Kriege ein Ende machen. Nicht allein Frankreich, sondern auch ganz Europa war, so gut, als er, davon überzeugt.

Diese gar zu sichtbare Lust, Frieden zu machen, hatte sogar den Oesterreichern, den Engelländern und Holländern die Gedanken beygebracht, Frankreich sey in der äusersten Noth, und wisse gar keine Hülfe und Rath. Man mochte den Oesterreichern Vorschläge thun, wie man wollte, so hatten sie Lust den Krieg fortzusetzen. Dieser ihre Herzhaftigkeit machte den Engelländern und Holländern Muth, sich offenbar zu erklären. In der Folge betrogen sie sich beyderseits in ihren vortheilhaften Muthmaßungen, die sie in Betrachtung der Schwachheit und Furchtsamkeit des Kardinals für ausgemachte Wahrheiten ansahen.

Die zweyte Ursache des Königs von Preussen war die feste Ueberzeugung, es könne, wenn

der Krieg fortwährte, nicht fehlen, daß nicht Frankreich über seine Feinde die Oberhand behielte." Sollte es aber ja damit nicht gut ablaufen, so blieb ihm allemal noch übrig, sich zum zweytenmale ins Mittel zu schlagen. Dieses that er auch, da die Oesterreicher zwey Jahre darnach über den Rhein gegangen waren, zu welcher Zeit er den Breßlauer Frieden brach und in Böhmen einfiel.

Man kann ferner nicht in Abrede seyn, daß der französische Hof dem Könige von Preußen zu diesem unvermutheten Entschlusse Anlaß gab. Wenn ich nicht irre, so waren die Klagen, die er über den Marschall von Broglio, den Befehlshaber der französischen Armee in Böhmen führte, der Grund dazu, daß er so jähling mit den Oesterreichern eins wurde. Ist dieses nicht sehr unklug gehandelt, wenn ein Hof einen Mann schickt, der in Vereinigung mit einem Könige die Armee anführen soll, und bey diesem Könige nicht in Gnaden steht, gleichwie auch er dem Könige nicht gut ist? Denn seit dem Handel mit Straßburg hatte der König öffentlich an den Tag gelegt, wie wenig er aus der Geschicklichkeit des Marschalls mache. Der Marschall hatte seiner Seits sich es auch merken laßen, daß er auf nichts weniger, als auf die Vortheile des Königes von Preußen bedacht sey.

Kurz,

Kurz, es mochte eine Ursache seyn, welche es wollte, die ihn zum Friedensschlusse bewog, so muß er doch ganz gewiß vollkommen überdacht haben, wie etwan die Sachen gehen könnten. Der Ausgang hat es bewiesen, daß er vollkommen richtig die Sache überlegt hatte. In einem achtjährigen Kriege, wo die Europäischen Mächte einander an Volke und Gelde entblößt hatten, ist er der einzige, der mit Vortheil davon gekommen ist.

Ich halte also, mein werther Isaak, den Breßlauer Frieden für ein Meisterstück der allerfeinsten Staatskunst. Nur eine einzige Sache kann ich dabey nicht billigen, daß er nämlich das französische Kriegsheer, da es durch Krankheiten, Schlachten und starke Märsche sehr geschmolzen, in dem Mittelpunkte von Böhmen überall mit Feinden umringt war, und sich durch weiter nichts, als durch seine Tapferkeit, von der Kriegsgefangenschaft retten konnte, gänzlich hat sitzen laßen. Diesen Vorwurf hätte er ganz leicht vermeiden können. Er war im Stande zwanzigtausend tapfre Leute beym Leben zu erhalten, die hernachmals durch Kälte, durch Krankheiten, durch die berühmte Prager Belagerung, und auf dem Rückzuge, welchen das noch übrige Heer nahm, das Leben einbüßte. Dieser Rückzug ist viel kürzer, aber auch viel rühmlicher und schwerer gewesen, als jener Rückzug der zehentausend Griechen, welchen Xenophon beschreibt.

Damals ließ der König von Preußen in seinem Verfahren eine heftige Erbitterung blicken, die dem Verhalten eines solchen Philosophen, als er ist, gar nicht gemäß war. In seinem Friedensvergleiche konnte er für die Franzosen eben das bedingen, was er für die Sachsen ausmachte. Es stund in seiner Macht, ob er darinnen die Bedingung einrücken wollte, daß sie, wenn es ihnen beliebte, aus Böhmen weg, und sich zurück ziehen dürften, ohne daß sie jemand daran hinderte. Auf solche Weise hätten es die Franzosen machen können, wie es ihren Gedanken nach für sie am besten war; sie hätten die völlige Freyheit gehabt zu thun, was sie für gut befanden. Hätten sie in Böhmen bleiben wollen, so würden sie sich nicht, wie es geschehen ist, haben beklagen dürfen, daß der König von Preußen sie ihren Feinden Preiß gegeben hätte.

Das Verhalten des Königs von Preußen war bey diesen Umständen sogar der guten Staatskunst entgegen. Denn wenn die Franzosen sich nicht durch ihre Tapferkeit aus den elenden Umständen herausgeholfen hätten, die dem Ansehen nach für sie unvermeidlich waren, so würde ihr Vaterland einen so wichtigen Stoß bekommen haben, daß es unter sehr nachtheiligen Bedingungen sich mit den Feinden hätte vergleichen müssen; und die Oesterreicher würden gleich nach Unterzeichnung des

Frie-

Friedens wiederum ohne die geringste Hinderniß in Schlesien eingedrungen seyn.

Vielleicht wendest du mir ein, mein werther Isaak, dieser Fürst würde hernach von den Engelländern und Holländern, die ihm wegen seiner eroberten Länder Versicherung gaben, Hülfe bekommen haben. Ich glaube gerade das Gegentheil. Die Mächte, und sonderlich die europäischen, handeln allemal nach Staatsabsichten. Der Vortheil der Engelländer und Holländer erforderte es, alles, was sie nur konnten, zur Erhaltung, und sogar zur Vergrößerung des Hauses Oesterreich beyzutragen. Und sie würden auch den Oesterreichern in allem, was sie nur gekonnt hätten, behülflich gewesen seyn. Sie hätten unter dem Scheine als Mittelspersonen, vermöge des Versicherungsvergleichs, nicht nur einen Vorwand gefunden, dem Könige von Preußen keine Hülfe zu leisten, sondern sie hätten oben drein der Königinn von Ungarn mit Gelde geholfen.

So machten es die Holländer im Anfange des Kriegs. Sie gaben die Versicherung von sich, daß sie es weder mit Oesterreich, noch mit Frankreich halten wollten, und gaben derhalben an Frankreich immer ansehnliche Hülfsgelder. So oft sie nur Gelegenheit gefunden haben, zu ihrem Vortheile wider ihr gegebenes Wort zu handeln, hat es ihnen niemals an scheinbaren Ursachen zu Bemäntelung ihrer

Falschheit gefehlt. Zum Beyspiele dient die Ursache, die sie angaben, warum sie die sechstausend Mann französische Kriegsgefangne nach Schottland schickten, die sich anheischig gemacht hatten, zwey Jahre lang nicht zu dienen.

Es hat also seine Richtigkeit, daß die Fürsten sich auf die Gewährsleistung ihrer Bundsgenossen weiter keine Rechnung machen dürfen, als, in wie ferne sie denen, die sie gegeben haben, vortheilhaft ist. Aus diesem Grunde, dessen Richtigkeit die Erfahrung bestätiget, ist Frankreich allein der sicherste Gewährsmann für den König von Preußen wegen Schlesiens. Auf dieses kann und muß er sich am meisten verlassen, weil es auf alles, was nur Oesterreich herunterbringen und klein machen kann, bedacht seyn muß.

Da die Umstände, die ich dir, mein lieber Isaak, sage, so deutlich sind, so wirst du mich vielleicht fragen, wie ein Herr von so großer Einsicht und von so unergründlicher Staatsklugheit sie nicht eingesehen hat. Ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß sie ihm in die Augen gefallen sind. Allein große Männer handeln nicht einmal so gut, als das andre. Von Helden läßt sich eben so gut, als von andern Menschen sagen: Video meliora proboque, deteriora sequor *). Ich sehe wohl,

*) Ovid. Metamorph. L. VII. v. 10.

wohl, und billige, was gut ist, und doch halte ich es mit den schlimmern.

Daß der König von Preußen nach der Zeit eingesehen habe, was dieses ihm für Schaden würde gebracht haben, wenn die Franzosen klein gemacht worden wären, läßt sich gar deutlich daraus abnehmen: Bey dem Dreßdner Vergleiche, da er das zweytemal Frieden machte, ließ er es sich sehr angelegen seyn, diesen Frieden auch für die Franzosen vortheilhaft zu machen. Dazu bediente er sich des scheinbaren Vorwands, die Ruhe in Deutschland fest zu setzen. Hiermit machte er also in diesem Lande einem Kriege zwischen den Oesterreichern und Franzosen ein Ende, der für die leztern niemals vortheilhaft gewesen ist, und gab ihnen Gelegenheit, alle ihre Macht nach Flandern und Italien zu ziehen.

Lebe gesund, mein werther Isaak, und lasse der Wahrheit allemal ihre gebührende Hochachtung wiederfahren.

Marseille.

Der

Der zweyhundert und zweyte Brief.

Aaron Monçeca an Isaak Onis, einen Caraiten, und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Da der König von Preußen, mein werther Isaak, mit dem Frieden zu Stande war, so hatte nun Frankreich, die Last, den Kayser zu unterstützen, allein auf sich. Es hatte durch seine heimlichen Anstallten, und noch mehr durch die Furcht seines Kriegsheers es dahin gebracht, daß der Churfürst von Bayern dazu erwält worden war. Dieser Herr war zu der Zeit, da der König von Preußen noch mit ihm ein Bündniß hatte, biß nach Prag in Böhmen gekommen, und daselbst zum Könige gekrönt worden. Nunmehro wurde ihm nicht nur Böhmen wieder abgenommen, wo die Franzosen in der Hauptstadt von ihren Feinden umringt waren; sondern er kam auch um alle seine Erbländer; die Oesterreicher bemächtigten sich derselben in kurzer Zeit, und ließen ihm zu seinem Aufenthalte weiter nichts, als die freye Reichsstadt Frankfurth.

Es hatte das Ansehen, als ob dieser Herr einer von den größten Monarchen in Europa werden sollte; und nun befand er sich in sehr kläglichen Umständen.

Fast sahe es so aus, als ob das Glück ihm die kayserliche Krone nur darum gegeben hätte, damit es seinen Zustand noch schlimmer machen möchte. Er war von Geburth Churfürst in Bayern, und erlebte die Kränkung, daß er sehen mußte, wie die Oesterreicher seine Erblande im Besitze hatten und darinnen auf das grausamste hauseten. Er war zum Könige in Böhmen gekrönt worden; und in diesem Königreiche blieb ihm nichts mehr übrig, als die unglücklichen Reste von dem Kriegsheere seiner Bundsgenossen. Er mußte alle Augenblicke die traurige Nachricht erwarten, daß sie gezwungen wären, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Er war Kayser, und doch vermochte er im Reiche nicht viel. Die Churfürsten, die ihn gewählt hatten, ließen ihn nicht allein im Stiche, sondern etliche waren sogar seine Feinde. Die Sachsen hatten die österreichische Parthey erwählt; die Hanoveraner hatten sich offenbar wider ihn erklärt; andre Fürsten hatten es bisher mit ihm gehalten, oder stille geschwiegen, weil der glückliche Ausgang der ersten Unternehmungen, von Seiten der französischen Heere, sie dazu genöthiget hatten. Nun murreten sie laut, sobald die Franzosen unglück-

unglücklich waren, und verließen einen Kayser, der nicht die Mittel in Händen hatte, wodurch er sich in Ansehen setzen konnte, und der in ganz Deutschland verhaßt wurde, weil Frankreich ihm zur kayserlichen Würde verholfen hatte.

Diese Fürsten hatten theils ihre besondern Staatsabsichten, theils noch einen wichtigen Grund, warum sie wider die Franzosen erbittert wurden. Die meisten gaben vor, man habe ihnen mit der empfindlichsten Verachtung begegnet. Viele darunter beschwerten sich, daß sie in den Vorzimmern der französischen Räthe ganze Stunden lang mitten unter ihren Bedienten und Untergebenen hätten warten müssen. Es ist immer die Art der deutschen Fürsten gewesen, daß sie sich viel eingebildet haben. Hier grif man sie gerade an dem empfindlichsten Fleckgen an. Mancher würde es vielleicht einem feindlichen Feldherrn eher vergeben, wenn er sein Land verheeren, als wenn er ihm den Titel Ihrer Durchlaucht zu geben vergäße.

Sobald sie nur Gelegenheit fanden, mit ihrem Hasse gegen die Franzosen öffentlich herauszurücken, so ergriffen sie dieselbe mit großer Begierde. Sie traten mit allem ersinnlichen Eifer auf die österreichische Seite. Als der Kayser sich an die Reichsversammlung wendete, und daselbst die allergerechtesten Sachen

such=

suchte, so sahe er, daß sich alle diese kleinen Fürsten wider ihn vereinigt hatten. Die Reichsstädte nahmen sich dieses unglücklichen Kaysers eben so wenig an, als die übrigen Glieder des Reichs.

Eine sehr gegründete Ursache hatte sie wider ihn aufgebracht, und eben diese hatte auch die Gesinnungen der kleinen Fürsten nach sich gezogen. Die Oesterreicher hatten bekannt gemacht, die Absicht des Kaysers sey gewesen, etliche freye Reichsstädte seinen Erblanden einzuverleiben, sich die Erbfolge darinnen eigenthümlich zu machen, und etliche darunter einigen Fürsten einzuräumen, damit er sie auf seine Seite ziehen möchte. Diesem Entwurfe gemäß sollte Augspurg zu dem Churfürstenthume Bayern gezogen werden: Cöln sollte dem Churfürsten dieses Namens, der itzt sehr wenig darinnen zu befehlen hat, anheim fallen, wenn er auf des Kaysers Seite treten würde. Allein dieser ließ sich gar bald von den Engelländern bereden, daß er diese Anerbietung ausschlug, ohngeachtet sie ihm von seinem eignen Bruder gethan wurde. Es würde fast allen übrigen freyen Reichsstädten also ergangen seyn, und die kayserlichen Waffen würden wohl durchgedrungen haben. Dieses brachten die Oesterreicher unter die Leute. Es ließ sich auch ganz wohl hören, immaßen der Kayser sich genöthiget sahe, auf die Erweiterung sei-

ner

ner Staaten zu denken, welche zu seiner Würde gar zu klein waren, und sich hiernächst auch gute Freunde machen mußte, ohne daß es ihm etwas kosten durfte.

Diese kleinen freyen Staaten geriethen über die Entwürfe, die wider ihre Freyheit gemacht zu seyn schienen, in Schrecken. Es fiel ihnen ein, wie ruhig sie unter österreichischer Regierung ihre Freyheiten genossen hatten. Sie sahen ein, daß ihr Glück auf der Macht derer, die zu diesem Hause gehörten, beruhe. Sie thaten also alles mögliche, um ihm in seinem Vorhaben beförderlich zu seyn. Auf der andern Seite sahen die kleinen Fürsten, wie es den Reichsstädten gehen sollte. Sie befürchteten, wenn diese in die Enge getrieben und ihrer Freyheiten beraubet wären, so würden aus ihnen selbst lauter gemeine Edelleute gemacht werden. Also vereinigten sie sich untereinander, machten mit dem Hause Oesterreich gemeine Sache, und waren eifriger als jemals auf dessen Vortheile bedacht.

So betrübt, mein werther Isaak, sahe es um den Kayser aus, da die Franzosen das Glück hatten, aus Prag zu entkommen und den Rhein zu erreichen. Nunmehr nahmen sie alle ihre Kräfte zusammen, um den Kayser zu unterstützen und wiederum nach Bayern zu bringen. Allein das Glück spottet mit den Anstalten der elenden Sterblichen. Da es das

Ansehen

Ansehen hatte, als würde der Augenblick erscheinen, da die Franzosen allen ihren Schaden wieder gut machen könnten, so fügte es das Glück, daß sie bey Oettingen von den Engelländern und Oesterreichern geschlagen wurden. Nunmehro schiene es, als sey für sie und für den Kayser in Deutschland alles verlohren. Die Oesterreicher redeten öffentlich davon, daß die Wahl Karl des Siebenten ungültig sey, und dachten mit allem Ernste darauf, daß sie ihm die käyserliche Krone nehmen wollten.

Hier sahe der König von Preußen, wie nöthig es sey, das Glück des wienerischen Hofes zu hemmen. Er vereinigte sich mit Frankreich, und zog den Churfürsten von der Pfalz, nebst dem Landgrafen von Hessencassel, auch in dieses Bündniß. Lezterer hielt es mit dem Kayser, weil er sich Hoffnung machte, Churfürst zu werden.

Die Franzosen hatten eine so mächtige Hülfe nöthig. Die Oesterreicher hatten sie nicht allein gezwungen, Deutschland zu räumen; sie waren sogar in Elsaß eingerückt. Der Prinz Karl war mit einem Kriegsheere von mehr als siebenzigtausend Mann über den Rhein gegangen. Ich bin ein Freund der Wahrheit, mein lieber Isaak, und ich würde

mich für den allerverachtungswürdigsten Menschen ansehen, wenn ich den Ruhm dieses Prinzen verkleinern wollte, dessen Geschicklichkeit und Muth in ganz Europa bekannt sind. Das kann ich aber unmöglich verschweigen, daß es ihm viel schwerer, ja wohl vielleicht gar nicht möglich gewesen wäre, über den Rhein zu gehen, wenn ihm nicht eine heimliche Verrätherey, von welcher man aus dem Erfolg mehr als zu glaubwürdige Beweise gehabt hat, die Mittel dazu an die Hand gegeben hätte.

Doch, mein lieber Isaak, ich wende mich wieder zu dem Könige von Preußen. Dieser geschickte und zur Regierung gebohrne Herr hatte die Zeit des Friedens sich als ein Held zu Nutzen gemacht. Vier Oerter hatte er in Schlesien befestiget, seine Einkünfte in Ordnung gebracht und vermehrt, die Anzahl seiner Truppen vergrößert, und seine Vorrathshäuser angefüllt. Durch solche kluge Anstallten wurde er seinen Feinden noch furchtbarer, und von seinen geheimen Maaßregeln ließ er niemanden etwas merken. Er machte Bewegungen, ohne daß jemand wußte, wohin sie abzielten, und sorgte für alles, was zum Dienste eines Kriegsheers von hundert tausend Mann nöthig war. Die Oesterreicher erfuhren von seinem Vorhaben nicht eher etwas, als biß er in Böhmen einrückte. An

dem Tage, da sein Manifest in Wien zum Vorschein kam, hatte er schon zwo Posten aufgehoben.

Der unvermuthete Einfall des Königes von Preußen in Böhmen nöthigte den Prinzen Karl, daß er Elsaß verließ und wieder über den Rhein zurück gieng. Damals that dieser König den Franzosen einen sehr ansehnlichen Dienst, da sie nicht allein durch die Oesterreicher mitten in Elsaß geängstiget wurden, und die Holländer nebst den Engelländern der Stadt Ryssel in Flandern mit einer Belagerung droheten, sondern auch die Krankheit Ludwigs des Funfzehnten ihnen noch mehr bange machte. Dieser von seinen Unterthanen durchgängig geliebte König war von der Armee aus Flandern weg, und dem Prinzen Karl entgegen gegangen. Zu Metz wurde er auf den Tod krank. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie sehr der Zustand, in welchem er sich befand, seinen Unterthanen nahe gieng. Das ganze Königreich hielt sich für verlohren, wenn es einen Landsherrn einbüßte, den es als einen Landesvater betrachtete. Endlich schenkte Gott ihn seinen Unterthanen wieder. Unter der Zeit seiner Wiedergenesung gieng der Prinz Karl über den Rhein zurück.

Damals begiengen die Franzosen zween große Fehler. Erstlich fielen sie dem Prinzen

Karl nicht in seinen Nachzug. Wie leicht war es ihnen nicht, diesen ganz und gar niederzumachen? Sie rührten sich aber nicht, und waren froh, daß sie die Oesterreicher nach Deutschland zurück gehen sahen. Der zweyte Fehler war, daß sie nicht über den Rhein giengen, den Prinzen Karl verfolgten, und ihn zwischen sich und den König von Preußen, als zwischen zwey Feuer brachten; damals hätten sie mit dem ganzen österreichischen Heere das Garaus machen können. Sie hielten sich bey der Belagerung von Freyburg auf, welches eben nicht so gar nöthig war, und ließen dadurch den Oesterreichern Zeit, daß sie ruhig und ungehindert dem Könige von Preußen entgegen rücken konnten.

Dieser Herr hatte gar nicht geglaubt, daß die Franzosen sich dabey so wunderbar, und so wider alle Klugheit verhalten würden. Er hatte sein Kriegsheer in Böhmen weit auseinander getheilt; nun mußte er sich plötzlich zurück ziehen, und dieses gieng freylich ohne den Verlust etlicher ansehnlicher Posten nicht ab. Die Besatzung von Prag, welche aus zwölftausend Mann bestund, wäre fast genöthiget worden, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Es kam auf eine sehr kurze Zeit an, so wäre es um sie geschehen gewesen. Bey diesem Feldzuge verlohr der König von

Preußen

Preußen, durch das Versehen seiner Bundsgenossen, mehr als zwanzigtausend Mann, er sahe sich genöthiget aus Böhmen zu gehen, und seine Winterqvartiere in Schlesien und andern ihm gehörigen Ländern zu nehmen. Man kann mit Wahrheit sagen, mein lieber Isaak, daß der König von Preußen damals fast eben so sehr Ursache hatte, sich über die Franzosen zu beklagen, als sie sich vorher wegen des Breßlauer Vergleichs über ihn zu beschweren hatten.

Die Franzosen nahmen Freyburg weg, und rückten in Deutschland ein. Sie kamen nach Bayern. Dadurch brachten sie es so weit, daß der König nicht so sehr von den Oesterreichern gedrängt wurde, und den erlittenen Verlust gar bald wieder ersezte.

Es hatte alles zum Vortheile des Kaysers ein sehr gutes Ansehen. Vor vier Monaten war dieser Herr von allen Leuten verlassen, und von allen seinen Feinden umringt gewesen. Nun bekam er nicht nur einen Theil von seinen Ländern wieder, sondern sahe auch, daß Frankreich, Preußen, Pfaltz und Hessen sich ihm zum Besten, vermöge eines in Frankfurt geschloßnen Vergleichs, gerüstet hatten. Er machte sich bereits alle nur mögliche Hoffnung; und hatte die gerechtesten Ursachen, sie für wohlgegründet zu achten.

Gähling überfiel ihn eine heftige Krankheit, woran er in drey biß vier Tagen starb.

Dieser Vorfall setzte seine Bundsgenossen in eine Verlegenheit, und machte alle gefaßten Entwürfe zu Wasser. Da nunmehro ihre Absichten nicht einstimmig waren, so trennte sich auch ihre Vereinigung. Hessen machte Friede, und suchte den wienerischen Hof dadurch zu gewinnen, daß es den Alliirten eben diejenigen Truppen gab, die kurz vorher wider sie gedient hatten. Die Pfältzer zogen ganz ruhig nach Hause. Der Churfürst von Bayern gedachte, auf Zureden Seckendorfs, und auf innständiges Bitten seiner Unterthanen, die sich Frieden wünschten, gar nicht an die kayserliche Krone. Er machte mit den Oesterreichern einen abgesonderten Vergleich, und gab ihnen Truppen wider die Franzosen. Mit Verwunderung erblickte man in den Niederlanden eben diejenigen Bayern, die unter dem verstorbenen Kayser allezeit Todtfeinde der Oesterreicher gewesen waren, wie sie itzt gegen die Franzosen in einem Kriege dienten, welchen die letztern bloß ihrentwegen unternommen hatten.

Wenn man, mein werther Isaak, den wunderbaren Veränderungen nachdenkt, deren eine auf die andre in der Welt erfolgt, so sieht man, mit Erstaunen, wie das Glück

mit

mit den Entwürfen und Schicksalen der unglücklichen Sterblichen Spott treibt. Der Churfürst von Bayern macht seine Länder unglücklich, und verursacht seinen Bundsgenossen unsägliche Unkosten, weil er den kayserlichen Thron ersteigen, und sich auf demselben behaupten will. Sein Sohn will nicht nur diese Krone nicht, sondern gesellt sich sogar zu den Feinden derer, die sie ihm gerne zuwenden möchten. Kaum hat er sich auf diese Seite gewendet, so werden seine ehemaligen Bundsgenossen glücklich, welche die ganze Zeit über, da sie es mit ihm gehalten hatten, unglücklich gewesen waren. Es gelingen ihnen alle ihre Anschläge, und sie schlagen ihre Feinde bey allen Gelegenheiten. O schwache Sterblichen, wie seyd ihr doch so kurzsichtig! Wie gut wäre es, wenn die Zufälle, die ihr in der Welt erfahret, euch klug machten!

Bleibe gesund, mein werther Isaak, lebe vergnügt und glücklich.

Marseille.

Der zweyhundert und dritte Brief.

Aaron Monceca an Isaak Onis, einen Caraiten und ehemaligen Rabbi von Constantinopel.

Nach dem Tode des Kaysers, mein werther Isaak, blieben Frankreich und Preußen noch beysammen. Diese zwo Mächte hatten allezeit einerley Augenmerk, und die Gründe, warum sie den Krieg unternommen hatten, behielten noch immer ihre Kraft. Es kam darauf an, daß das österreichische Hauß geschwächt werden sollte. Das einzige Mittel dazu war, daß man ihm die kayserliche Krone entwendete, oder wenigstens nur unter gewissen Bedingungen ließ.

Der Feldzug wurde in Flandern mit der Belagerung von Dornick eröfnet. Die Alliirten wollten diese Stadt entsetzen, und griffen deswegen die Franzosen an. Sie wurden geschlagen und mit großem Verluste genöthiget, sich zurück zu ziehen. Diese Begebenheit wird nie in Vergessenheit kommen,

und

und den Ruhm der Regierung Ludwigs des Funfzehenten verewigen. Dieser große König führte sein Kriegsheer selbst an. Er legte daselbst alle Proben von Muth und Klugheit ab, die nur von einem Helden erwartet werden konnten. Sein Sohn war bey ihm, und dieser Hoffnungs-volle Prinz nahm an der Gefahr Antheil. Der Marschall von Sachsen, ein eben so großer Heerführer, als Conde und Turenne, der vielleicht von den Feinden Frankreichs mehr, als von den Franzosen selbst, gelobt wird, führte das Heer unter seinem Könige an, und verschafte ihm den Sieg über seine übermüthigsten Feinde. Ein gewisser General, der einer von den angesehensten Hofleuten ist, mit Namen Richelieu, that sich in diesem Treffen ganz besonders hervor.

Wenig Tage darnach gewann der König von Preußen eine eben so wichtige Schlacht in Schlesien. Er führte seine Leute selbst an und sprach ihnen solchen Muth zu, daß sie in der Tapferkeit Wunder thaten. So lange das Gefechte dauerte, befand er sich allemal an den gefährlichsten Orten, oder, wo seine Gegenwart am nöthigsten war. Mitten in dem Blutbade erhielt er sich bey einer bewundernswürdigen Gelassenheit, bedauerte die Officiere, die neben ihm verwundet wurden, und gab Befehl, ihnen beyzustehen, ohnge-

achtet er mit sehr vielen Sachen beschäftiget war. Kurz, man sahe an ihm in einer Zeit von fünf Stunden, so lange das Gefechte dauerte, einen unerschrocknen Held und einen mitleidigen Philosophen. Nachdem er einen vollkommenen Sieg erhalten hatte, wobey von österreichischer Seite sechstausend Mann getödtet, und mehr als achttausend Gefangne gemacht worden waren, so wendete er nach der Schlacht seine vornehmste Sorge auf die Verwundeten, und verschafte den Oesterreichern eben so gnädig, als seinen eignen Leuten, Hülfe.

Diese zwo Schlachten thaten den Kriegsheeren der Alliirten großen Schaden. In Flandern bekamen sie noch eine Schlappe, welche sie ganz entkräftete. Es wurden ihnen Gent und etliche andere Städte weggenommen. Indessen ließ der wienerische Hof die Kayserwahl nicht aus den Augen. Diese war sein hauptsächliches Augenmerk. Hätten die Feinde auch so gedacht und gehandelt, so würden sie auch sich diese zum Augenmerke genommen haben. Allein in diesem Stücke begiengen sie unterschiedne Fehler. Sie trugen dem Churfürsten von Sachsen die kayserliche Krone an, der sich bereits mit dem wienerischen Hofe in heimliche Verbindungen eingelassen hatte. Dieser hatte aber gar keine Gedanken darauf; seiner Klugheit gemäß,

gemäß, sahe er wohl ein, daß ihm diese Würde, wegen des nicht so gar großen Umfangs seiner Staaten, sehr nachtheilig seyn, und zur Last werden würde. Die Eroberungen, wozu man ihm Hoffnung machte, waren sehr ungewiß, und hingegen hatte er von dem wienerischen Hofe wirkliche Vortheile zu genießen.

Dieser Herr hielt es für rathsam, die Franzosen eine Weile in der Ungewißheit zu erhalten und zu verhindern, daß sie nicht etwan sich nach einem andern umsehen sollten, dem sie die kayserliche Krone zuwenden könnten. Er wollte damit dem Hause Oesterreich Zeit verschaffen, und that, als habe er Lust, die angebotne Würde anzunehmen. Dadurch gewannen die Oesterreicher Zeit, ihre Maaßregeln darnach einzurichten. Wie es zur Wahl eines Kaysers in Frankfurt kommen sollte, so erklärte sich der Churfürst von Sachsen mit deutlichen Worten, daß er diese Würde nicht annehmen wollte, und unterstützte den Großherzog von Toscana, den Gemahl der Königinn von Ungarn, aus allen Kräften.

Die Franzosen hatten immer noch Gelegenheit, den Fehler wieder gut zu machen, den sie begangen hatten, daß sie sich durch den Churfürst von Sachsen hatten aufhalten

laßen.

laßen. Sie durften nur das Kriegsheer des Prinzen Conty, das bey Frankfurt stund, verstärken, damit es den Oesterreichern überlegen war, und diese es nicht zur Wahl bringen konnten. Dieses war ja die Hauptabsicht, warum man diesen Krieg unternommen hatte. Unterdessen machte man sein Heer um 20000 Mann schwächer. Solchergestalt konnte er den Oesterreichern nicht die Spitze bieten. Er mußte sich zurück ziehen, und der Großherzog wurde zum Kayser gewählt. Die Tapferkeit und kluge Anstalt des französischen Heerführers war nicht im Stande, der um ein ansehnliches größern Anzahl der Feinde das Gleichgewicht zu halten. Dieser Prinz zog sich auf eine sehr gute Art zurück, wie es einem erfahrnen Kriegsmanne gemäß ist. Indessen war doch dieser, an sich höchst nöthige Rückzug die Ursache von der Wahl des Kaysers.

Die Oesterreicher schätzten sich nach wieder erlangter kayserlicher Krone für glücklich, achteten alle bißher erlittenen Einbußen für nichts, und merkten wohl, daß sie ihnen reichlich erfezt waren. Die schnellen Eroberungen der Franzosen in Flandern machten ihnen eben keinen sonderlichen Kummer, immaßen sie den Engelländern und Holländern bedenklicher seyn mußten, als ihnen. Sie wusten schon, daß diese zwo Nationen auf

keine

keine andre Bedingungen Frieden machen würden, als wenn diese wieder an ihren vorigen Herrn kämen. Engelland war an der Erhaltung von Ostende und andrer Häfen in Flandern gar zu viel gelegen, und dieses würde alles gethan haben, um die Franzosen zu nöthigen, daß sie dieselben räumten. Die Holländer mußten alles dran setzen, und würden es auch gethan haben, um eine Gränze zu ihrer Sicherheit zu haben. Ueber dieses war Cap Breton, welches die Engelländer weggenommen hatten, eine gewisse Versicherung wegen der Wiedererstattung der Niederlande im Frieden.

Da der wienerische Hof, mein werther Isaak, von dem, was ich dir sage, völlig überzeugt war, so war er nur darauf bedacht, wider den König von Preussen noch einmal sein äuserstes zu thun. Der Prinz Karl grif ihn bey Sorr an der Gränze zwischen Böhmen und Schlesien an. Der König hatte seine Völker zum Theil schon auseinander gehen laßen, weil er glaubte, der Feldzug sey zu Ende. Kaum hatte er zwanzigtausend Mann, und die Anzahl der Oesterreicher erstreckte sich auf siebenzigtausend. Ohngeachtet dieser entsetzlichen Uebermacht, wurden die Oesterreicher doch geschlagen. Sie verlohren dreyßig Kanonen, sechs

zig

zig Fahnen, und es wurden eine große Menge von ihnen zu Kriegsgefangenen gemacht. Unter der Zeit, da die Schlacht vor sich gieng, plünderten die österreichischen Husaren das preußische Lager, wo der König keine starke Bedeckung gelassen hatte, weil er sein Volk im Treffen nöthiger brauchte, und bey dieser, so wie bey andern Gelegenheiten, bewieß, er wisse allemal die klügste Anstalt zu erwählen.

Wie die Schlacht gewonnen war, so hatte es das Ansehen, daß der Feldzug zu Ende sey, und man nicht eher, als im Frühlinge etwas wichtiges unternehmen werde. Der König von Preußen kehrte mit vielem Ruhme nach Berlin zurück. Seine Unterthanen nahmen ihn als ihren Vater und Befreyer an. Die Lustbarkeiten nahmen ihren Anfang. Man wiederholte die neue Oper, die im Anfange des Jenners gespielt werden sollte. Der König, als ein Herr, in welchem sich alle Gaben des Witzes beysammen finden, und der einer von den größten Tonkünstlern in Europa ist, hörte diese Wiederholungen öfters an. Diese Ergötzlichkeiten, welche einem Fürsten, als einem Beschützer und Liebhaber aller Künste, gar wohl anständig waren, hatten gar bald ein Ende. Es zog sich wider ihn ein viel härterer

Sturm

Sturm zusammen, als alle die, welche er bißher ausgehalten hatte. Es gehörte so viel Verstand, Muth und Geschwindigkeit dazu, als er hatte, um diesen zu überstehen, wie er ihn überstanden hat.

Nachdem die Oesterreicher bey Sorr waren geschlagen worden, so machten sie einen Entwurf, wodurch sie sich von allem ihren Verluste wiederum erholt haben würden, wenn er gelungen wäre. Ihre Absicht war, diesen König in seinen brandenburgischen Landen anzugreifen, und ihre Vereinigung mit den Sachsen machte die Ausführung dieses Vorhabens ganz leicht. Nächst diesem wollten die Russen auf der andern Seite in Preußen einen Einfall thun. Kurz, es hatte das Ansehen, als ob er ganz übermannt werden sollte. In Deutschland war von den Franzosen nicht ein Mann mehr, der ihm auf irgend einer Seite hätte Luft machen können. Der König faßte einen Entschluß, wie er einem Helden gemäß ist, kam seinen Feinden zuvor und rückte in Sachsen gerade zu der Zeit ein, da die Russen, Sachsen und Oesterreicher Anstalt machten, ihn anzugreifen. Er schlug die Sachsen, nöthigte die Oesterreicher in die Gebürge von Böhmen zurück zu gehen, zernichtete die langsamen Anschläge der Russen,

und

und brachte sie dahin, daß sie sich nicht getraueten, öffentlich ihre Erklärung zu thun.

Der Churfürst von Sachsen konnte sich nicht weiter helfen, als daß er nach Prag flüchtete und seine Sicherheit bey den Oesterreichern suchte. Der König von Preußen hatte in vierzehen Tagen ganz Sachsen in seiner Gewalt, kam nach Dreßden, nahm es in Besitz, und alles gieng in dieser Stadt so ruhig zu, als wenn der König von Pohlen daselbst seinen Einzug gehalten hätte. Sogar den Tag, da der König Dreßden einnahm, ließ er eine Oper spielen, und gab den Damen ein herrliches Gastmal. Da nun die Feinde dieses Fürsten in die Enge getrieben waren, so fiengen sie an, auf den Frieden zu denken. Der König machte sich ihre Gesinnung zu Nutze, und schloß mit ihnen in Dreßden den Frieden. Er richtete ihn so ein, daß er seinen Bundsgenossen den Franzosen vortheilhaft wurde, ohngeachtet es das Ansehen hatte, als ließe er sie im Stiche. Er stellte nicht nur in Deutschland die Ruhe her, immaßen er in seinem Vergleiche ausgemacht hatte, daß am Rheine nichts feindseliges weiter vorgenommen werden sollte, sondern verschafte auch den Franzosen Gelegenheit,

Frauenzimmer, in Algier ist freyer, als sonst bey den Türken, V. 69 f.
Freunde, gewesene hinzurichten, ist unbegreiflich, VI. 34 f.

G.

Galgen, die dazu in Engelland verurtheilt sind, wie sie sich bezeigen, IV. 252
Gärten in Paris, I. 129
— verliebte Zusammenkunft in einem Garten, I. 131
Gassend, Geschichte von ihm mit einem Hexenmeister und von dessen Teufels Salbe, I. 214
— hat wider den Aristoteles geschrieben, II. 448
Geheimniße soll sich der Mensch nicht unterstehen zu erklären, VI. 11
Geistliche, in Frankreich, schreiben partheyisch, und aus Affekten, I. 144
— — sind stolz, herrschsüchtig, Aufwiegler, I. 147
— müssen sich nach der Mode richten, III. 120
— in Holland sind von der Obrigkeit eingeschränkt, III. 221
— — sind gelehrte Leute, III. 223
— ihren Schwärmereyen Einhalt zu thun ist nöthig, VI. 123
Gelehrsamkeit in Frankreich und Holland, gegen einander verglichen, I. 197
— ihr Zustand in Spanien, III. 400
— — in Portugall, IV. 6
— — in Frankreich, II. 244. u. f. VI. 150 I. 44
— — in Algier und der Barbarey, V. 103
— wird durch die Känntniß der Sitten und Gebräuche der verschiedenen Nationen erweitert, VI. 17 f.
— wird durch Ehre und Lob ermuntert, VI. 143
— ihr Zustand in Engelland, VI. 149

Gelehrsamkeit, ihr ist die Veränderung der Sprachen nachtheilig, V. 227
— wandert von einer Nation zu der andern, VI. 227
Gelehrte in Frankreich, I. 110. 158. und besonders in Provence, VI. 250
— — sind sehr eingeschränkt, I. 45
— warum es an großen mangelt, I. 205
— Eigenschafften derselben, II. 110
— ihre Ehre dauert, II. 114
— arbeiten mehr um Ehre, als um Geld, III. 13
— ob sie heyrathen sollen, III. 11
— bemühen sich oft um unnütze Sachen, III. 15
— loben ihre Wissenschafft, III. 18
— wahre sind nicht ehrgeizig, III. 20
— haben in Holland Freyheit zu denken und zu schreiben, III. 241
— haben in Frankr. diese Freyheit nicht, VI. 145
— in Holland, III. 315
— in Deutschland, III. 371
— bleiben gar oft unbekannt, VI. 253
Gelübden der Papisten, den Heiligen zu Ehren in ihren Kirchen, IV. 111
Gemälde eines Malers zerreißt die Frau auf Anstiften eines Mönches, I. 266
Generalpachter in Frankreich kaufen sich den Adel, I. 189
Genf, Beschreibung davon, II. 331
Genua, Beschreibung davon, I. 284. 342 f.
Gesandten, einem begegnen die Moskowiten unhöflich, IV. 92
Gesellschafften in Paris, wie es dabey zugeht, I. 124
Gesetze, sind nothwendig, IV. 412
— wie sie beschaffen seyn müssen, IV. 414
Geschichte, Dunkelheit in der Alten, II. 11

Ge-

Geschichte, wie man sie erlernen müsse, II. 17
— muß nach der Wahrheit geschrieben werden, VI. 59 f.
— wahre ist schwer zu schreiben, VI. 62 f.
Geschichtschreiber, die Alten sind besser, als die Neuern, II. 17
— sind schätzbare Leute, wenn sie gut sind, II. 139
— neuere sind zum Theil schlecht, II. 143
— in Deutschland, III. 372
— in Engelland, IV. 229
Geschmack, von dem schlechten und verderbten in Frankreich, VI. 200 f.
Gespenster, glaubt man bey den Papisten, I. 322
— werden von Mönchen vertrieben, II. 222 f.
Girard, P. dessen Heiligsprechung nach dem Todte, I. 90
— Händel mit der Cadiere, II. 413
Givri, läßt sich nicht zur Untreue gegen Heinrichen den Vierten verleiten, II. 238
Goldmacherkunst, s. Cabbalistick.
Gott, ob er ein Geist oder körperlich sey, I. 335
— stärkster Beweiß von dem Daseyn desselben, III, XXII.
— von seinem Daseyn sind die größten Weltweisen ungewiß gewesen, IV. 39
— lernt man aus der H. Schrift kennen, IV. 40
Gottheit, was für ein Wesen ihr die alten Weltweisen zugeschrieben haben, III, XV
Götter, die ersten bey den alten Völkern, III, XV
— Vielheit derselben haben die heydnischen Weltweisen geglaubt, III. 250
Gottesdienst, wird bey den Papisten in Frankreich schlecht geachtet, I. 60
— zweyerley verrichtet ein Einsiedler auf einer Insel, V. 134

⁂ ✠ ⁂

Gottesgelehrte, haben Irrthümer in der Sittenlehre, V. 1 f.
— ihre Heftigkeit gegen die Gegner V. 11 f.
— ihr Haß ist entsetzlich, — V. 109 f.
Gottesleugner, s. Atheisten.
Götzen der Indianer, sind den Heiligen der Catholicken gleich, V. 174
Grobheit, warum sie bey einer Nation größer, als bey der andern sey, IV. 89
Guignard, des P., Verbrechen, I. 136
Guipuscoa, s. Inigo.

H.

Hamburg, Beschreibung davon, III. 389
Hanreyschaft, der Götter unter den Heyden, III. 325
Harduin P., hält die meisten alten Griechischen und Römischen Schriften für untergeschoben, II. 469
Heilige, bey den Papisten, I. 256
— werden angebetet, II. 103
— werden so, wie die Indianischen Götzen verehrt, V. 174
— ihre Verehrung ist ungereimt, V. 83 f.
— werden bey den Papisten den Todten mit in den Sarg gegeben, IV. 111
Heiliger, ein Türkischer, II. 436
— in Lüttich erscheint, und entdeckt ein Kohlenbergwerk, III. 195
Heiligkeit, ein Titel des Pabsts, und vorzeiten aller Bischöffe, I. 260
Heinrichs, des Dritten und Vierten in Frankreich Ermordung, I. 134
Heinrich, der Vierte, ihm bleibt Gipri treu, II. 238
— — ein großer König, IV. 105. 121

Heinrich, der Vierte, war eiferſüchtig über anderer Leute Ehre, V. 214 f.
— — mit dem Scipio Africanus verglichen, V. 246
Heydenthum, iſt lächerlich, III. 256
Heyrath, ohne Bewilligung der Eltern gilt in Spanien, III. 383. IV. 55
Hexenmeiſter, Geſchichte zwiſchen einem und dem Gaſſend, I. 214
Hochzeitliche Gebräuche bey den Naſamonen, III. 188. V. 332
Höflichkeit, warum ſie bey einem Volke mehr, als bey dem andern anzutreffen ſey, IV. 89
Hölle, von einem Mönche kurzweilig beſchrieben, II. 342
Höllenſtrafen, ihre Ewigkeit, II. 58
Hoffahrt, ſteckt in allen Menſchen, II. 33
Hofleben, iſt ein elendes Leben, VI. 37
Hofleute, Beſchreibung der Pariſiſchen, I. 227
— ſtehen auf einem gefährlichen Poſten, VI. 27 f.
Holland, Beſchreibung davon, III. 214 f. III. 259 f.
Hoſen, ein Genueſer beſudelt ſie in einer türkiſchen Moſchee, III. 88
Hund, ein Beyſpiel der Frömmigkeit, III. 107
Hunde, ſind in Tripoli Wächter des Nachts, wie vor Zeiten auf dem Capitole, V. 171
Huren, in Rom, I. 119
— in Venedig, II. 128
— werden in Venedig zur Sicherheit des Eheſtandes verſchrieben, II. 157

J.

Jakob, K. in Engelland, hat ſein Unglück den Jeſuiten zu danken, IV. 136

Jakobus, die Mönche an dessen Kirche in Rom betteln, I. 83
— thut ein Wunder an einem Wagen, der vor seiner Kirche vorbey fährt, I. 82
Jansenisten, sind Feinde der Jesuiten, II. 411. 211. IV. 71
— von ihrem heiligen Paris und dessen Wundern, VI. 231
Januarius H., dessen Blut in Neapel, II. 286
Jerusalems itziger Zustand, V. 16
Jesuiten, stiften Unruhen, I. 71
— sind aus Engelland und Holland verbannt, II. 56. V. 339 f.
— hassen die Jansenisten, II. 411. 211
— in Brüßel sind nicht so witzig, als die andern, III. 124
— haben unter sich gelehrte Leute, III. 224
— werden bißweilen zu sehr verachtet, IV. 52
— sind in ihren Lehrsätzen, sonderlich in China gar zu gelind, V. 130
— halten einen Chineser sehr übel, IV. 320
— Schulen, was die Jugend darinnen lernt, VI. 152 f.
— suchen die Jansenisten zu unterdrücken, VI. 231 f.
Ignatius Lojola, ein unwissender Mann, III. 36. V. 340 f.
— mit Mahomet verglichen, V. 344
Indianische Glaubenslehren, III. 172
Inigo von Gvipuscoa, Geschichte desselben, eine Satyre auf die Mönche, III. 27
Inquisition, gilt in Venedig nicht viel, II. 157.
— in Spanien, III. 302
— in Portugall, IV. 5
Johanna, Königinn in Neapel, trauriges Ende, V. 266

Jour-

Journal - Litteraire, ist eine schlechte Monatsschrift, V. 236
Italien, Beschreibung von dessen Sitten, V. 278
Juden, sind heimlich in Frankreich, öffentlich aber verbannt, I. 58
— werden in Spanien hart verfolgt, I. 59
— vergiften ihre Kinder, wenn sie befürchten von ihnen an die Mönche verrathen zu werden, I. 59
— allerhand Vorwürfe wider sie, I. 101
— ihre Vertheidigung gegen die Vorwürfe, I. 249
— sind ein Spott aller Völker, I. 371
— sollen um des Aussatzes willen aus Egypten vertrieben worden seyn, ebendas. III. 144
— sind rachgierig, II. 98
— sind bey den Malteserrittern sehr verhaßt, und warum? VI. 186 f.
— sind in der Türkey, und in Persien übel dran, II. 162 f.
— haben die Alterthümer in der Tiber aufsuchen wollen, II. 360
— haben in Holland viele Freyheit, III. 238
— müßen zu Rom in die Kirche gehen, III. 239
— warum sie so verhaßt sind, IV. 24
— Sekten unter ihnen, IV. 67
— ihre Standhaftigkeit in Verfolgung, IV. 83
— ihre Schicksale bey und nach der Zerstörung Jerusalems, nebst den Ursachen davon, V. 18
— ihre Lügen von JEsu in ihren Schriften, V. 26 f. 36 f. 46 f.
Julius Cäsar mit Willhelm dem Dritten in Engelland verglichen, V. 248
Julius, der Dritte, Pabst, ein geiler Herr, V. 291

K.

Kapuciner, beschrieben, III. 126
Kardinal, ein gewißer, ist sehr freygebig gegen eine arme Wittbe, V. 253
— von Lothringen, V. 286
— von Monte, nachher Pabst Julius, III. ein geiler Bruder, V. 291
Karl XII. König in Schweden, IV. 105
Karls I. K. v. Engelland trauriges Ende, V. 267
Karl V. Kayser, Worte des P. Poree in seinen Reden, wie sich dieser Kayser in Paris befunden hat, VI. 147
— — seine Meynung wegen der Sprachen, III. 377
Kaufleute in Engelland, sind brave Leute, IV. 155
Kayser, die Römischen, wurden sonst in Aachen gekrönt, III. 198
Ketzer, dürfen nach der Meynung alter Kirchenlehrer nicht geduldet werden, I. 167. V. 4
— der Grundsatz, daß man sie ausrotten müße, ist schädlich, IV. 133
Kinder, die Brabanter schicken die ihrigen nach Paris, III. 135
— Uneheliche für unehrlich zu erklären, ist unrecht, III. 185
— werden in Holland zu sehr verzärtelt, III. 320
— die vor der Taufe sterben, ob sie verdammt sind, IV. 353
— krüpelichte wurden in Sparta nicht erzogen, IV. 418
Kirchen, Gebräuche darinnen bey den Papisten, I. 60
— sind bey den Papisten Sammelplätze für Verliebte, II. 2. III. 207
— dahin flüchten Uebelthäter, II. 309

Kirchen, in diese hangen die Papisten allerhand Gelübden auf, IV. 111
Kirchenväter, von ihren Schriften, I. 144. 155 168
— ihre Irrthümer in der Lehre, V. 1 f.
— ihre Schriften sollen, wenn man sie unter den Kopf legt, wahrhafte Träume veranlaßen, VI. 116
Klöster, darinnen geht es unkeusch zu, II. 176
Kobolde, können nicht möglich seyn, VI. 49
Könige, Betrachtungen über die Ehrfurcht gegen sie, I. 70
— wie sie sich gegen die Unterthanen verhalten sollen, I. 278. II. 393. 187
— welche in der Welt für die größten zu achten sind, IV. 99
— daß sie sich nicht an Menschen, sondern bloß an Gott versündigen können, will Ambrosius aus dem 51 Psalm erweisen, V. 6
— verschiedene, die ein trauriges Ende gehabt haben, V. 257
— wie sie regieren sollen, V. 315 f.
Königinn von Frankreich, Brunehaud, traurige Schicksale, V. 264
— von Neapel, Johanna dergl. V. 266
Königsmörder, entlaufen ihrer Strafe von Gott nicht, IV. 122
Kopten, eine Gattung von Christen in Egypten, II. 349. III. 1
Koptische Bischöffe, III. 165
Kreuzzüge, im zwölften Jahrhunderte, II. 85 III. 166
— dazu hat der H. Bernhard ermahnt, I. 173
— hätten beßer angewendet werden können, V. 121
Krieg, wie er geführt werden müße, II. 152

Krieg, zwischen Oesterreich und Preußen nach Karls des Sechsten Tode, VI. 256 f.
Kriegsruhm, ist meistens eitel, II. 118
Künste werden in Frankreich getrieben, I. 195

L.

Laster, hält man an manchen Menschen für Tugenden, VI. 14
Lebensart, vornehmer junger Herren in Paris, VI. 169
Leibnitz, ein besonderer Umstand von ihm, III. 392
Lettres de cachet, in Frankreich, IV. 323
Liebe, deren Verschiedenheit nach Beschaffenheit der Nationen, II. 131
— zum weiblichen Geschlechte ist ein Geschenk Gottes, schafft dem menschl. Geschlechte Nutzen, muß ehelich seyn, II. 135 f.
— hat in Frankreich ihren Sitz, IV. 309
Liebesgeschichte zwischen Zulima, einer Afrikanerinn, und einem Portugiesischen Sklaven Sebastiano, V. 73
Liebeshändel, werden durch Masken auf Bällen befördert, III. 1. 2
— wie sich die Spanier dabey verhalten, III. 207. 378
— wie sie in Algier getrieben werden, V. 71
Liebestränke, was davon zu halten sey, I. 209
Livius, soll in Constantinopel ganz zu finden seyn, II. 207
— was von den Wundern zu halten, die er erzählt, VI. 112
Lob giebt man Todten lieber, als Lebendig., V. 243
Lojola, s. Ignatius.
Loretto, von dem Orte und den Wallfahrten dahin, II. 177
Ludwig, XIV. K. von Frankreich, IV. 103
— war sehr ruhmbegierig, V. 216

※ ❧ ※

Lustspiele, Französische, II. 41
— Spanische, III. 212
— Engelländische, IV. 341
Luther hat nebst Calvin dem päbstlichen Aberglauben gesteuert, I. 297. III. 220
Lüttich, III. 149

M.

Mädchen, gegen ein tugendhaftes ist der Ritter Bayard sehr edelmüthig, V. 251
Magdalena, H., lächerliche Gebräuche bey ihrem Feste, III. 163
Mahomet, III. 86
— wird mit dem Ignatius Lojola verglichen, V. 344
Mahomet II. Türk. Kayser, hatte vor der Eroberung v. Constantinopel einen Traum, VI. 102
Mahometanische Religion vertheidiget der Sekretarius des Grafen von Bonnevall, I. 101
— deren Beurtheilung, I. 179
Maimburg, ein gelehrter Jesuit, was von ihm zu halten, VI. 166
Maler, große, in Antwerpen, und von andern, III. 149
— die Liebe macht aus einem Schloßer einen Maler, III. 154
Malerkunst, kommt durch den schlechten Geschmack in Verfall, VI. 215
Malteserritter, haßen die Juden, VI. 186
— wen sie in den Orden nehmen, VI. 187. 193
— Ursprung dieses Ordens, VI. 191
— sind für die Europäische Handlung und Gelehrsamkeit sehr vortheilhaft, VI. 196 f.
Mariana, ein Spanischer Geschichtschreiber und Jesuit, III. 404
Marivaux, künstelt sehr in der Schreibart, V. 232 f.
Marocco, daselbst wird die Aristotelische Weltweisheit gelehret, V. 104

Ma=

Masken auf Bällen befördern Liebeshände l, III.
Materie, ihre Unendlichkeit, III. 52
— Untheilbarkeit, III. 57
— ob sie die Kraft zu denken haben könne, VI. 45
Mayland wird beschrieben, II. 303
Melanchthon hat Feinde gehabt, V. 112. 113
Menschen von ihrer Vermehrung, II. 12
— sollen wie die Bilze aus der Erde gewachsen seyn, III. 294
— sollen so wie auch die Thiere anfänglich alle im Waßer gelebt haben, IV. 35
Meßias, falsche unter den Juden, II. 216 f.
Milton, IV. 231
Minister, Königliche in Frankreich, I. 238
— sollen alte Leute seyn, II. 21
— ihnen darf nicht zu viel Gewalt eingeräumet werden, IV. 318
— schlimme richten viel Unheil an, IV. 327
— kluge sind ein Glück der Länder, IV. 337
Mißionarien, zu Ausbreitung der Christlichen Religion in heydnischen Ländern, IV. 44
— in China, was man ihnen vorwirft, V. 130 f.
Mode, herrscht in Frankreich überall, auch im Gottesdienste, I. 34
Mohren in Afrika, ihre Geschichte, V. 60
— sind in Tunis besser dran, als in Algier, V. 124
Moliere, ein französischer Dichter, II. 43
— ist freygebig gegen einen Armen, V. 256
Molinos, Stifter der Qvietisten, III. 68
Molinisten, II. 211
Monatsschriften, I. 68
— loben Bücher ums Geld, II. 257
Mönch, Carmeliter, wird in Frankreich in Unzucht ertappet, I. 50
— Barfüßer wird auch angetroffen und rächt sich, I. 75

Mönch, verführt eines vornehmen Mañes Tochter in Meßina zum Klosterleben, II. 200
— und Officier werden auf der Reise uneins, II. 457
— Carmeliter in Spanien, läßt bey einer Dame die Hosen im Stiche, III. 327
— Dominikaner in Italien, bemäntelt seine Unzucht mit dem Vorwandte der Andacht, III. 331
— in Langvedok, läßt einen Heiligen Wunder thun, VI. 130
Mönche, warum sie so in Ansehen sind, I. 50
— stiften Unruhe, I. 71
— in der Türkey so schlimm, als bey den Catholischen, I. 106
— — Geschichte von einem, I. 186
— — ihre Wunder, II. 438
— in Frankreich sind lasterhaft, I. 194
— — ihre Gelehrsamkeit, II. 445
— ihre Lebensart, II. 50
— ihr eheloser Stand, II. 105
— in Venedig leben sehr frey? II. 231
— vertreiben die Teufel, II. 424
— werden von ihren eigenen Glaubensbrüdern lächerlich gemacht, III. 26
— Satyre, auf sie ist die Geschichte des Inigo von Gvipuscoa, III. 27
— sind schädliche Leute, III. 72
— in Brabant sind reich, III 134
— in Barcellona führen die Rebellen an, III. 204
— in Spanien haben viele Freyheit, III. 209
— erziehen in Holland die Kinder, III. 321
— sind meistentheils an dem Morde gekrönter Häupter Ursache gewesen, IV. 124
— in Portugall sind gefährl. für Fremde, IV. 330
— — ihr Stolz wird gedemüthiget, IV. 330
— — haben große Gewalt, IV. 332

Mönche, samlen Almosen für die Christen Sklaven in der Türkey, V. 94
— ihre Lebensart ist lächerlich, und verwerflich, V. 138
Moreri, ein schlechter Schriftsteller, VI. 61
Moschee, in derselben macht ein Genueser die Hosen unrein, III. 88
Moses, Stab in Mayland, II. 312
— Schlange, ebendaselbst, II. 313
— ein jüdischer Betrüger, II. 220
Moskowiten, begegnen einem Gesandten sehr unhöflich, IV. 92
— sind nicht mehr so roh, als vor Zeiten, IV. 92
Mumien, Egyptische, IV. 117
Muret, mit ihm stellen die Aerzte Versuche an, III. 42
— einige Lebensumstände von ihm, III. 44
Musik, Lob derselben, IV. 126
— ihre gegenwärtige Verfaßung in Frankreich, VI. 225
Mystische Religion in Frankreich, III. 64
— hat mit der Qvietisterey viel ähnliches, III. 67
— Bücher, III. 70

N.

Nagel, des H. Kreuzes in Mayland, II. 304
Nasamonen, Hochzeitgebräuche bey ihnen, III. 188. V. 332
Nativitätstellen, was davon zu halten sey, I. 212
Neapolis, u. dessen Einwohner beschrieben, II. 281
Nero, in seinen Lastern mit großen Fürsten verglichen, V. 213
Neuhof, Bar. von, wird König in Corsika, II. 368 f. 390 f. 181 f.
— — von den Genuesern verfolgt, V. 322
Newton, IV. 221
Nonne, Geschichte von einer entsprungenen, I. 54

Nonnen in Paris, klagen über ihren Zustand, und sind mißvergnügt, II. 325

O.

Obrigkeitlicher Stand, denselben verdammt Tertullian, V. 3. 4
Oesterreich, dessen Krieg mit Preußen nach dem Tode Kayser Karls des Sechsten, VI. 256
Officiers in Frankreich, sind stolz gegen die Bürgerlichen, III. 104
— — zum Theil geschickte Leute, III. 106
— ihr gewöhnlicher Lebenswandel, III. 110
Opern in Rom, I. 19
Opernfrauenzimmer, sind gefährlich, I. 218
— eines hat einen Cavalier zum Liebhaber, der bey ihr als Laqvay in Dienste geht, I. 273
Opernhaus, in Paris, dessen Beschreibung, I. 39
Orleans, des Mädchens von, Proceß beschrieben, IV. 374
Osmann, türkischer Kayser, dessen traurige Schicksale, V. 261 f.

P.

Pabst, über dessen Untrüglichkeit wird gestritten, I. 71. 260. III, III.
— wird sehr verehrt, I. 121. V. 177
— etwas von seiner Wahl, I. 121. 260
— thut die Raupen in den Bann, I. 122
— macht seine Anverwandten reich, und die Unterthanen arm, I. 80. 122. 264
— gilt nicht mehr so viel, als sonst, III. 354
— wie seine Gewalt nach und nach entstanden und wieder gefallen ist, V. 297 f.
— gilt in Frankr. weniger als anderwärts, V. 308
— Antwort Philipps des Schönen, K. v. Frankreich auf ein Schreiben des Pabsts, V. 309
— Julius III. ein geiler Bruder, V. 291
Päbstinn Johanna, IV. 248

✠ ❖ ✠

Pabstthum wird in Engelland nicht gelitten, IV. 135. 142
Papistische und Indianische Religion sind einander sehr gleich, V. 174 f.
Paris, vornehm. Herren Lebensart daselbst, VI. 169
Paris, Abt, der Jansenisten ihr Heiliger, giebt Anlaß zu Unruhen, I. 86
Parisische Bluthochzeit, II. 235
Parlamenter in Frankreich, I. 192
Parlament in Engelland, V. 311 f.
Peter I. Czar v. Moskau, IV. 105
Pfaffen in China werden ihrer Götzen wegen gezüchtiget, VI. 124
— in Europa sollten für ihre Betrügereyen gezüchtiget werden, ebendas.
Pfaffe in Langvedoc läßt den heil. Turpin Wunder thun, VI. 130
Pharao, von seiner Ersäufung im Rothen Meere, III. 144
Pharisäer, eine jüdische Sekte, IV. 70
Philipp v. Neeri, Schutzpatron von Turin, II. 102
Philosophen, alter lächerliche Handlungen, II. 38
Philosophische Sekten der Alten sind in ihrem Betragen verschieden, II. 38
Piemont, Beschreibung davon, II. 1. 101 f.
Plato, II. 80
— sein Grab, II. 81
Pöbel in Frankreich, I. 277
— in Engelland, VI. 141
Pompejus, dessen traurige Schicksale, V. 258
Popens Versuch vom Menschen, II. 224 f.
— Lockenraub, und andere Schriften, IV. 232 f.
Portugall, Beschreibung davon, IV. 1. 330
— K. davon, Sebastian, ward durch die Jesuiten unglücklich, IV. 334
Prediger müssen ihren Vortrag behutsam einrichten, II. 345

Preiß,

Preiß, auf den Kopf eines Menschen zu setzen, ist nicht allemal recht, V. 322
Preußen, Krieg zwischen ihm und Oesterreich nach Karls des Sechsten Todte, VI. 256 f.
Priesterehe, III. 222. V. 290
Proceße muthwillig verlängern ist schändlich, II. 355. VI. 244
— wie es damit in Frankreich zugeht, VI. 242 f.
Proceßionen der Catholicken, I. 108
— eine dergl. in Provence, III. 201
— in Indien, V. 176
Protestanten sind aus Frankr. verbannt, IV. 135
Provence, daher sind große Leute gebürtig, II. 6
Psalmen Davids hat Buchanan ein Schottländer, in Lateinische Verse übersezt, VI. 83
Pyramiden, Egyptische, III, XIII. 157. IV. 116
Pyramide, ein Denkmal Türkischer Grausamkeit auf der Insel Gerbe, V. 126

Q.

Quacker, eine Sekte in Holland, III. 242
Qvietisterey, ist fast eben so viel, als die Mystische Religion, III. 67
— ihr Stifter ist Molinos, III. 68
Qvixotte, Geschichte von ihm, III. 406

R.

Rabbinen, II. 70
— ihre Träumereyen, IV. 264. I. 298
Racine, II. 45
Rapin Thoyras, seine Geschichte von Engelland ist von schlechten Schriftstellern fortgesetzt, I. 203. VI. 54 f. 80 f.
Rapin, dessen Schrift Reflexions sur la Philosophie beurtheilt, V. 209
Raum, vom leeren, Meynung. der Weltweis. III. 53
Raymond Jordan ein Gelehrter des 14ten Jahrhunderts, I. 177
Rebellen, sind strafbar, II. 391

Redekunst, wird durch die Gewißensfreyheit befördert, II. 315 f.
Reformation Luthers, hat eine beßre Schreibart veranlaßt, I. 176
— — nebst ihren Folgen, V. 306 f.
Regierungsformen, welches die beste sey, I. 287 III. 264. V. 313 f.
Reiche, sind der Veränderung unterworfen, II. 403. III. 288
— ihre Vergrößerung ist ihnen bisweilen schädlich, II. 405
Reichsstädte, und Reichsfürsten, III. 390
— — stunden unter Kayser Karln dem 7ten in Gefahr um ihre Freyheit zu kommen, VI. 271
Reisen in fremde Länder sind nützl. II. 79. III. 189
— thun die Deutschen gern, III. 395
— in was für Absicht man sie unternehmen müsse, V 271
— helfen uns die Nationen keñen lernen, VI. 17 f.
Religion, Unruhen haben Frankr. geschwächt, I. 93
— besteht nicht in äußerl. Gebräuchen, I. 297
— wie man sich darinnen verhalten solle, I. 301
— wer außer der wahren gebohren ist, ob er zu verdammen sey? I. 359
— Christliche hat starke Beweise vor sich, II 83
— Zwang darinnen, II. 88
— in Venedig, II. 124
— ob sie die Leute beherzt mache? II. 151
— ihre verschiedenen Sekten in Holland, III. 241
— diejenige hält jeder für die beste, worinnen er gezogen ist, III. 247
— von den Schicksalen der christl. Muthmaßungen, III. 335 = 368 f.
— durch Gewalt fortzupflanzen ist unrecht, V. 128 f.
— wird nicht durch Siege als wahr bestätigt, ebend.
— wird zum Deckmantel der Betrügereyen gemißbraucht, VI. 241
Religions Haß, II. 100

Religionshaß ist unrecht, II. 339. IV. 140
— — Beyspiel davon, III. 155
— Freyheit in Holland, III. 236
— Duldung, IV. 142
— Streitigkeiten sind in Engelland sehr gewöhnlich, V. 79. u. überh. unter Christen, V. 81
— — darinnen legt man Gegnern allerhand falsche Meynungen Schuld, V. 89
Religvien in Mayland, II. 31
— was es eigentlich sind, II. 427
— in Venedig, II. 97
— in Aachen, III. 197
— von einerley Heiligen an vielen Orten, Erklärung eines Jesuiten davon, VI. 12
Rhodis, haben die Malteser gehabt, und an die Türken verlohren, III. 188
Richter, wie sie die Gerechtigkeit handhaben und Proceße entscheiden sollen, VI. 243
Rochester, Gr. von, ein Atheist, dessen Bezeigen auf dem Todtbette, IV. 237
Roland, und sein Pferd, III. 199
— hat seinen Verstand wieder bekommen, III. 200
Rom, Beschreibung davon, I. 78. 116. 258
Romanen, was sie nützen, I. 351
— ließt man am liebsten, II. 262

S.

Sabatai Sevi, ein falscher Meßias, und Jüdischer Verführer, II. 216. 165
Sabbath, haben die Jüden zu abergläubisch gefeyert, IV. 80
Sadducäer, eine Jüdische Sekte, IV. 68
Samaritaner, eine Jüdische Sekte, IV. 275
Satyr, s. Waldgötter.
Schauspiele, Dichter davon, erkaufen sich den Beyfall der Leute, I. 64
— französ. Dichter gegen die Alten verglich. II. 41
— sind dem Staate nützlich, IV. 342

Schauspiele, müssen den guten Sitten nicht nachtheilig seyn, IV. 343
Schauspieler, ihre Lebensart in Frankr. I. 39
Schottland, Nachrichten davon, VI. 69 f.
Schreibart, die gute, ist durch die Reformation veranlaßt worden, I. 176
— gewißer neuern Franzosen ist verderbt, V. 229
Schriften, s. Bücher. [VI. 208. 219 f.
Schriftsteller, schreiben ums Lohn, I. 204. II. 244
— klagen über die Buchhändler, I. 204
— alle dürfen nicht hochgeschätzt werden, II. 266
— dürfen nicht aus Monatsschriften, oder Vorreden beurtheilt werden, II. 269
— gute haben allezeit ihre Feinde gehabt, IV. 348
Schulen, hohe in Holland, III. 268
Schwangere Weiber, die Wirkung der Einbildungskraft in ihnen, V. 148 f.
Schweitzer, ihre Landesart und Staatsverfassung, II. 378
Scipio Afrikanus mit Heinrich dem 4ten, K. v. F. verglichen, V. 246
Sebastian, K. in Portugall, wurde durch den Rath der Jesuiten unglücklich, IV. 334
Seele, von dem Wesen derselben bey Menschen und Thieren, I. 329
— Lockens Meynung davon, IV. 224. Anm.
— ob sie im Schlafe denke, IV. 391 f. 401 f.
— ob sie körperlich oder geistisch ist, IV. 401
— der Thiere, Abhandl. davon, V. 185
Seelenwanderung, die Lehre davon ist zur päbstlichen Religion vortheilhaft, III. 107
— ist in Indien bekannt, V. 179. 180
Seeräuber von Algier u. s. w. warum man ihnen nicht das Handwerk legt, V. 99
Sekten der Religion in Holland, III. 241
Selbstmord ist in Engell. sehr gewöhnl. IV. 293
— eines Franzosen läuft unglücklich ab, IV. 297

Sittenlehre, die gesunde, rührt vom Grotius und Pufendorf her, V. 12.
Sklaven, ihr Zustand in der Türkey, V. 92 f.
— der Christen in der Türkey haben es beßer, als Türkensclaven unter den Christen, ebendas.
— werden von Allmosen, das durch die Mönche gesammlet wird, loßgekauft, V. 94
Sorbonne, eine Versammlung der Gottesgelehrten in Frankreich, I. 142
Spanien, Beschreibung davon, III. 204 f. 226 f. 270 f. 323 f.
Spiele zur Uebung des Körpers in Frankr. III. 45
Spinoza, wird widerlegt, I. 336
— wird gestochen, II. 98
— woher sein Lehrgebäude genommen ist, III, xv.
Spitzsäulen, s. Pyramiden.
Sprache, welches die ältste sey, III. 294
— die erste, ob sie von Gott herrühre, III. 298. 418
— hebräische, ob sie die älteste sey, III. 412
— deren Verwirrung beym Thurmbau zu Babel, III. 292
Sprachen, lebendige ändern sich, V. 226 f.
Staatskunst, wird aus der Känntniß der Nationen erlernt, VI. 20
— Veränderungen allerh. Ursach. davon, V. 142 f.
Sterndeuterey, eine eitle Wissenschaft, VI. 85
Stutzer in Paris, ihre Lebensart, VI. 169
Sündfluth, Meynungen davon, II. 14

T.

Talismannen, was von ihnen zu halten sey, I. 208
Talmud, enthält lächerl. Sachen, III. 83. IV. 270
— dessen Lügen von Jesu, V. 26
— ist die Ursache der Treñung unter den Jüd. V. 80
Teufelsbannerey treiben die Mönche mit dem Weyhwasser, I. 322
Thomas von Aqvino, I. 175
Thuan, wird von dem Moreri falsch beschuldiget, VI. 67

Todtbette, Gebräuche der Papisten dabey, II. 170
Todtesstrafen müßen mit Schimpfe verbunden seyn, IV. 257
Tradition, ist bey den Papisten sehr im Ansehen, III, IV.
Träume, ob sie etwas bedeuten, VI. 88 f. 106 f.
— allerhand Beyspiele davon, ebendas.
Traum, legt ein Dorfpfarre einem Mädchen aus, VI. 119
Trauerspiele, Französische, II. 44
— Spanische, III. 211
— Engelländische und Französische, IV. 304
Tridentinische Kirchenversammlung gilt in Frankreich nicht, III. 385
Tripoli, Beschreibung davon, V. 135
Troja, ist mehr als einmal gebauet worden, V. 119
Tugenden, dafür hält man an manchen Menschen die Laster, VI. 14
Tunis, Beschreibung davon, V. 115
Turin, — — II. 1
— davon ist Philipp von Neri der Schutzpatron, II. 102
Türkey, wie es darinnen zugeht, II. 161
Türken, sind verliebt, wie andre Völker, nur auf andere Art, I. 106
— warum sie viel Weiber nehmen, III. 191
— sind in ihrem Glauben nicht alle einig, V. 81
— könnten von den Christen leicht bezwungen werden, V. 121
— berufen sich zum Beweise ihrer Religion auf das Glück der Waffen, V. 127
— haben zum Theil den wahren Gott unter den Heyden bekannt gemacht, V. 132
Türkischer Heiliger, und sein Grab, II. 436
Türkische Wunder, der dasigen Mönche, II. 438
Turpin, ein R. Cathol. Bischof zieht mit in den Krieg, II. 87

Turpin, ein Heiliger, in Langvedok wird von einem Mönche zu einem Wunderthäter gemacht, VI. 130

U. V.

Vanini, seine lezten Worte, III. 22
Väterliche Gewalt über die Kinder, IV. 58
Uebelthäter, in Engelland, ihr Verhalten unter dem Galgen, IV. 252
Venedig, dessen Beschreibung, II. 120 f. 152 f. 193 f. 229 f.
— die Regierung davon läßt nicht verächtlich von sich sprechen, II. 155
Verdammniß eines Menschen von Gott, um andre seelig zu machen, ist ungereimt zu glauben, IV. 264
— der Völker, die außer der wahren Religion gebohren sind, I. 359
Verfall alter Völker, III, XIII
Verwirrung der Sprachen beym Thurmbau zu Babel, III. 292
Vielgötterey, haben auch die alten heydnischen Weltweisen geglaubt, III. 250
Vielweiberey der Türken, III. 191
Villars, Marschall von, in Frankreich war geizig, V. 245
Unigenitus, über diese päbstl. Bulle hat ein Bischof in Frankreich ein ärgerliches Buch geschrieben, IV. 108
Unterthanen sollen sich nicht gegen ihre Könige empören, I. 74. III. 391
— wie sie sich gegen Fürsten verhalten sollen, I. 278. II. 190
Untreue in Freundschaft und Liebe, II. 91
— wird entschuldiget, III. 8
Völker, wilde in Afrika, V. 326
Voltäre, II. 45

Voltäre, sein Trauerspiel Alzire wird beurtheilt, II. 288

W.

Wahrsager, sind in Egypten und bey den Türken sehr in Ansehen, VI. 85
— ist ein Dorfpfarr gegen ein Mädchen, VI. 119
Wahrsagerkunst, ist eine eitle Kunst, VI. 86
Waldgötter, die Fabel des Talmuds davon, III. 83
— ob sie wirklich in der Welt sind, IV. 20
Wassernixe, ob es dergleichen giebt, VI. 49 f.
Weiber, s. Frauenzimmer.
— in Asia u. Afrika sind sehr eingeschränkt, V. 69 f.
Weltgeistliche, in Frankreich, sind ehrliche Leute, III. 71. 72
Weltweise, tadeln an andern ihre eignen Fehler, IV. 360
Weltweisheit, macht tugendhafte Leute, V. 219
Weyhwasser, wird gebraucht, die Teufel zu bannen, I. 322
Willhelm, der Dritte, K. von Engelland, IV. 103
— mit dem Julius Cäsar verglichen, V. 248
Wissenschaften, s. Gelehrsamkeit.
Wittbe, gegen eine arme, beweißt sich der Ritter Bayard u. ein Kardinal in Rom sehr freygebig, V. 251 f.
Wunder, papistische, II. 85
— türkische, II. 438
— in Brabant, III. 133
Wunderbild in Langvedok, unter dem Namen des H. Turpin, s. Turpin.

Z.

Zauberey, wird im Pabstthume sehr geglaubt, II. 423
Zaubersiegel, s. Talismann.

Die

Die vornehmsten Druckfehler
in den
Jüdischen Briefen.

In dem ersten Theile.

S.	Z.	statt		lies
58.	14 —	Cremonien	=	Ceremonien
74.	7 —	seyn	=	sein
—	10 —	sein	=	seyn
97.	3 —	glaut	=	glaubt
113.	1	fehlt im Anfange der Zeile denkt		
128.	30 —	meffen	=	messen
161.	22 —	Carthesianische	=	Cartesianische
162.	17 —	Carthesianer	=	Cartesianer
170.	1 —	Augustins	=	Augustinus
223.	19 —	den	=	der
226.	24 —	schreint	=	scheint
231.	20 —	Renard	=	Regnard
237.	14 —	ein	=	einen
242.	25 —	dem Monarchen vorzuschneiden,		lies: den Monarchen vorzustellen
243.	31 —	würde	=	würden
244.	6,7 —	dem Monarchen vorschneidet,		lies den Monarchen vorstellet
251.	12 —	brachte	=	brachten

S.	Z.	statt	ließ
252.	12 —	so	= sie
255.	11 —	grodisken	= grotesken
266.	31 —	Stilit	= Stelit
259.	21 —	die Säulen Trajan und Antonin, ließ: die Säulen des Trajans und Antonins	
260.	24 —	Millionen	= Million
261.	31,32	Vitigius	= Vitiges
279.	11 —	den	= die
306.	24 —	Er	= es
311.	1 —	werden, ein	= werden, zwar ein
350.	3 —	Meynungen	= Neigungen
362.	2 —	wird das Wort ewiges weggestrichen	
365.	20 —	hinter dem Worte Jahren, muß eingerückt werden: einen Haufen Mißbräuche.	
367.	16 —	in trabit	- intrabit
368.	8 —	Saturen	= Saturn

In dem Zweyten Theile.

Im Vorberichte S. 2. Z. 5. statt das Publicum ließ des Publicums

S.	Z.	statt	ließ
24.	11 —	eigennig	= eigensinnig
65.	23 —	welchen	= welches
102.	4 —	fleißiglich	= fleißig
109.	11 —	ersinnt	= erkühnt
111.	29 —	selbige	= selbigen
119.	11 —	Moisin	= Maisin
125.	19 —	keinen besseren Nazaräern	
129.	1 —	Philosoph	= Philosophen

S. Z.

S.	Z.	statt	ließ
129.	10 —	den Schnuptuch	das Schnupftuch
—	17 —	Madone — welches	Madonna — welchem
—	21 —	Madone	Madonna
130.	8 —	Ich habe verliebt zu werden gedacht, ließ: Ich wäre bald verliebt worden	
131.	5 —	haben mögest	hast
133.	15 —	das	dem
—	30 —	den Fenster	die Fenster
134.	30 —	worin	worein
141.	15 —	ein mittelmäsiges	einem mittelmäsigen
—	16 —	ein schlechtes	einem schlechten
142.	27 —	ere	sere
146.	4 —	ein	eine
169.	1 —	nach	an
207.	25 —	an die ottomannische	bey der ottomannischen
209.	25 —	schein	scheint
212.	29 —	Galeen	Galeeren
213.	1 —	men	mein
214.	2 —	das	dem
223.	19 —	Dildo	Dido
224.	19 —	des	dem
—	20 —	Dichters	Dichter
234.	32 —	die	der
235.	1 —	Schlacht bey der Insel St. Barthelemi, ließ St. Bartholomäustag	
—	18 —	haben	habe
—	30 —	von St. Barthelemi	St. Bartholomäustage

S. Z.

S.	Z.	statt	ließ
236.	23 —	der Schlacht bey St. Barthelemi, ließ: dem St. Bartholomäustage	
263.	31 —	schlechter	schlechte
279.	20, 21 —	der Kamehl der	das Kameel, das
291.	24 —	angelegentliche Gemüthsfassungen, ließ: merkwürdige Umstände	
292.	15 —	den	des
299.	9 —	eïre	etre
304.	32 —	eins von denjenigen	einer von den Nägeln
—	30 —	werden	worden
305.	16 —	Nägelein	Nelken
307.	5 —	nach	an
310.	9 —	die	der
—	10 —	das	dem
314.	18 —	die	der
325.	23 —	Sittigkeit	Sittsamkeit
329.	28 —	in Kost	in die Kost
331.	12 —	ein	einen
—	15 —	gienge	geht
—	30 —	Abgeschiedenheit	Trennung
354.	12 —	die	den
389.	13 —	Ammänner	Amtmänner
393.	5 —	Much	Muth
—	18 —	die	der
—	19 —	die weise und kluge	der weisen und klugen
407.	32 —	Calonnade	Colonnade
409.	12 —	Cleoparta	Cleopatra
416.	23 —	zuwiderlaufenden	zuwiderlaufende
432.	17 —	ßen	tzen
443.	31 —	Imams	Imans

456. 32 — Bicke = Blicke
474. 7 — und der = und die der

In dem dritten Theile.

S.	Z.	statt		ließ
VII.	23	— uneigennützig	=	eigennützig
XIV.	9	— könnten	=	konnten
XV.	4	— möchten	=	mochten
3	22	— verkleidet	=	verkleidete
—	30	— Gleichgültigkeit, die ere ließ: Gleichgültigkeit, die er		
—	31	— sollt	=	soll
16.	31	— bev	=	bey
33.	13	— hinter das Wort Mittel setze: sey		
36.	12	— Provincales	=	Provinciales
39.	7	muß das Wort zuvor weggestrichen werden		
42.	32	— Mit dem	=	Seit den
43.	5	— Heil.	=	Herrn
45.	10	— verschafft	=	verschaffen
59.	23	— spati	=	spatio
60.	31	hinter das Wort Atomus rücke ein: theilbar ist, und daher macht er einen Schluß wider dessen Untheilbarkeit. Der Epikuräer denkt dagegen, daß der Atomus		
61.	1	fehlt im Anfange der Zeile das Wort mit		
—	26	hinter eine fehlt: Ausdehnung und Theile; Aber diese		
62.	17	— meinen	=	meynen
68.	8	— Qvietischen	=	Qvietistischen
69.	15	— 11000	=	der 11000.
83.	6	— uns	=	aus
90.	1	— behielten	=	behalten

92.	21	— dem	⸗ den
95.	31	hinter est wird eingerückt sive nos arrideat	
100.	21	fehlt am Anfange der Zeile die Sylbe ven	
140.	6	hinter Herodotus fehlt in Egypten	
152.	4	— de	⸗ des
—	10	— zweyen	⸗ zween
168.	24	— aninmas	⸗ animas.
189.	6	— halten	⸗ hielten
235.	18	— daß	⸗ das
244.	18	— wacker	⸗ Qvacker
266.	8	— ihm	⸗ ihr
272.	7	— Herzog	⸗ Herzogs
279.	6	— wollte	⸗ konnte
385.	20	hinter Parlamenter: rücke ein, auf die Behauptung	
387.	1	hinter es, rücke ein: beyden Spaniern	

In dem vierten Theile.

S.	Z.	statt	ließ
XXIII.	14	— wollte	⸗ konnte
21.	32	— welß	⸗ weiß
22.	11	— Fannen	⸗ Faunen
23.	4	— Sulla	⸗ Sylla
26.	13	hinter dem Worte auf: fehlt, die Seite	
39.	9	— das	⸗ daß
45.	15	— allen	⸗ allein
167.	26	— richteten	⸗ richten
185.	10	— macht	⸗ machte
212.	31	— genöthet	⸗ genöthiget
261.	6	— aso	⸗ also
288.	23	— zugewendet	⸗ zuwendet
292.	12, 13	— eine allzuverwegne ließ: einer allzuverwegnen	
307.	31	— sorce	⸗ force

313. 1 — Shakespeaus = Shakespears
321. 5,18 — Pater = Paters
347. 30 — schlechier = schlechter
348. 13 — Crebillou = Crebillon
350. 26 — zustelle = zustellt
358. 10 — abwartet = wartet
369. 12 — sugen = sagen
390. 6 — erstlich = ernstlich
892. 29 — Etetendement = Entendement
407. 19 — es = ihn

In dem fünften Theile.

Vorrede S. 15. Z. 24. statt Entschuldigungen ließ Entscheidungen
S. 7. lezte Zeile statt Maximus übersezt ließ: Maximus. Übersez
8. 5 — jenen = jene
21. 16 wird daß sie weggestrichen
59. 14 — Leichthurms = Leuchtthurms.
65. 26 — zeigt = zeigte
111. 17 — auffsezen = aufhetzen
118. 1 — . = ?
122. 18 — sie = es
125. 10 — hätte = hatte
128. 13 — Achtung = Verachtung
132. 23 — habe = haben
162. 14 — gekracht = gekratzt
175. 17 — eine = ein
182. 27 — Franzisk = Franciskus
227. 18 — daß die = daß durch die
232. 7 — anfüllen = anzufüllen
253. 25 — tlichene = etlichen
319. 9 — in = ihre

In

In dem sechsten Theile.

S.	Z.	statt		ließ
43.	12	— Flammen	=	Flamme
87.	13	— böser	=	bösen
97.	6	— wiederfahren	=	wiederfahrene
98.	2	— Samub	=	Samus
107.	7	— Heydnisch	=	Heydnische
136.	23	— werde	=	weder
141.	8	— ein	=	eine
154.	30	— Hermonie	=	Hermione
209.	25	— schickt	=	schicken
226.	21.22	— Prevottänze, die Camargosprünge, ließ: Prevot tanze, die Camargo springe.		
263.	28	— einbüßte	=	einbüßten

In dem sechsten Theile.

S.	Z.	statt		ließ
43.	12	— Flammen	=	Flamme
87.	13	— böser	=	bösen
97.	6	— wiederfahren	=	wiederfahrene
98.	2	— Samub	=	Samus
107.	7	— Heydnisch	=	Heydnische
136.	23	— werde	=	weder
141.	8	— ein	=	eine
154.	30	— Hermonie	=	Hermione
209.	25	— schickt	=	schicken
226.	21.22	— Prevottänze, die Camargosprünge, ließ: Prevot tanze, die Camargo springe.		
263.	28	— einbüßte	=	einbüßten

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn d'Argens Jüdische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel, zwischen einem Juden, der durch verschiedne Lä nder von Europa reiset, und seinen Correspondenten an andern Orten
Bd.: 6.

Berlin (1766)

Epist. 32-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402080-0
VD18 80225594-001